Das

malerische und romantische

DEUTSCHLAND.

(2)

In zehn Sektionen.

I.
Die sächsische Schweiz
von A. Tromlitz.

II.
Schwaben
von Gustav Schwab.

III.
Franken
von C. v. Heeringen.

IV.
Thüringen
von Ludwig Bechstein.

V.
Der Harz
von W. Blumenhagen.

VI.
Das Riesengebirge
von Ernst Rospoch.

VII.
Steiermark u. Tyrol
von Carl Herlossohn.

VIII.
Die Donau
von Edouard Duller.

IX.
Der Rhein
von Carl Simrock.

X.
Die Ost- u. Nordsee
von Hohnike und Storkfeff.

Leipzig,
Georg Wigand's Verlag.

Wanderungen

durch

Schwaben.

Von

Gustav Schwab.

Mit 30 Stahlstichen.

Leipzig,
Georg Wigand's Verlag.
1837.

Erste Reise.

Das Neckarthal von Canstatt bis Heidelberg.

Canstatt mit dem Rosenstein und Stuttgart. — Marbach mit Schillers Hause. — Kloster Maulbronn. — Heilbronn mit Götzens Thurm. — Weinsberg und die Weibertreue. — Wimpfen am Berg und im Thal. — Hornberg, Gundelsheim und Guttenberg. — Das Schwalbennest bei Neckarsteinach. — Heidelberg.

Vorwort.

Wenige Gegenden Deutschlands vereinigen so verschiedenartige landschaftliche Reize, wie Schwaben; weniger Länder reizende Bilder schmückt Sage und Geschichte mit einem so rührenden Abendrothe ferner Erinnerungen. Bei diesem Reichthum an beiderlei Schmucke sieht sich Künstler und Verfasser des Textes in gleiche Verlegenheit gesetzt. Welche Auswahl soll jener treffen, auf dreissig Bilder beschränkt, wo das Zehnfache nicht hinreichen würde, alle romantischen und malerischen Schönheiten des Landes dem Freunde der Natur vorzuführen? In welche Verbindung soll dieser dreissig Punkte bringen, die, einer vom andern oft durch viele Meilen getrennt, jeder isolirt aufgefasst sind, und so auch dargestellt werden müssen? Die Aufgabe war unläugbar hier viel schwieriger, als in mancher andern Sektion dieses Werkes, wo entweder nur Oasen einer pittoresken Natur, auch mythisch und geschichtlich leicht zu erschöpfen, in übrigens gleichgültigerem und weder für Crayon noch für Feder verführerischem Lande sich darboten, oder der einfache Lauf eines Flusses ohne Sprünge und Winkelzüge von einer reizenden Landschaft zur andern zwanglos hinleitete. Inzwischen haben wir es versucht, in dieses bunte Gemisch von Einzelheiten doch eine gewisse Einheit zu bringen. Das weitläufige Land

ist von uns planmässig durchwandert worden, und dadurch ist es nicht nur dem Zeichner gelungen, in vier grösseren Reisecomplexen Verwandtes zusammenzustellen, sondern auch die Beschreibung konnte bei jeder der vier Wanderungen den Faden der örtlichen und geschichtlichen Schilderungen, nur selten abbrechend, von Gegend zu Gegend, fortführen, und das, was die bildliche Darstellung bei Seite lassen musste, durch das Wort flüchtig andeuten. Dabei war freilich das Land anders aufzufassen, und die Beschreibung in andrer Ordnung vorzunehmen, als es der Topograph gethan haben würde. Dieser hätte etwa mit dem höchsten Theile des Landes begonnen, und wäre von jenem zu den niedrigern Gebirgen, Hügeln und Ebenen hinabgestiegen; er hätte den Hauptfluss des Landes von seiner Quelle bis zum Ausflusse ununterbrochen verfolgt, und, wo es irgend möglich gewesen wäre, eine Totalübersicht, ein Rundgemälde des Landes geliefert. Wer aber den Beschauer vom Kleineren zum Grösseren, vom Lieblichen zum Erhabenen, von der bescheidenen Landschaft zur romantischen Naturscene führen möchte, muss einen andren Weg einschlagen, und kann seine Bilderreihe nicht einer wissenschaftlichen Ordnung unterwerfen.

Den Kern Schwabens bildet eine theils von Hügelmassen besetzte, theils wellenförmig erhabene Landschaft, welche im Westen und im Südosten von höheren Stufen, wie von Rändern eingefasst ist. Die westlichste dieser Stufen, welche landeinwärts allmählig, einem glatten Dache gleich, gegen die Ebene sich herabsenkt, ist der Schwarzwald; die südöstliche, welche plötzlich und steil, wie ein jähes Dach, gegen dieselbe abfällt, ist die Alb. Zwischen beiden, dem Schwarzwald und der Alb, welche im Südwesten bis auf eine Meile einander nahe kommen und nur noch durch die Breite des oberen Neckarthales von einander getrennt sind, dann aber schnell von einander sich abwenden, erweitert sich die Landschaft immer mehr gegen Nordosten bis zur Jaxt und hinaus bis zum Mainstrom. Der Schwarzwald selbst bildet mit seinem badischen Theile, nebst einem schmalen Streife flachen Landes, die westliche Gränze Schwa-

bens; die Alb durchzieht das Königreich Württemberg von Südwest nach Nordost in die Quere. Jenseits derselben im Süden breitet sich eine zweite grosse Landschaft aus, welche zwar niedriger liegt als die Alb, aber höher als die erste, nördliche Ebene. Es ist diess Oberschwabens Hochebene, welche von der Donau bis zum Bodensee an der südlichen Gränze Schwabens sich erstreckt.

Auf dem hier geschilderten *) Schauplatze der Natur drängt sich das Malerische und Romantische, sofern es Auszeichnung verdient, so ziemlich im Neckarthal, der Alb, dem Schwarzwald und den Ufern des Bodensees zusammen. Damit glauben wir die Eintheilung unsrer Sektion in vier Reisen oder vier Hauptabschnitte des nachbenannten Inhaltes, hinlänglich gerechtfertigt. Der erste Abschnitt umfasst die Reise durch das Neckarthal von Canstatt bis Heidelberg, denn da die Pfalz keine eigne Sektion hat, so meinten wir hier nicht streng bei der Gränze Schwabens stehen bleiben zu müssen. Sieben der schmucksten und niedlichsten Landschaftsbilder sind hier — eine kleine Auswahl aus viel Sehenswerthem — herausgehoben worden, und haben wir Bedacht darauf genommen, dass des Betrachtenswürdigen, wie des durch Vergangenheit oder Gegenwart Ausgezeichneten möglichst Vieles in Einem Blatte sich vereinige. So erscheint Canstatt, das Landhaus Rosenstein, und die Residenzstadt Stuttgart zusammen auf einem und demselben Bilde; die nächste Darstellung ist Schillers Haus auf dem Marktplatze zu Marbach gewidmet; dann folgen Kloster Maulbronn, die alte Reichsstadt Heilbronn mit dem Thurme, wohin Sage und Poesie das Gefängniss Götzens von Berlichingen verlegt; Weinsberg mit der Weibertreue; Wimpfen am Berg und im Thale, diese vier auf je einem Bilde; die schönen und ereignissreichen Burgen Hor-

*) Die Schilderung, für Schwaben angepasst, ist der sieben (1836) bei Metzler in Stuttgart erschienenen gründlichen „Geographischen Beschreibung von Württemberg, von Ludwig Vätter" entnommen, einem Buch, das Jedem zu empfehlen ist, der einen lebendigen Ueberblick über einen grossen Theil von Schwaben gewinnen will.

neck und Guttenberg füllen nebst Gundelsheim ein einziges Blatt; von den vier Burgen Neckarsteinachs stellt sich die älteste und groteskeste, das Schwalbennest, vereinzelt dar; den ganzen Zug der Neckarbilder beschliesst das köstliche Heidelberg, an welchem Kunstdarstellung und Schilderung durchs Wort oft versucht worden ist und nie sich erschöpft hat. Weiteres von dem Hügel- und Ebenlande Schwabens mitzutheilen erlaubt theils der Raum theils die Bestimmung unseres Werkes nicht.

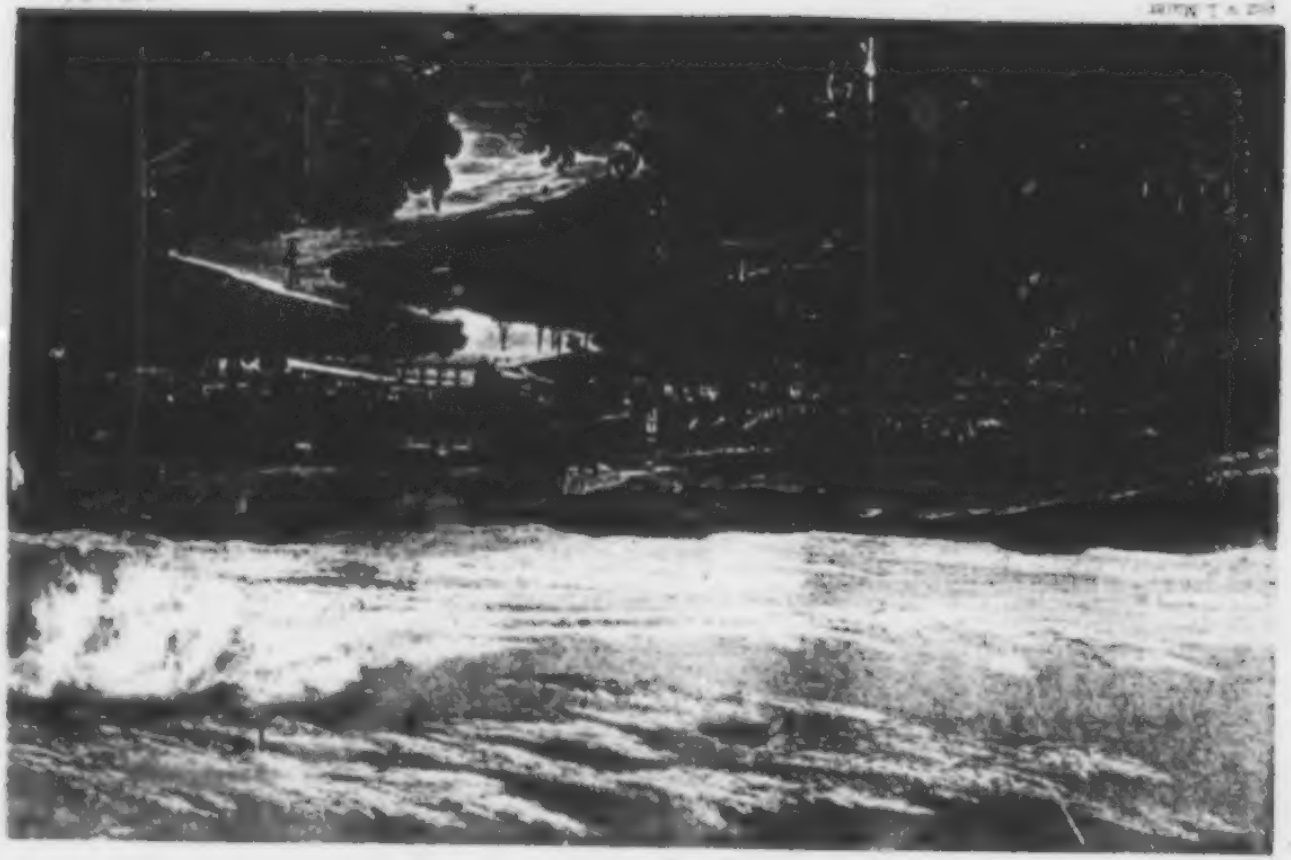
Daher führt sofort die zweite Reise im nächsten Abschnitt unsrer Sektion in eine andre Region unsres Schwabenlandes, in die Thäler und Berge der schwäbischen Alb, wo eine grössere Natur sich vor unsrem Auge aufthut. Der Durchwanderer unsres Bilderwerkes wird von uns zuerst an den südöstlichen Abfall dieses Jurakalkgebirgs, ins Donauthal geführt, und der Repräsentant jener malerischen Felsgegenden ist hier das Schlösschen Bronnen. An vielem Schönen und Grossartigen ungerne vorbeigehend, verweilen wir erst wieder in einem Thalabschnitte dieser Albseite beim romantischen Ursprunge der Blau und dem vielseitig merkwürdigen Städtchen Blaubeuren. Die Hochebene der Alb überspringt ein Werk, das dem malerischen und romantischen Schwaben gewi[illegible]et ist, wie billig; es eilt der Ausbeute zu, welche die nordwestliche Abdachung des Gebirges verspricht, mit ihren mannigfaltigen und grossartigen Thälern, in welchen Obstwälder im Schoosse von Buchenhainen und Felsengründen, von Burgen und Schlössern überragt, von versteckten Grotten umlagert, die Erinnerungen einer üppigen Natur ins rauhe Gebirg hinübertragen, dessen Hochflächen an die Steppen und das Clima des Nordens erinnern, während volkreiche und blühende Städtchen an der Traufe des Gebirges die Pforten jener romantischen und doch so gesegneten Thäler bewachen. Aus dem Ueberflusse von Grossem, Schönem und Seltenem aller Art, heben wir hier auf sechs Blättern Rechberg und Hohenstaufen (in Einem Bilde), Hohenurach die Burgtrümmer des Reisensteins, das Schlösschen Lichtenstein, das Innre der Ne-

helhöhle, und die Burg Hohenzollern heraus. Dann entfernt sich unser Weg einige Stunden von der Alb, um die ganz einzige Lage des Städtchens Haigerloch zu betrachten und die hervorragendsten Städte des mittlern Neckargebietes Tübingen und Esslingen, die, jede in eigenthümlich reizender Lage, des Merkwürdigen so Vieles bieten, für Darstellung und Schilderung nachzuholen. Somit umfasst dieser zweite Abschnitt eilf Bilder, wovon acht der schwäbischen Alb, und drei dem Mittellande zwischen Alb und Schwarzwald angehören.

Der Granitwall des Schwarzwalds trägt, was Ausdehnung, Höhe und Gebirgsart betrifft, einen mächtigeren Charakter, als die Mauer der schwäbischen Alb; der Gang von dieser zu jenem, der im dritten Abschnitte auf der dritten Reise von uns in malerischer und romantischer Hinsicht durchforscht wurde, bildet somit in derselben Beziehung auch einen Fortschritt vom Niedrigern zum Höheren. Seine erhabeneren Schönheiten sind indessen nur im westlichen Abfalle dieses Gebirges gegen das Rheinthal, und theilweise auf der nördlichen Seite desselben zu suchen. Aus den bescheideneren Reizen der Thäler, die der südöstlichen Abdachung näher liegen, haben wir das uralte Kloster Hirsau mit seinem stillen Tannengrunde zur Darstellung gewählt, dann nach Südosten gewendet den Triberger Wasserfall, die Felsenschlünde des Höllenthals, Freiburg an der heiterernsten Ausmündung des Gebirges mit seinem erhabenen Münster, und endlich den Römersitz Badenweiler aufgesucht, in dessen waldigen Grund schon die üppigste Cultur des Rheinthales eingedrungen ist. Zwei Siebenmeilenschritte führen uns von da ins Murgthal, aus dessen Herrlichkeiten das stille Forbach und die ehrwürdige Ruine Baden ausgelesen worden. Sieben Bilder sind so dem Schwarzwalde gewidmet.

Die drei stolzesten Darstellungen liefert der letzte Abschnitt und die vierte Reise, die den Freund der schwäbischen Natur an den Bodensee und vor die Stirne der Schweizeralpen führt. Lindau's Inselstadt mit einer herrlichen Ansicht des Obersee's und ei-

ner weiten Rundsicht über die Hochgebirge ist das erste Bild in diesem Kleeblatte; das zweite zeigt den Untersee mit Constanz, von dem Napoleonidenschlosse des Arenenberges aus gezeichnet. Im dritten Bilde des vierten Abschnittes, dem dreissigsten und letzten unsrer Sektion, trennt sich der Beschauer mit der porphyrnen Felsenveste Hohentwiels und einer ganzen Gruppe verschwisterter Berge des Hegäus oder Höhgäus vom Schwabenlande.



Canstatt

mit dem Rosenstein und Stuttgart.

Unsre Gallerie malerischer Gegenden aus Schwaben eröffnet sich mit einem Thale, über welches eine südlichere Natur das Füllhorn ihres Segens ausgegossen zu haben scheint. Schon der alte Hübner in seinem jetzt hundertjährigen Zeitungslexicon sagt: „Canstatt ist nach Stuttgart und Tübingen eine der feinesten Städte im Württembergischen.“ Er konnte mit diesem rühmlichen Prädikate keineswegs unmittelbar das Städtchen Canstatt selbst bezeichnen wollen, denn dieses ist ein unansehnliches, in seinem Innern nichts weniger als „feines“ Landstädtchen, von dessen Einrichtung zu Hübners und zu unsrer Zeit galt und gilt, was schon zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts Martin Crusius in seiner Chronik vorgemerkt hat: „die Häuser von Canstatt sind nicht zur Pracht, sondern zum Gebrauch gebaut.“ Jenes Lob kann also nur der Umgegend gelten, und diese verdient es auch in vollem Maasse. Der Theil des Neckarthals, in dessen Schooße Canstatt liegt, gehört nicht zu den grossartigeren, wohl aber zu den freundlichsten und fruchtbarsten von ganz Schwaben. Das üppigste Rebenlaub kleidet seine sonnigen Hügel, deren Höhen und tiefere Thaleinschnitte wuchernde Obstgärten oder vielmehr Obstwälder bedecken und ausfüllen; breite Weidenpflanzungen auf frischen grünen Wiesen ziehen sich zu beiden Seiten der Flussufer hin und machen, in der Nähe zahlreicher und lachender Ortschaften, Gärten und Aeckern, wohl auch Weinpflanzungen Platz; einzeln auf Hügeln stehende Kirchen, zu welchen nur die letzten Häuser der Dörfer sich emporziehen, erinnern, mitten im protestantischen Lande, an die alte katholische Zeit, aus der wohl auch einmal die einsame Kapelle eines verschwundenen Dorfes übrig geblieben ist; einige Dörfer sind, wie die Städte Italiens, ganz auf Hügeln gelagert; die neueste Zeit hat diesem lachenden Gemälde Landhäuser, Tempel, Badehallen und Pavillons hinzuge-

fügt, und das unscheinbare Canstatt selbst verschwindet unter einer Umkleidung von schmucken Vorwerken, Gasthöfen, Badehäusern, Fabriken und vor einer gewerbreichen, an Bauten von Jahr zu Jahr wachsenden Vorstadt jenseits des Neckars, die binnen Jahresfrist mit der Stadt selbst durch die massivste und schönste Steinbrücke des Landes verbunden sein wird.

Vom Standpunkt unsres Bildes aus, dem die ferne Hauptstadt im Hintergrunde nicht fehlen durfte, liess sich nur ein Segment dieses herrlichen Thales darstellen, aber der Künstler hat so viel Schönes als nur möglich war und die strenge Wahrheit in den Oertlichkeiten vertrug, auf seinem engen Raume zu vereinigen gewusst. Verfolgen wir die Schlangenlinie des Neckars, die sich ganz in den Vorgrund, dem auf dem linken Ufer gelegenen, im Bilde nicht mehr sichtbaren Dorfe Münster zuzieht, aufwärts, so zeigt sich den ganzen Mittelgrund einnehmend, Canstatt mit seiner Kirche und deren Thurm, einem Werke des berühmten Baumeisters Schickhardt; dann die Neckarbrücke, die Vorstadt; links vom Beschauer „der Sulzerrain“; so heisst der Hügel, hinter welchem die Sulz, d. h. die wichtigste Heilquelle der berühmten Canstatter Bäder, mit ihren neuen Bauten und Anlagen, sich verbirgt. Hinter den ersten Vorhäusern der Stadt erscheint auf einem Hügel das kleine Dorf Berg mit seiner niedlich gelegenen Kirche, ganz links in der Ferne, zwischen gabelförmigen Hügelvorsprüngen das Dorf Gablenberg, auch hügelansteigend. Rechts von unserm Auge sieht hinter der Vorstadt noch im Thale selbst das königliche Haus Bellevue hervor, und auf dem jetzt in Rasen und Rosen gekleideten Hügel, der einst der Kahlenstein hiess, ist das herrliche Landhauss „auf dem Rosenstein“ gelagert. Weiter rechts steht ein den Anlagen dieses Schlosses zugehöriger Pavillon. Im Hintergrunde schmiegt sich die erste Haupt- und Residenzstadt Württembergs, Stuttgart, durch die schönsten Anlagen mit Canstatt verbunden, ganz in den Boden des Kessels, welchen links der Esslinger- und der Bopserberg, rechts der Hasenberg, dessen Fortsetzung zum königlichen Lustschlosse Solitude führt, im hintersten Grunde endlich die hier abfallende Hochebene der „Filder“ bildet.

Vergleicht man die in so vielen Beziehungen ungemein günstige Lage Canstatts mit der eingepressten Stellung, wie sie Stuttgart in einer zwar höchst fruchtbaren aber wasserarmen Gegend zwischen lau-

ter Hügeln und Bergen einnimmt, so müsste man es unbegreiflich finden, warum die Herren von Württemberg nicht lieber das benachbarte Canstatt zu ihrer Residenz gewählt haben, wenn man nicht wüsste, dass die Gründung von Residenzen selten auf freier und bewusster Wahl ruhe, sondern dieselben gewöhnlich mit Land und Staat erst allmählig entstehen und gewissermassen da sind, ehe man sich dessen versieht. Inzwischen machte noch im Jahre 1682 ein Herr Gauniare de St. Paul dem Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg und seinem geheimen Rathe in einer eigenen Druckschrift den Vorschlag, zum Besten des Landes Canstatt zur Haupt- und Residenzstadt zu machen, weil sich dort Alles vereinige, was zu einer blühenden Hauptstadt gehöre.

Was uns an Canstatt nicht weniger anzieht, als die Reize seiner Umgebung, sind seine geschichtlichen und naturhistorischen Merkwürdigkeiten. Wir beginnen mit den letzteren, die gleichsam die antediluvianische Geschichte des Canstatter Bodens ausmachen. Schon im Jahr 1700 wurden nämlich in Gegenwart des württembergischen Leibarztes D. Salomon Reisel auf einem Hügel, tausend Schritte von der Stadt gegen Morgen gelegen, an der jetzigen Waiblinger Strasse, unter den Ueberresten uralter Mauern mehr als sechzig Stosszähne (Hörner heisst er sie) und unzählige Knochenreste „bissiger und etwan auch unbekannter Thiere“ gefunden, wie der ehrliche Mann in seinem ausführlichen Berichte sagt, den er „gelehrten und naturverständigen Männern zu ihrem hochvernünftigen Gutachten“ und absonderlich zur Erörterung übergiebt, „ob diese Hörner und Beine nur ein Spiel und Werk der Natur, in der Erde gewachsen, oder von lebendigen Thieren, in Mutterleib geboren, seyen; nicht weniger wie sie dahin möchten gekommen seyn.“

Auf diesen Bericht hin schrieb D. Schleiss einen „Oedipus Osteolithologicus“, in welchem er die Canstatter Fossilien für Ueberbleibsel römischer Hekatomben erklärte, dagegen D. Bayer, ein Altdorfer Professor der Theologie, sie in einer Dissertation des Jahres 1712 zu Angedenken der Sündfluth machte. Seitdem sich ähnliche Funde bei den benachbarten Dörfern, zu Canstatt selbst im Jahre 1816*) und bei Abgrabung des Kaldensteins im Jahre 1823 wieder-

*) Durch den jetzigen Oberfinanzrath von Memminger, dessen Werke mit Sattlers historischer Beschreibung Württembergs dem Verf. die meisten Beiträge zu gegenwärtigem Aufsatze und reichliche zu manchem folgenden geliefert haben.

holten, und die Naturforscher, Kielmeier und Cuvier an der Spitze, das Gefundene ins gehörige Licht stellten, waltet kein Zweifel mehr ob, dass diese merkwürdigen Reste, deren Lagerstätten in der Regel aus aufgeschwemmtem Leimen, auch Süsswasserkalk und Sand bestehen, Zähne und Knochen von solchen Thieren sind, welche zum Theil aus der Reihe der jetzigen Schöpfung ganz verschwunden sind, und einer dunkeln Vorzeit angehört zu haben scheinen, und dass die hauptsächlichsten von dem Mammuth, jenem Riesenthiere der Urschöpfung stammen, andre dem Nashorn, einer Hyänenart, einer ungewöhnlichen Hirschart, endlich auch andern Thieren der jetzigen Schöpfung angehören. Sehr wahrscheinlich sind diese Thiere durch irgend eine gewaltige Veränderung auf unsrem Planeten zu Grunde gegangen, und durch eine zweite Umwälzung so zusammengeschwemmt worden, wie man sie jetzt findet. Die Ungebildetern unsrer Vorfahren dachten bei ihnen an Riesengebeine, und manche unsrer Leser werden hier zum erstenmal erfahren, dass schon das classische Alterthum dergleichen kannte. Kaiser Augustus schmückte, nach seinem Biographen *), sein Landhaus zu Caprea mit jenen riesigen Gliedern ungeheurer Thiere, welche man „Gigantengebeine und Heroenwaffen nennt."

Wir lassen die Kalkfelshöhlen und Pflanzenversteinerungen, durch welche die Gegend Canstatts sich noch weiter auszeichnet, bei Seite, und gehen von der Naturgeschichte des Ortes zu seiner eigentlichen Geschichte über, die nicht weniger merkwürdig ist. An derselben Stelle, wo jetzt Canstatt gebaut ist, befand sich nämlich eine bedeutende Niederlassung der Römer. Wie noch jetzt diese Stadt der Mittelpunkt aller Hauptstrassen des Landes ist, so weisen auch in grösserer und kleinerer Entfernung von derselben die dem Antiquar wohlbekannten Namen „Steinstrasse", „Steinerner Weg", „Römerstrasse", „Kaiserstrasse", und ein zu Canstatt selbst gefundener „den Strassengöttern" geweihter Altar auf einen ganzen Complex römischer Strassen, und es lassen sich nicht weniger als sieben Strassenzüge dieser Art erkennen. Auch findet man in der Nähe dieser Strassen in und um Canstatt, seit Anfang des vorigen Jahrhunderts, wo mit den Thierknochen der Urwelt auch die Menschenwerke früher Zeiten zu Tage kamen, fast täglich mehr oder

*) Sueton. Octav. 72.

weniger bedeutende Baureste römischer Abkunft. So wurden im Jahre 1700 über den zuerst ausgegrabenen Fossilien bei „der Uffkirche", dem letzten Ueberbleibsel eines verschwundenen Dorfes, auf einem Hügel achtzig Schuh lange und acht Schuh dicke Mauern entdeckt, welche die Gelehrten für die Grundmauern bald eines Tempels, bald eines Castells, bald eines Amphitheaters halten wollten. In einem der öffentlichen Badegärten Canstatts fand man im Jahre 1818 römisches Badegeschirr, Münzen, Spuren von Wärmeboden; in Stadt und Vorstadt schon früher römische thönerne Wasserleitungsröhren, und noch vor wenigen Jahren ein Basrelief in Werkstein, die Minerva und den Merkur mit dem Beudel vorstellend. Ganz neuerdings, beim Fundamentiren des Ortpfeilers der neuen Neckarbrücke stiess man auf dem rechten Ufer auf eine sehr merkwürdige Alluvialbildung, die ein durch eisenschüssigen Kalksinter, wie sich derselbe aus verschiedenen Mineralquellen bildet, zusammengekittetes Conglomerat von Natur- und Kunstprodukten ist; die letztern schienen Geräthschaften zerstörter Wohnungen des Mittelalters und späterer Zeiten anzugehören. Das Gestein wurde weggesprengt, und unter ihm kam eine römische Wasserleitung zum Vorschein. Auf dem Kahlenstein, bei Mühlhausen und bei Zazenhausen wurden, am erstern Orte Grundmauern und Estrich eines Gebäudes, am zweiten Spuren zweier römischen Wachtthürme, am dritten im Jahre 1701 Grundstöcke ausgedehnter Bäder, im Jahre 1816 an einer andern Stelle eilf Gemächer mit Gypsanwurf, Hypokauste, Kanäle, endlich im Jahre 1835 in der Gegend des erstentdeckten Bades abermals Einrichtungen derselben Art entdeckt oder wieder aufgedeckt, dazu allenthalben in der Umgegend Geschirre und Münzen, die letztern hauptsächlich aus dem zweiten und dritten Jahrhunderte, gefunden. Die alten Grabstätten, welche Herr v. Memminger auf dem Altenburgerfelde bei Canstatt im Jahre 1817 entdeckt hat, wiesen sich durch ihre Grablampen aus Thon und Glas, Aschenkrüge, Salbengefässe, Münzen u. A. durchweg als römisch aus. Vier zu verschiednen Zeiten gefundene Altäre sind, der erste von Emeritius Sextus, einem Krieger der zwei und zwanzigsten Legion, der zweite von P. Sedulius Julianus, aus der achten Legion, der dritte von Sattonius Juvenilis, der vierte von Gerionius (?) Severus, aus der zwei und zwanzigsten Legion, verschiedenen Göttern geweiht, und stammen wohl alle aus dem dritten Jahrhundert, der erste gewiss aus dem Jahre 223 nach Christus. Nach der Vertreibung der Römer liessen

sich auf ihren Trümmern Alemannen und Sueven nieder, deren älteste Spur ebenfalls in, theils früher theils in neuester Zeit aufgefundenen, Grabstätten zu suchen seyn dürfte, deren riesige Gebeine in ganz schmuckloser Bestattung jedenfalls römischem Ursprung widersprechen. Auf dem Boden und über den Grundmauern der Römercastelle aber erhuben sich allmählig die Burgen der freien Deutschen.

Es lag sehr nahe, bei den vielen Spuren einer so ansehnlichen Niederlassung, vielleicht der römischen Hauptstadt des mittleren Neckars, auch nach ihrem Namen zu forschen, und da diesen keine Inschrift und keine Münze nannte, ihn in dem Namen der nachmaligen Stadt Canstatt selbst aufbewahrt zu glauben. Ein sehr unorganischer Gelehrtenwitz des sechzehnten Jahrhunderts hat in den Buchstaben *C. ANT. STAT.* die *Stativa* (das Standlager) eines Cajus Antonius, oder Antoninus suchen wollen; ein Alterthumskundiger unserer Zeit, der verstorbne Leichtlin, giebt der altrömischen Colonie ohne weiteres den Namen *Cana*, weil auf einer zu Oetlingen an der Kels gefundenen Inschrift ein gewisser Oceaneolus, Bürger von Cana, erscheint. Allein die Heimath dieses Kriegers dürfte eher die Stadt Cana an der nördlichen Küste Kleinasiens, oder eines der beiden Cana in Galiläa, als die Stadt Canstatt in Schwaben gewesen seyn. Die Hoffnung, den Namen Canstatts zu einem römischen zu stempeln, ist so ziemlich aufgegeben, und wenn das römische Clarenna, oder aber Grinarione hier gesucht wird, so hat diess mit dem Namen Canstatt nichts zu schaffen. Was soll aber das Wort, wenn es germanischen Ursprungs ist, bedeuten? An den mythischen Schwabenkönig Canut, der es im J. 392 gebaut und nach sich benannt haben soll, glaubt kein Mensch mehr. Man könnte, wenn der Name nicht zu allgemein wäre, mit Memminger, bei Canstatt an Schiffsanlände (Kahngestade) oder an Kantenstadt (Gränzstätte) denken. In dieser Ungewissheit sey auch uns eine neue Vermuthung erlaubt. Der Name Canstatt tritt (ganz so geschrieben) zuerst in einer Urkunde des Herzogs Gottfried von Alemannien im J. 708 hervor; nicht lange nachher hält Carl Martells Sohn Karlmann hier zu Canstatt, („Condistat") blutiges Gericht über alemannische Grosse. Von nun an erscheint der Ort in den spätern Jahrhunderten häufig, als Canstatt, Kannistat, Cannistat, Chanestatt, Chanelstatt; in der Nähe kommt ein Berg Canbach vor, und unter den Adelsgeschlechtern der Stadt ein Canli oder Chenlin. Nun sind

die altdeutschen Stammsylben Can, Kan, Chan, Chane, Cond nichts anders, als eben so viel Variationen des bekannten Wortes Kunne, was Familie, Sippschaft, bedeutet.*) Nach dieser Ableitung hiesse Canstatt nichts Anderes, als Stätte der Gesippten, gemeinschaftliche Burg von Verwandten, von Mitgliedern eines und desselben Geschlechts gegründet, und der Name der Edlen Canli oder Chenlin von Canstatt, wäre, in Neudeutsch übersetzt, nichts Andres, als „Vetterlein von Vetternstatt." Eine geschichtliche Parallele soll uns zu Hülfe kommen. In einer Urkundensammlung der unterösterreichischen Stadt Zwethal**) wird erzählt: die Nachkommen eines gewissen Azo, die allerlei Namen führten, wollten, als Vettern, doch auch einen gemeinschaftlichen Sitz und Namen haben. Sie bauten daher eine Burg. Als nun das Fundament fertig war, und alle Sippen im Kreise herum standen, rief einer der Angesehensten aus ihnen: „Hie habent die Chuen dieses Landes an einem Ring;" das heisst: „hier halten sich die Kunnen, die Vettern des Landes Hand in Hand im Kreise." Davon hiess die Burg Chuenring (Kunnring, Vetternring). Sollte Canstatt in Schwaben, und Cunstadt in Mähren nicht dasselbe bezeichnen? Ein ganz ähnlicher Sinn möchte dann auch den schwäbischen Orts- und Geschlechtsnamen Magenhaus, Magenheim, Magstatt zu Grunde liegen, denn das altdeutsche Wort Magen trifft mit Kunnen in der Bedeutung Verwandte zusammen.

Ob nun, wie die Herren von Canstatt und die Canli, so auch die Schilling von Canstatt, die Stein zu Canstatt, die Herren der Burgen Uffkirchen auf dem rechten, Brie und Altenburg auf dem linken Neckarufer zu dieser Sippschaft der Canstatter Vettern gehörten, lassen wir dahingestellt. Von Uffkirchen oder Uffkirch ist nur noch Kirche und Kirchhof übrig, das Dorf war im sechzehnten Jahrhundert bis auf wenige Häuser verschwunden; wir hätten es zur Linken von unsrem Bilde zu suchen; Altenburg lag zur Rechten auf der Höhe; dem Namen nach zu urtheilen, auf römischen Grund-

*) *Frisch. Lexic. sub voce kunne.* Kunne, *genus, familia, sexus, uxor et maritus, conjux.* Chane, Kane, *genus.* Chanschafft, *conjugium.* Chanchi (im sal. Gesetz), *cognati*, Kungen, Kunden, *idem.* Konne, *genimen.* Chone, Konmann, *maritus.* Conleut, *conjuges.* Alles mit Belegen.

**) *Frisch.* a. a. O. aus dem *Diplomatorium Zwettalense.*

mauern; Brie, Brige, Brey war eine Burg, um die sich die Vorstadt sammelte, die auch diesen Namen führte, der noch in der Benennung der Anhöhe Brag fortdauert; die Burg selbst wurde von Kaiser Rudolph im Jahre 1287 zerstört.

Inzwischen verschwand der alte Sinn des Namens Canstatt frühzeitig und die Herren von Canstatt tragen schon im dreizehnten Jahrhunderte, wie später die Stadt, eine Kanne im Wappen. Der Ort stand nach den Römerzeiten ohne Zweifel unter den Herzogen Alemanniens und scheint nach deren Unterdrückung aus der Asche der Zerstörung auferstanden und Eigenthum der fränkischen Krone geworden zu seyn. Carl der Grosse verweilte zu Canstatt. Später ist es durch die Grafen von Calw wenigstens theilweise in Welfischen Besitz gekommen. Zur Stadt geworden, kam es mit der Gaugrafschaft und dem Landgerichte, dessen Sitz Canstatt war, an Württemberg, dessen Grafen übrigens, noch als Graf Eberhard im Jahre 1320 die Residenz von seinem Stammschlosse nach Stuttgart verlegte, wenig mehr von Canstatt besassen, ausser dem Landgericht und den alten Grafenrechten. Schon daraus erhellt, dass von einer Wahl zwischen Canstatt und Stuttgart, die Residenz betreffend, eigentlich gar keine Rede seyn konnte. Canstatt hatte frühzeitig Stadtgerechtigkeit und allerlei Freiheiten erlangt. Die Eroberung der Stadt durch Kaiser Rudolph, (1287) scheint sie wenig beeinträchtigt zu haben. Der Zusammenfluss von Strassen schuf in der Vorstadt an der Brücke frühzeitig ein gutes Wirthshaus, dessen Reisende der alten Zeit als einer besondern Merkwürdigkeit gedenken. „Canstatt, sagt vor ungefähr viertehalbhundert Jahren Ladislaus Suntheim, ein stat am Neckar, da ist gut Zehrung, da ist ein Wirtzhaus, das hat ein prun in der Stuben hinterm Ofen, darin allerley Fisch.“ Dass Petrarch dasselbe sage, scheint auf einem Irrthum zu beruhen. Noch ist das Wirthshaus zum Ochsen, an der alten Stelle neu erbaut, eine Zierde der Vorstadt, und die Fische kommen noch immer aus dem neugefassten Brunnen der Wirthsstube auf die Tafel der Gäste.

Ihre jetzige Gestalt verdankt die Stadt dem Herzog Ulrich von Württemberg, der nach der Rückkehr aus seiner Verbannung sie neuerdings befestigen liess. Als im schmalkaldischen Kriege der Herzog von Alba zu Canstatt einrückte, war Ulrich ärgerlich auf seinen Sohn Christoph: „hätte man die Spanier aufgehalten, sie würden

über die Mauren von Canstatt nit geritten seya.“ Unbeschreiblich gross war das Elend, das Stadt und Bezirk im dreissigjährigen Kriege und durch die verheerenden Einfälle der Franzosen zwischen 1688 und 1707 betraf. Im Revolutionskriege wurde Canstatt mit der Umgegend der Kriegsschauplatz selbst. Als Moreau über den Rhein gegangen war und das österreichische Heer zurückgedrängt hatte, suchten beide Theile Canstatt zu gewinnen. Die Sachsen hatten den Kahlenstein, die Franzosen fechtend Stuttgart besetzt. Der Erzherzog Carl schlug sein Hauptquartier in einem Dorfe jenseit Canstatts in Fellbach mit achtzigtausend Mann auf. Am 20sten kam Moreau nach Stuttgart und nun erfolgte der allgemeine Angriff vom Neckardorfe Mühlhausen bis Esslingen und die „Filder“ hinauf. Der Erzherzog durcheilt die Stadt mit seinen Adjutanten, und die Brücke wird abgebrochen. Nun rücken die Franzosen vom Dorfe Berg und dem eingenommenen Kahlenstein her, und eine fürchterliche Kanonade von beiden Seiten nimmt die Stadt in die Mitte. Bis zum Abend rollt der Donner und fliegen die Kugeln pfeifend über sie hin. Mitten im Feuer plündern die Franzosen die Vorstadt. Im Gasthofe zum Ochsen werfen ihrer zwei den Wirth zu Boden, um ihn zur Entdeckung seiner Habseligkeiten zu zwingen, als eine Kanonenkugel durch die Wand geflogen kommt und beide Feinde zerschmettert. Eine bange Stille folgt auf diesen Tag. Endlich in der Nacht vom 23sten auf den 24sten Juli treten der Erzherzog und die Oestreicher den begonnenen Rückzug wieder an, und die Behörden übergeben die Stadt den Franzosen.

Seitdem hat sie den Kaiser Napoleon zweimal (1805 und 1809), und nach der Katastrophe von Moskau und Leipzig, am 17ten December 1813 den russischen General Barclay de Tolly mit neunzehn Generalen, zweiundsiebzig Obersten und Stabsofficieren und einen ganzen Tross von Officieren, dann, nach Napoleons Rückkehr von Elba, zwei Erzherzoge von Oesterreich in ihren Mauern gesehen. Die Stadt hat mehrere angesehene und berühmte Männer hervorgebracht, darunter zwei von europäischen Namen: Georg Bernhard Bilfinger und Christian Friedrich Schnurrer.

In den letzten zwanzig Friedensjahren hat Canstatt, im Innern ziemlich unverändert, viel von seiner äussern Gestalt verloren

und ist eines Theils seiner Ringmauern und seiner alterthümlichen Thürme beraubt worden. Wer den alten Neckarthorthurm abbrechen sah, der so lange Stadt und Ufer einen Halt für's Auge gab, dem kommt wohl das rührend wahre Lied des Dichters in den Sinn, so oft er die verwandelte Stadt mit der einst durch ihre Alterthümlichkeit verschönerten Gegend überschaut:

Ihr Thürme habt, ihr ernsten Mauern,
Jahrhunderte den Fluss erblickt,
Ich seh' mit schmerzlichem Bedauern,
Zu welchem Werke man sich schickt.

Zerstörung droht: es wird entrissen
Sein Herzensbild dem hellen Fluss;
Ihr sollt, entformte Steine, missen
Hinfort den schönen Widerkuss.

Ehrwürd'ge Laute, schweigt, ihr Glocken,
Verhallo, Ruf der grauen Stadt!
Sie schlägt ihr alt Geprög' in Brocken,
Macht sich zum Flecken, eitel, platt! *)

Indessen — das unpoetische und industrielle Jahrhundert nicht allein, auch die Sorge für die Gesundheit forderte dieses und ähnliche Opfer, und zum eitlen Flecken ist darum Canstatt doch nicht geworden. Wer über der Stelle seiner alten Wälle die Stadt umwandelt, begegnet manchem nicht nur schönen sondern ehrenwerthen städtischen Gebäude, blühenden Fabrikhäusern, mit stattlichen Gasthöfen, umbauten Badequellen und Gärten an beiden Enden der Stadt, geräumigen Schulhäusern und einem trefflichen orthopädischen Institut, dem sein rühmlichst bekannter Gründer Dr. Heine ein entsprechendes, freundliches Haus gebaut und es auf's zweckmässigste eingerichtet hat.

Canstatts Heilquellen, nicht weniger als zehn an der Zahl, die theils in der Stadt, theils vor ihren Thoren sprudeln, und zu den salinisch kohlensauren Eisenwassern gehören, haben aus dieser Stadt einen berühmten, aus allen Gegenden Deutschlands, aus der Schweiz, aus Frankreich und selbst aus entfernteren Ländern zahlreich besuchten Badeort gemacht. Die neuere Haupt-

*) Karl Mayers Gedichte.

quelle am „Sulzerrain“ kam erst im vorigen Jahrhundert zum Vorschein, wurde anfangs von privilegirten Privaten, dann seit 1772 vom Staat ausgebeutet, lange aber nur zum Betrieb einer Oelmühle benutzt. Erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ward für einige Bequemlichkeit der Gäste gesorgt und im Jahr 1812 die Einrichtung erweitert. Endlich bildete sich der Brunnenverein, und König Wilhelm unterstützte die Anstalt mit hoher Freigebigkeit. Die Quelle wurde 1819 und 1820 mit vieler Schwierigkeit, durch Oberst von Duttenhofer neu gefasst, 1824 das schöne Füllhaus erbaut, und seit Kurzem schmückt den Quell die von Thouret gebaute, eben so solide als geschmackvolle, säulenreiche Brunnenhalle mit zwei geräumigen Gallerien zu beiden Seiten. An die hier strömenden Brunnen schliessen sich angenehme Spaziergänge und Anlagen mit den reizendsten Aussichten auf's Neckarthal. Der schönste Punkt ist bei einer auf dem obersten Raine aufgemauerten römischen Säule, zu der sich die verschiedenen Schlangenwege an der steilen Bergwand emporwinden Eine dreifache Allee verbindet diese Anlagen mit der Stadt. Die übrigen Quellen werden von Privaten zu Bad- und Brunnenanstalten benutzt, darunter ist das Frösner'sche Bad das älteste. Diese Anstalt Frösner's kann ihr Datum als Bad- und Schwitzstube bis zum Jahre 1538 zurückführen; das Badehaus ist indessen jetzt abgebrochen; aber der Frösner'sche „Badegarten“ datirt seinen Brunnennadel von den Römern her: dieser Theil der Anstalt wurde durch die Esslinger 1449 und abermals im dreissigjährigen Kriege zerstört, daher auch mit der andern Badestube vereinigt. In solcher Vereinigung blüht jetzt das Bad, und ein pallastartiger Gasthof füllt sich alle Jahre mit zahlreichen Brunnen- und Badegästen, die sich der vorzüglich bequemen Einrichtung erfreuen. Auch die übrigen Brunnenanstalten, das Wilhelmsbad, das Bad zum Ochsen und andere, sind gleich empfehlenswerth, und in dem sogenannten „Sulzbad“ hat Dr. Heine im Jahre 1831 eine Anstalt zum kalten Mineralbade gegründet.

Die andern Bäder Schwabens haben den Charakter waldiger oder doch ländlicher Abgeschiedenheit. Offene Natur und Nähe der Residenz geben Canstatt als Badeort eine andere Physiognomie; auch wird dieses Bad neben denjenigen, welche es wegen seiner specifischen Heilkräfte benutzen, besonders gerne von Gä-

sten aus solchen Gegenden aufgesucht, welche, wie die Schweiz, keine Residenzstädte haben oder doch eines grössern, geselligen Lebens entbehren. Das Badeleben ist hier sehr angenehm und unterhaltend, und von Lustpartien gewährt die Gegend eine seltene Auswahl. Der schöne Tempel, welcher die irdischen Reste der verewigten Königin Catharina umschliesst und in der Fortsetzung unsres Bildes linker Hand sichtbar werden müsste, die Catharinenlinde in derselben Richtung mit einer herrlichen Albaussicht, sämmtliche Dörfer des obern Neckarthales bis Esslingen mit den lieblichsten Standpunkten, die Neckarfahrten nach Münster und Mühlhausen, das königliche Schlösschen Weil mit der reizendsten Einrichtung und herrlichen Marställen, der Rosenstein und Stuttgart — das Alles reicht für eine volle Kurzeit zu täglicher Abwechslung der mannigfaltigsten Genüsse hin.

Nach den zwei letzten der genannten Punkte, die auch auf unserm Stahlstiche sichtbar sind, werfen wir noch einen verweilenden Blick.

Für das Landhaus auf dem Rosenstein hat S. M. der König Wilhelm die günstigste Stelle in der ganzen Umgegend gewählt, von der man eine entzückende Aussicht auf das Canstatter- und Esslinger-Thal und auf die Gebirgsmündung, deren fruchtbare Tiefe die Hauptstrecke ausfüllt, unter den schönsten Säulenhallen und aus den hohen Zimmern voll einfachen, doch gewählten Schmuckes, geniessen kann. Von diesem Standpunkt aus, sollte man meinen, hat der geniale Ritter Ulrich von Hutten die Umgegend angesehen, wenn er an einen Freund schreibend sich über Stuttgarts Lage in den Worten äussert: „Nicht leicht hat Deutschland eine schönere Gegend als diese, das fruchtbarste Gefilde, wunderbar gutes und gesundes Clima, Berge, Wiesen, Thal, Flüsse, Quellen, Wälder, alles auf's Anmuthigste; Früchte wie nirgends sonst, und ohne Mühe aufwachsend; Wein, wie man ihn in diesem Lande erwarten kann. Stuttgart selbst nennen die Schwaben das irdische Paradies; so lieblich ist es gelegen.“

Das Landhaus selbst bildet ein längliches Viereck, hat fünf Flügel, ist mit Ausnahme des mittlern Flügels einstockig, und, ausser den Zwischenwandungen und der Attique, durchaus von den feinkörnigsten Sandsteinquadern, deren reine und präcise Be-

arbeitung man bewundert, nach dem anspruchlos Schönes und Solides liebenden Geschmacke des Königs, aufgeführt. Das Mittelgebäude bildet mit den verbundenen Flügeln die zwei Hauptfaçaden gegen Stuttgart und Canstatt, in deren Mitte jedesmal ein vorspringender Portieus mit einer Haupttreppe vor demselben und sechs Säulen jonischer Ordnung die Haupteingänge bilden. In den Giebelfeldern über den zwei Hauptportiken sind nach der Composition eines Künstlers von anerkanntem Rufe, des jetzigen Professors Dietrich, von den jetzt verstorbenen Bildhauern Distelbart und Mack Reliefs mit Darstellungen aus der griechischen Mythe von Helios und Artemis-Selene ausgeführt; die kleinen Portiken zieren Medaillons mit colossalen Büsten griechischer Gottheiten und chimärischen Thierfiguren zur Seite. Die Dächer sind mit Schiefer bedeckt; das Gebäude fasst eine Quaderterrasse ein. Der Entwurf des Ganzen gehört dem Hofbaumeister Salucci an. Die ersten Grab-Arbeiten wurden im Mai 1822 angefangen, im Spätjahr 1825 kam das Schloss unter Dach, und im Sommer 1829 stand es vollendet und wohnlich da. Die innere Einrichtung, welche Fremden und Einheimischen gegen eine Eintrittskarte mit freundlicher Bereitwilligkeit gezeigt wird, steht durchaus im Einklange mit dem Charakter der äussern Form; alles solid, einfach und schön, die Pracht eher versteckt als zur Schau getragen. Meubles, Vorhänge, Lustres, Tapeten, auf's sinnigste gewählt. Im Ganzen enthält das Gebäude vierzig Zimmer, eine grosse Gallerie und einen Speisesaal, alles mit den schönsten Arbeiten namhafter Meister, Steinkopf, Schnitzer, Heideck, Adam, Hetsch, verziert; Dekorations- und Zimmermalereien von Gajani, Neher, Sauter. Unter den Sälen zeichnet sich ein Speisesaal mit vortrefflicher Freskomalerei, Dietrichs Composition, aus der Dionysos-Mythe aus; die grosse Gallerie, die ihr Licht durch zwölf Fenster, zwei Glasthüren und eine Laterne über der Kuppel erhält, und deren Fries sechzehn Säulen tragen, ist mit sehr schönen Freskomalereien von Gutekunst, und in der Kuppel mit Götterscenen in Fresco, vortrefflicher Arbeit von Gegenbauer, vaterländischen Künstlern, geschmückt. Die Reliefs an dem Fries, die vier Jahreszeiten in ländlichen Beschäftigungen darstellend, deren Umrisse bei Cotta erschienen, sind das Werk des der Kunst zu frühe entrissenen Professors Conrad Weitbrecht und

werden allgemein als eine der schönsten Zierden des reichausgestatteten Landhauses betrachtet.

Von Stuttgart, dessen Häusermasse auf dem glücklich gewählten Standpunkt unsers Künstlers gesehen, die ganze Tiefe zwischen den Bergen im Hintergrunde des Bildes einnimmt, erwartet der Leser hier keine ausführliche Beschreibung. Für dieses Bedürfniss haben gelehrte und populäre Werke zur Genüge gesorgt; aus ihnen auch nur das Allerwesentlichste auf einige Seiten zusammendrängen zu wollen, wäre ein vergebliches Unterfangen. Wir begnügen uns daher, nur dem Auge zum Wegweiser auf unserm Bilde zu dienen.

Das äusserste Gebäude zur linken Hand des Betrachters, halb vom Berge bedeckt, ist das königliche Residenzschloss, zur Unterscheidung das neue genannt, von Herzog Carl im J. 1746 begonnen, und, nachdem der rechte Flügel 1762 abgebrannt war, vom verewigten König Friedrich im Jahr 1806 vollständig ausgebaut. Es besteht in einem Hauptgebäude mit zwei Flügeln und ist streng symmetrisch geordnet. Nach dem anfänglichen Plane sollten an den Enden noch lange Gallerien angebaut und dadurch ein grosser, durch eine Grillage geschlossener Vorhof gebildet werden. Aber auch in seiner nicht ganz vollendeten Gestalt macht die Harmonie und der edle Geschmack, der in dem Ganzen herrscht, diesen Bau zu einem der schönsten Königshäuser, dessen Anblick, mehr als der eines andern deutschen Schlosses, an den Prachtpallast von Versailles erinnert. Zum Schmucke seines Innern, in welchem die trefflichsten inländischen Künstler sich ein bleibendes Andenken gestiftet haben, soll bald Neues hinzu kommen. Auf Befehl des Königs hat der Historienmaler Gegenbauer vier Zimmer des Schlosses mit Gegenständen aus der württembergischen Geschichte, worunter namentlich Scenen aus Ludwig Uhlands „Eberhard der Rauschebart," zu zieren.

Neben der Residenz erscheint das hochgethürmte „alte Schloss," dessen Schilderung mit allen seinen architektonischen Merkwürdigkeiten und Seltsamkeiten einem historischen Romane in Walter Scott's Manier Ehre machen würde. Es ist ein Werk des unsterblichen Herzogs Christoph, der es auf der Stelle des von ihm abgebrochenen hölzernen Schlosses, das aus der Grafenzeit stammte, im Jahre 1553 zu bauen anfing, aber, noch ehe

der Bau fertig war (1558) starb. Erst sein Sohn Ludwig vollendete das Werk im J. 1570. Bald darauf drohte ihm wieder der Einsturz, und Ludwig führte an den am meisten beschädigten Ecken zwei Thürme auf, wovon der eine seine Rundung Canstatt zukehrt. Der dritte und schönste Thurm gegen Südosten wurde erst im J. 1687 angebaut. Ein grosser Theil des Schlosses steckt jetzt in der Erde verborgen, denn ursprünglich war es mit einem tiefen Graben umgeben, der von seinen Bewohnern der Hirschgraben hiess. Er ward erst in neuern Zeiten ausgefüllt und enthielt unter anderm auch eine unterirdische Mühle, die von derselben Wasser getrieben wurde, das die königlichen Anlagen bewässert.

Das nächste auf unserm Bild hervorragende Gebäude ist die Stiftskirche. Sie hiess ursprünglich die Collegiatkirche zum heiligen Kreuz, und war von Holz. Wann und von wem sie zuerst erbaut worden, ist unbekannt. Der Chor der Kirche rührte ursprünglich vom Jahr 1289 her und hat den Grafen Ulrich, denselben, der das erste Schloss in Stuttgart baute, zum Urheber. Im Jahr 1321 baute Eberhard der Erlauchte weiter. Nachdem der Chor 1419 zusammengestürzt, wurde im vollen Laufe eines Jahrhunderts (1432 — 1531) das jetzige steinerne Gebäude mit dem grossen Thurme aufgeführt. Den letztern höher zu bauen hinderte die Stiftsherren das Reformationswerk; denn schon im Jahr 1532 wurde die erste evangelische Predigt in der Stiftskirche gehalten, und der berühmte Reformator Johannes Brenz liegt, als evangelischer Probst, in ihren Hallen begraben. Zwischen dem Chor und Schiffe steht ein kleiner, wahrscheinlich älterer Thurm, und im Chore sind die steinernen Bildnisse von eilf Grafen von Württemberg in Lebensgrösse an den Wänden aufgestellt, wahre Prachtbilder, die obgleich erst aus dem siebzehnten Jahrhunderte herrührend, nach dem Urtheile competenter Richter von nicht geringem Kunstwerthe sind. Sie werden dem Künstler Gegenbauer zu Modellen dienen, und durch seinen Pinsel in den Sälen des Residenzschlosses Farbe und Leben erhalten. Unter der Kirche ist die fürstliche Gruft befindlich; in der Kirche hallt die berühmte Zwölfalterorgel, der hoffentlich bald ein angemessenerer Platz angewiesen wird; vom Thurm schallt die grosse

Glocke, Osanna von ihrem Giesser getauft, mit sonorem Klange seit Jahrhunderten das Thal hinab.

Zur rechten der Stiftskirche erhebt sich herwärts auf unserm Bilde noch das Giebeldach eines ansehnlichen Gebäudes. Dies ist seit langer Zeit das einzige Theater Stuttgarts, aber auch eines der ältesten in Deutschland. In den Jahren 1580—1593 von Herzog Ludwig erbaut, bestand es anfangs aus zwei Sälen, wovon der eine zu ebener Erde, mit künstlichen Wasserwerken versehen und mit römischen Alterthümern ausgeschmückt, der andere aber als ein eigentlicher Lustsaal eingerichtet und zweihundert und ein Fuss Länge, einundsiebzig Breite, einundfünfzig Fuss Höhe hatte. Es hiess das Lusthaus und diente, während Theaterversuche bald auf dem Markte, bald in einem andern Gebäude des fürstlichen Lustgartens angestellt wurden, lange nur balletähnlichen Lustbarkeiten. Ein prachtvolles Fest in dieser Art, dessen ausführliche Beschreibung mit vielen Kupfern vor unsern Augen liegt, wurde im März 1616, und wieder im Juli 1617 bei der Vermählung Herzogs Johann Friedrich hier gefeiert. Götteraufzüge, allegorische Darstellungen, Masken aus aller Welt gingen da wochenlang über diese Bühne, viele Fürsten und Fürstinnen und unzählige Edle und Edelfrauen des Inn- und Auslandes nahmen thätigen Antheil an der Aufführung, und der Vater aller schwäbischen Dichter der neuern Zeit, Georg Rodolph Weckherlin, hatte den Text der Sprüche und Gesänge gedichtet und ohne Zweifel auch an der Erfindung der verschiedenen Aufzüge und Tänze den Hauptantheil.

Das Lusthaus, später das Opernhaus genannt, vom Herzog Karl hierzu eingerichtet und dadurch in einen Mantel moderner Nebengebäude gehüllt, war einst der Ruhm unserer Stadt, und ist noch jetzt sowohl in Rücksicht seiner kühnen Constructionen, als seiner meisterhaften Ausführung und unverwüstlichen Festigkeit, ein Gegenstand der Bewunderung aller Kunstverständigen.

Seitdem im Jahre 1802 das kleinere Theater abgebrannt, und sein späteres Surrogat in den Redoutensaal verwandelt worden, ist das Opernhaus von Thouret um 1812, im Innern würdig erneuert, der Schauplatz der rühmlichsten dramatischen und musikalischen Leistungen. Esslair hat die beste Zeit seines Kunstlebens dieser Bühne gewidmet, und seit acht Jahren ist Seidelmann ihre erste Zierde.

Was sonst noch auf unserm Bilde von Stuttgart erblickt wird, ist ein Agglomerat von Häusern der sogenannten „reichen Vorstadt," welche, im sechzehnten Jahrhundert entstanden, jetzt die schönere Hälfte der Stadt bildet, aber wenig Merkwürdiges enthält. Sie ist allein von der Hospitalkirche mit ihrem noch nicht hundertjährigen Thurme überragt. Sie war ursprünglich eine Kapelle, die im freien Felde stand. Graf Ulrich vergrösserte sie (1471) und überliess ihre Vollendung den daneben angesiedelten Dominikanermönchen. Der Kreuzgang dieses Klosters enthält unter andern Merkwürdigkeiten Reuchlins Grabstein, und im Chor der Kirche hat Dannecker an der Stelle, wo er vor fünfund sechzig Jahren als Confirmand eingesegnet worden ist, das Gypsmodell seiner berühmten Christusstatue als Stiftung aufgestellt.

Wir kehren von unserm kurzen Augenausfluge auf den Rosenstein und nach Stuttgart, zu Canstatt zurück, um uns von dieser Stadt zu verabschieden und unsere weite Reisefahrt durch's Neckarthal anzutreten. Was den Neckarfluss betrifft, so beginnt seine Schiffbarkeit bei dieser Stadt und er ist ohne Zweifel schon zur Zeit der Römer zu diesem Ende benutzt worden. In der neuern Zeit wurde jedoch erst unter Herzog Eberhard Ludwig ernstlich an die Neckarschifffahrt gedacht, und dieselbe im Jahr 1713 „mit vielen Solennitäten auf- und eingerichtet." Allein auch so stand ihrem Aufblühen noch gar Vieles entgegen, und erst die Erbauung des schönen Neckarkanals bei Heilbronn, die Einrichtung neuer Schleussen aufwärts, die Beseitigung hinderlicher Mühlwerke verspricht derselben höhern Aufschwung, zu welchem Zwecke Canstatt auch im Jahre 1831 durch königliche Entschliessung zum Freihafen erklärt worden ist. Inzwischen hindert uns nichts, dem nächsten Ziele unserer pittoresken Reise, der Geburtsstadt Schillers, Marbach, mit fröhlichen Badegästen auf bekränzten Nachen zu Wasser uns zu nahen.

Marbach.

Seht ihr, wie freundlich sich die Stadt
Im Neckarfluss beschauet? *)
Wie sie sich ihre Berge hat
Mit Reben wohl bebauet?
Dort, wie die alte Chronik spricht,
Hat vor viel Jahren dumpf und dicht
Ein Tannenwald gegrauet.

Gelegen hat ein Riese drin,
Ein furchtbar alter Heide,
Er bracht' in seinem wilden Sinn
Das Schwert nicht in die Scheide.
Er zog auf Mord und Raub hinaus,
Und baute hier ein finstres Haus,
Dem ganzen Gau zum Leide.

Die Steine zu dem Riesenhaus,
Ganz schwarz und unbehauen,
Grub er sich mit den Händen aus,
Fing eilig an zu bauen,
Er warf sie auf die Erde nur,
Dass einer auf den andern fuhr,
Bis fertig stand das Grauen.

Es sei der Riese, sagt das Buch,
Aus Asia gekommen;
Ein Heidengötz', ein alter Fluch,
Zum Schrecken aller Frommen:
Mars oder Bachus sei das Wort,
Davon Marbach, der Schreckensort,
Den Namen angenommen.

Die Steine längst verschwunden sind,
Der Wald ist ausgerottet,
Ein Mährchen ward's für Kindeskind,
Das wenig mehr bedeutet;
Doch horchet wohl auf meinen Sang,
Der nicht umsonst mit seinem Klang,
Es jetzt zurück euch läutet.

---

*) Da unsere Absicht war, den Freunden unsers Werkes Schillers Geburtshaus zu zeigen, so konnte auf unserm Bilde nur das Innere der Stadt dargestellt werden.

UNIV.BIBL.
BERLIN

Denn ob das Schlossen Felsengrund
Versunken ist in Schweigen,
Wird man doch drauf zu dieser Stund'
Euch noch ein Hüttlein zeigen,
Und keine sechzig Jahr' es sind,
Dass drin geboren ward ein Kind,
Dem Wundergaben eigen.

Von gutem Vater war's ein Kind,
Von einem guten Weibe,
Auf wuchs es und gedieh geschwind,
Kein Riese zwar von Leibe:
Von Geist ein Riese wundersam,
Als ob der alte Heidenstamm
Ein junges Reis noch treibe. *)

Die Hütte, in welcher Schiller, der Riese, am zehnten November 1759 geboren ward, zeigt seinen Freunden in aller Welt dieses Bild in der Gestalt, in welcher sie noch vor zwei Decennien bestand. Seitdem ist das Haus verwandelt worden. Zur Schilderung der eigenthümlichen Lage der Stadt Marbach stehe hier eine kleine Skizze, die an Ort und Stelle nach dem Leben gezeichnet worden, und jetzt umgearbeitet sein möchte. Es werden vier Freunde dargestellt, die über den poetischen Charakter von Schillers Genius streiten.

Der Erste spricht:

Was? zankt ihr über Schiller immer noch?
Und ehret alle drei so herzlich ihn?

Zweiter:

Ach ja! Doch diese reihen, engen Blick's
Den Unvergleichlichen, den Einzigen,
Der Eine Klassikern, der Andre gar
Tief mystischen Romantikern ihn zu!
Doch Er ist nicht romantisch, noch antik,
Der Gegenwart, der Zukunft Geist ist Er;
Der neuen Zeit, der in Geburtswehn längst
Geängstet das Geschlecht entgegenharrt,
Geflügelten Vorläufer nenn' ich ihn.
Ergebet euch in seinem Tell, und schaut!

*) Aus des Verf. Romanze: „Der Riese von Marbach." 1815.

Da waltet reine, freie Menschlichkeit.
Nicht in romantischer Gefühle Schlucht
Versteckt, nicht in der ein'gen Atmosphäre
Antiker Bildung gletscherisch versteint.

Dritter:

Was schmähst du auf antike Gletscherluft?
Wo weht sie frischer, kräftiger uns an,
Als aus den Chören der ein'schen Braut?
Von menschlichen Entwurfes Eitelkeit,
Von jeder Hoffnung trügerischem Grund,
Von menschenfreier Berge reinem Hauch,
Weht wo der Alten Geist, so ist es hier!

Vierter:

O weg mit diesem kranken Zwitterkind,
Das Zeus, der Alte, wider Wunsch vermählt,
Mit der kathol'schen Mutter Kirch' erzeugt.
Romantisch ist Er, d'rum gelang's ihm nicht,
Ihm, dem Johanna's heilig Bild entstieg,
Dem aus der Tiefe sehnenden Gemüth's
Aus jungfräulichem Schoss ein himmlisch Wunder
Entsprang: die Liebe, die der Heiden Welt
Nicht kennt, die erst der christgewand'ne Norden
Heraufbeschwor aus jener andern Welt,
Der schlummernden in jeder Menschenbrust,
Die Liebe Thekla's und des Toggenburgers.
Ich preise Schiller, den Romantiker!

Erster.

Hört an, zum Zwischenspiel in eurem Streit,
Den ich zu schlichten hier mich nicht erkühne,
Den Schwank, den mir ein Bauer heut erzählt:
Jüngst stritten drei, und Alle hatten Recht.
Der Eine sagte: „Marbach liegt im Teich!“ *)
Der Andre sprach: „In Ebenen liegt Marbach!“
Der Dritte: „Was? auf einem Berge liegt's!“
Und d'rüber kamen sie sich in die Haare
Und prügelten bei'm Kruge sich auf's Blut;
Und hätten sie sich recht verstehen wollen,
Gewiss, behalten hätten Alle Recht!

*) Teich, schwäbisch für: Tiefe.

Zweiter:

Wie mag das sein?

Erster:

Kommst du vom Lemberg her, *)
Der mächtig über alle Hügel ragt,
Von dem der Hauptstadt Thürm' und Schlossesschiefer
Du sieben Stunden weit im Abendglanz'
Der Sonne schimmern siehst: nun ja, da liegt
Das Marbach drunten, als im tiefsten Thal.
Und der, so sagte, Marbach lieg' im Teich,
Der wohnte droben, schier auf jenem Berg.
Doch der da sprach: In Ebenen liegt Marbach!
Das war ein Bürger von dem Dörfchen links,
Das an des schönen Lembergs Fusse sich,
Rings in der Gegend sichtbar, freundlich lehnet;
Und eben war er durch das ebne Feld
Gemächlich hin, am späten Feierabend,
In Ruh' sein Schöppchen einzuzieh'n, gewallt.
Und endlich, der da poltert' auf den Tisch,
Und zornig schwur, ein Glas dem andern nach
Im Unverstand die Gurgel niederstürzend:
Dass Marbach lieg' auf einem steilen Berg!
Das war ein müder Handwerksbursch, und just
Mit seines schweren Reisebündels Last,
Kam er von Ludwigsburg heraufgekeucht
Und hatte zehenmal den Weg verflucht,
Der sich an seiner Tagereise Schluss
Uneben und mühselig aufwärts windet.
Wahr aber ist's, auf jenem schroffen Pfad
Liegt Marbach hoch, wie eine Veste, da.
Drob stritten diese Drei in Marbach's Schenke;
Vergossen ward der Wein, zuletzt das Blut.

Dritter.

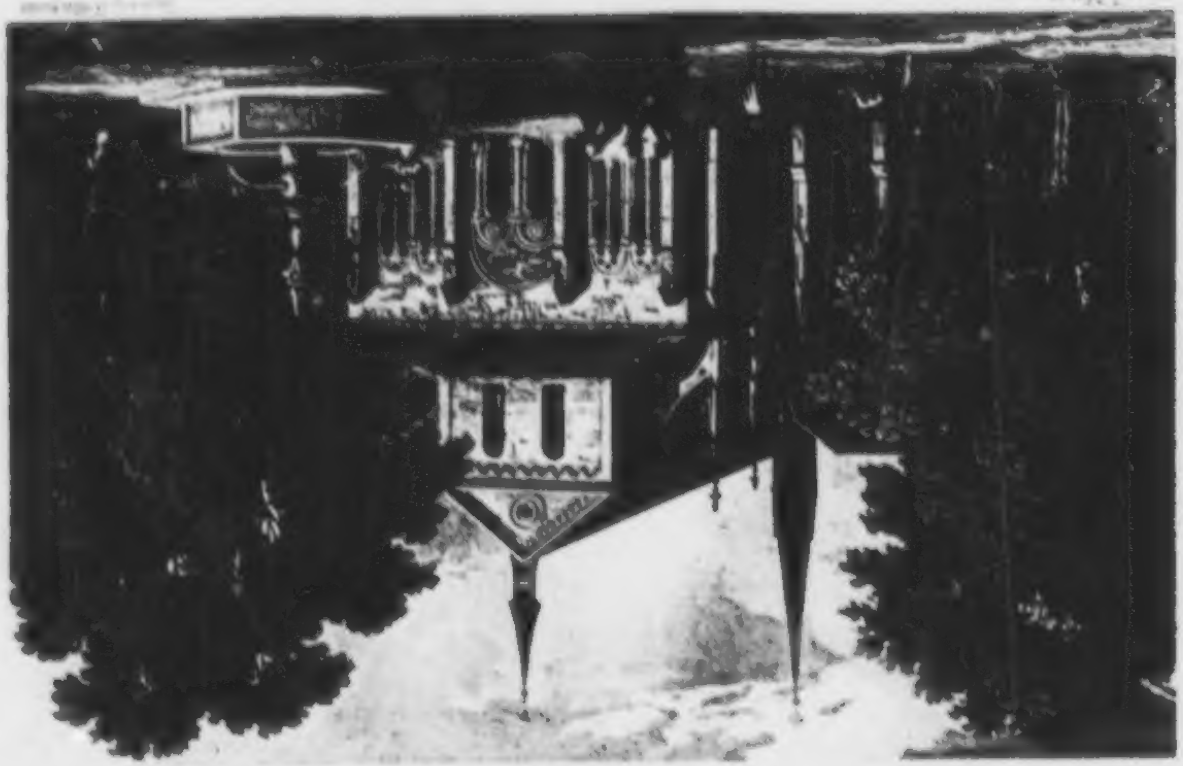
Was soll uns das? Was will dein Marbach hier?

Erster:

's Will euch erinnern dass, bestritten es,
Des Vielbestrittenen Geburtsstadt ist.

*) Der Lemberg, ein schöner, waldiger Hügel, ein und eine halbe Stunde von Marbach. Ludwigsburg, eine Meile von Marbach, zweite Residenz des Königs von Württemberg.

Schiller wird in Marbach sein eignes Denkmal erhalten, und es ist zu dem Ende ein hübscher Platz, „die Schillershöhe" geschmackvoll angelegt und bepflanzt worden. Bis jetzt ist die auf unserm Bilde dargestellte alte Alexanderskirche vor der Stadt, mit Bogengängen, die auf schlanken Mittelpfeilern hoch emporstreben, und einem kunstreichen Presbyterium geschmückt, so ziemlich die einzige Zierde der kleinen Landstadt, die ausserdem nur noch durch die verschiedenen römischen Alterthümer bemerkenswerth ist, welche schon vor Jahrhunderten in ihrer Nähe (zwischen Marbach und dem Dorfe Benningen) auf dem jenseitigen Neckarufer aufgefunden worden sind. Schon im Jahre 1597 wurden bedeutende Mauerreste eines römischen Castrums, mit Wasserleitung, Cisternen, Vormauern und andern Ueberbleibseln hervorgegraben, die seitdem wieder mit Ackerboden bedeckt sind. Mehrere Altäre wurden vor und nach dieser ersten Entdeckung aufgefunden. Der eine ist von den Dorfbewohnern von Murr (*vicani Murrenses*) — ein Name, den ein Dorf und Flüsschen in der Nähe Marbachs noch heutzutage führt — dem Vulkan, der andere von den Schiffsleuten dem Genius der Schiffsleute (*NAVTAE GENIO NAVTARUM*), ein dritter von einem römischen Krieger der vierundzwanzigsten Cohorte den Landgöttern (*Campestribus*) gewidmet. Der letztere Stein hat zu einem groben Missverständnisse Anlass gegeben. Auf sein Zeugniss hin ist lange Zeit Marbach als die alte Römerstadt *Sicca Veneria* aufgeführt worden. Genauere Untersuchung hat ergeben, dass die Inschrift nur so viel meldet, der Stifter sei aus der numidischen Stadt *Sicca Veneria*, deren schon Sallustius erwähnt, gebürtig. Dagegen haben andere Gelehrte auch hier in dem jetzigen Namen der Stadt selbst eine Anspielung auf die alte Niederlassung der Römer gesucht und entweder *Ara Martis*, oder die Stätte der römischen Gränzmark, Markbach, darin finden wollen. Gewiss ist der Name, der mehrfach in deutschen Landen vorkommt, ächt deutsch, und scheint eher auf eine Pferdeschwemme der Alemannen und eine Stuterei hinzudeuten, als auf eine Römerstadt.



Kloster Maulbronn. *)

Von der Stadt Marbach aus einige Meilen nach Westen gewendet, gelangen wir durch Wälder, Wiesen, Kornfelder und Fruchtbaumgärten in die Gegend, welche nach der uralten Eintheilung Schwabens in Gauen, den Haupttheil des Kreisgaues bildete, und das Schmiechgau, Enzgau und Salzgau, sämmtlich nach den Namen kleiner Flüsse benannt, umfasste. Unter diesen hatte das Salzgau seinen Namen von dem kleinen Wasser Salzach oder Salzbach, dessen Ursprung bei Maulbronn zu suchen ist; ein Bach, der mit mehreren andern die Ehre theilt, unmittelbar in den Rhein auszumünden, den er bei der bekannten Veste Philippsburg erreicht.

Wo seine Quelle aus dem Boden schlöpft, war vor der Gründung des Klosters eine wilde Einöde, deren Wälder sich erst spät vor der Axt cultivirter Bewohner aus dem Thale zurückgezogen haben und jetzt nur noch die Höhenzüge mit ihrer dichten Laubung bedecken. Zu den Zeiten, wo das Faustrecht herrschte, so erzählt die Sage, wurde diese Gegend häufig von Räuberhorden besucht, und der friedliche Wanderer betrat nur mit Angst die verrufene Gegend. Gegen diese Schrecken vermochte nur Ein Mittel zu schützen, die Errichtung eines Heiligenwohnsitzes, eines Klosters in der unwirthlichen Einsamkeit. Der Klang einer nahen Klosterglocke wies jedes Schwert in die Scheide und kehrte selbst das Herz des rohesten Räubers um. Darum, heisst es, fasste der Edle Walther von Lomersheim, der schon früher vom Bischof Günther zu Speyer aufgemuntert, ein Kloster auf seinem Gute Eckenweiler zu bauen angefangen, auf des Bischofs Rath aber den untauglichen Platz verlassen hatte, den Entschluss, in der Mitte des Waldes ein Kloster zu bauen, damit hinfort freier Verkehr in dieser Gegend sich beleben könnte. Der Platz war vormals Eigenthum des Hochstifts Speyer gewesen, damals aber, wegen seiner Wildniss, als Schlupfwinkel der Räuber, unangebauet. Günther brachte die Grundstücke wieder zusammen, wovon ein Theil schon unter Abt Bruno dem Württemberger vom Kloster Hirschau abgetreten worden, und bewog mehrere edle

*) Für dieses und die folgenden Bilder, bis Neckarsteinach ist von uns besonders auch C. Jägers Reisehandbuch benutzt worden.

Nachbarn zu Schenkungen; darunter war ein Conrad von Lomersheim, ein Werner von Rosswag, und Bertha von Grüningen, eine Edelfrau mit ihren drei Söhnen.

So machte sich denn Walther von Lomersheim auch an die Quellen der Salzach, und fing hier an um's Jahr des Heils 1137 sein Cistercienserkloster zu bauen. Schon wurde, spricht die Volkssage, rings umher der Wald gelichtet, Wege wurden nach allen Seiten hin gebahnt und aus den nahen Steingruben mächtige Quadern gehauen. Schon wölbte sich auf dem starken Grunde der schöne Kreuzgang, schon strömten Mönche herbei, den vollendeten Theil des Klosters zu bewohnen, und der Grundstein zur Kirche wurde eben gelegt, als die Räuber, die es verdross, aus ihrer so günstig gelegenen Gegend vertrieben zu werden, hereinbrachen, den Arbeitern Stillestand auflegten und die Mönche zu sprechen begehrten. Ihnen erklärten sie ihren festen Entschluss, den Klosterbau nicht vollenden zu lassen, und drohten mit Niederreissung des Gebäudes. Da trat ein schlauer Mönch hervor und sprach mit freundlichen Worten: Gebt euch die Mühe nicht; wir selbst wollen euch geloben, den Bau nicht zu vollenden; die Räuber liessen sich einen Eid darauf schwören und zogen arglos von dannen. Die Mönche aber bauten an der Kirche fort, als wenn nichts geschehen wäre, bis an der linken Seitenwand noch ein einziger Stein fehlte: den liessen sie mit Wohlbedacht unten am Boden liegen. Weit durch den Wald hallte nun die Klosterglocke, und auf dieses Zeichen des Treubruchs eilten die Räuber auf's Neue herbei, strenge Rechenschaft von den Mönchen zu fordern. Diese öffneten ihre schöne Klosterkirche und führten die Räuber durch die linke Seitenhalle zu der Stelle, da der Stein am Boden lag und oben die Oeffnung war. „Ihr sehet, sprachen sie, die Kirche wartet noch den heutigen Tag auf ihre Vollendung und soll, unserm Eide gemäss, warten bis an den jüngsten Tag.“ So sahen sich die Räuber durch die Schlauheit der Mönche hintergangen, doch konnten sie dieselben eines Eidbruches nicht beschuldigen, fürchteten die mächtigen Beschirmer des jungen Klosters und mieden fortan diese Wälder.

Noch zeigt man in der linken Seitenhalle der ehrwürdigen Klosterkirche die Steinplatte am Boden, unterhalb der Oeffnung, welche die klugen Mönche gelassen hatten. Nicht weit davon ist

in Stein ausgehauen Mörtel, Spaten und Haken zu sehen, und darüber eine schwörende Hand mit drei aufgehobenen Fingern, zum bleibenden Zeichen wie die Mönche ihr Wort gehalten. Und in einer hochgewölbten Zelle, welche die kleine Bibliothek des Klosters aufbewahrt, ist auf einer mit Flügeln verschlossenen Holztafel in Mönchshexametern die Geschichte der Stiftung zu lesen, während die Aussenseite der Flügel zu der Rechten eine Wildniss zeigt, in welcher etliche Wanderer von Strassenräubern jämmerlich ermordet werden, zur linken aber Cistercienser Bauleute im Ordenshabit, emsig Holz zu fällen, Steine zu behauen, Mauerwerk an einer emporsteigenden Kirche aufzuführen, beschäftigt sind. Auf der innern Seite des rechten Flügels halten Bischof Günther und Walther von Lomersheim die Klosterkirche der Jungfrau Maria mit den Händen entgegen, darüber die Worte: „Lass dir diess Opfer gnädiglich befohlen seyn," im Innern des linken Flügels aber kniet der erste Abt des Gotteshauses, aus dessen Mund die Worte gehen: „O Mutter Gottes empfahe diess Opfer!" Die Tafel wurde im Jahr 1450 vom Abte Berthold gestiftet und im Jahre 1516 erneuert.

Wenige Klöster haben so grossen Zuwachs an Land und Leuten erhalten als Maulbronn. Von vier und neunzig umliegenden Orten kamen die meisten allmählig an das Kloster und brachten ihm schöne Güter und die trefflichsten Waldungen zu; die angesehensten Freiherrngeschlechter stifteten und verkauften ihm, bis sie grösstentheils erloschen sind. Bei diesen Erwerbungen des Klosters findet sich so viel Planmässigkeit, dass es scheint, derselbe Abt, der die ersten Käufe geschlossen, habe hundert und mehrere Jahre gelebt. Mit der ganzen Umgegend waren die Mönche im steten Handel, und wenn sie einmal einen kleinen Antheil an Dörfern oder Bauern erlangt hatten, so blieb keine Kunst unversucht, bis sie dieselben ganz in ihre Hände bekamen.

Inzwischen wollte Bischof Günther nicht faule Bäuche mästen, sondern gemeinnützige Thätigkeit begründen, und mit Recht wurde ihm im Chor der Kirche das Denkmal gestiftet, das noch dort zu sehen ist. Wenn Hirschau durch den Fleiss seiner gelehrten Mönche, zunächst nach St. Gallen steht, so hat dagegen Maulbronn vorzüglich das Institut der Laienbrüder und Bärtlinge zu seiner Aufnahme benutzt, d. h. diejenige Klasse von Mönchen,

welche hauptsächlich zu Hand- und Feldarbeiten bestimmt waren. Ihnen mussten, als der Eilfingerhof verkauft war, dort die alten Bauersleute weichen, und sie waren es, die hier den edeln Wein zuerst gepflanzt haben, nach welchem manchem ehrlichen Württemberger der Mund noch wässert, und der, seitdem das Kloster Maulbronn Herrschaftsgut geworden war, die Keller der vornehmsten Regierungs- und Kirchenbeamten unter dem Namen des Eilfingers mit seinem köstlichen „Morgentrunke" füllte. Ausserdem beschäftigte das wachsende Kloster eine Menge Handarbeiter, Schreiber, Aerzte, Maler, Handwerker aller Art, Köche, Fischer, Gärtner, Wirthe; dann noch ein Heer von Stalldienerschaft, Vogelsteller, Waldknechten, die höheren Officialen nicht mit gerechnet, die freilich oft in jene übergegangen zu sein scheinen, wie denn im J. 1519 der Prälat von Maulbronn einen Kanzler hatte, „der etwan sein Scheerknecht was." — Ohne so viele geschickte und fleissige Hände wäre es auch nicht möglich gewesen, so mühsame und kunstreiche Arbeiten auszuführen, wie wir sie noch an den Gebäuden dieses Klosters bewundern. So waren die Klöster nicht nur die Pflanzschule der wissenschaftlichen Cultur, sondern auch des Kunst- und Gewerbfleisses.

Freilich artete der Wohlstand des Klosters zuletzt in Wohlleben aus, und ein schamloser Witz der Mönche hat sich hierüber selbst ein Denkmal gesetzt. Oben im Vorhofe der Kirche ist nämlich unter andern Verzierungen im Gewölbe eine Gans am Bratspiess angebracht, mit Würsten, Flaschen und einer dazu componirten Fuge mit unterlegtem Texte: A. V. K. L. W. H. das soll heissen: Alle voll; Keiner leer; Wein her!

Ursprünglich stand das Kloster unter des Reiches unmittelbarem Schutz; aber bald fanden die Aebte Ursache, theils freiwillig, theils gedrungen, unter den besondern Schutz der benachbarten Landesherren zu treten. Dadurch entstanden Streitigkeiten, welche Herzog Ulrich von Württemberg damit abschnitt, dass er unter Kaisers Maximilian I. Begünstigung, im pfalzbaierischen Erbfolgekrieg, das feste und vertheidigte Kloster im J. 1504 mit Waffengewalt nach siebentägiger Belagerung in Besitz nahm und Kurpfalz zum Verzichte bewog. Doch weder die Aebte, noch die nachfolgenden Kaiser wollten die frühere Freiheit des Klosters vergessen. Als Ulrich die Reformation ein-

führte, wurde von jener Seite Alles aufgeboten, um das reiche Kloster unter des Kaisers und Oestreichs Schutz zurückzubringen. Das Interim ward durchgesetzt. Dagegen hat Herzog Christoph das Kloster zum zweitenmal erobert und seiner wahren Bestimmung zurückgegeben, indem er es, wie viele andere Klöster, in ein evangelisches Seminar umschuf, das einzige, das ununterbrochen bis auf den heutigen Tag dieser Bestimmung geblieben ist.*) Ueber die Einrichtung dieser Vorbereitungsschulen behalten wir uns vor, beim Bilde Blaubeurens zu sprechen.

Von den katholischen Aebten und Mönchen des Klosters hat sich keiner einen historischen Ruf erworben. Zum ersten evangelischen Abte ward Joh. Egelin im J. 1558 verordnet; ihm folgte Valentin Vanicius, der sich zuerst der für die protestantische Geistlichkeit errungenen Freiheit bediente und ein Weib nahm. Um diese Zeit (10. April 1564) wurde zu Maulbronn in Gegenwart des Churfürsten Friedrich III. von der Pfalz und Herzogs Christoph von Württemberg zwischen pfälzischen und württembergischen Theologen ein Religionsgespräch abgehalten. Unter den folgenden Aebten haben sich Felix Bidenbach und Lucas Osiander in der literarischen Welt bekannt gemacht. Johann Heinrich Wieland aber musste im J. 1630 vor den eingedrungenen Katholiken fliehen, und am 9. Novbr. verordneten die kaiserlichen Commissarien, vermöge des Ferdinandeischen Edikts, Christoph Schaller zum katholischen Abte; diesen vertrieb Gustav Adolph 1633, und Maulbronn erhielt in Ludwig Leipzig wieder einen evangelischen Vorstand, der aber das folgende Jahr den katholischen Aebten aufs neue weichen musste, die es bis zum westphälischen Frieden besetzt hielten, bis 1651 mit Heinrich Dauber die ununterbrochene Reihe von evangelischen Aebten, als Vorstehern der niedern Klosterschule, beginnt, die erst in der neuesten Zeit bei veränderter Organisation einem Ephorus Platz gemacht haben.

Viel würdige und ausgezeichnete Männer haben in dieser Schule ihre Vorbildung empfangen, und in befruchtender Stille hat mancher Geist in ihr über künftigen Werken gebrütet; rühmlich

*) Bis hierher grossentheils aus Pfisters trefflichem Aufsatz im Schwäbischen Taschenbuch für 1820. S. LVII—LXIII., ins Kurze gezogen.

bekannt gewordene Namen stehen hier und dort von Knabenhand in die Vorhallen des alten Klosters gekritzelt. Friedrich Wilhelm Joseph, Schellings Vater, ist als Prälat dieses Klosters gestorben, nachdem er den höchsten Ruhm seines Sohnes erlebt hatte; auf dem Gottesacker vor der Klosterkirche hat die erste Gattin des Philosophen Schelling ihr Grab und ihr Denkmal.

In diesen düstern Klosterzellen sass vor sechs und siebzig Jahren der Vater des Verfassers, Joh. Christ. Schwab, einer der letzten Vorkämpfer für ein System, das eine wesentliche Entwickelung des philosophirenden Geistes bildet, über seinem Leibnitz; hier erwuchs Schelling, der gewaltige Befruchter so vieles Hohen in Kunst und Wissenschaft; hier J. C. Pfister, der Geschichtsschreiber Schwabens und Deutschlands. Und was derzeit die Jugend in diesen abgeschiedenen Hallen, in den stillen Thälern, auf den waldigen Höhen brütet, mag ein junger Schwabendichter uns erzählen:

Maulbronn. *)

Dich, entlegnes, stilles Kloster zeigt mir oft die Phantasie,
Die mir stets zu Lust und Schmerzen willig ihre Bilder lieh.
Deine alte Kirche steigt mir wieder aus der Jahre Kluft,
Mit dem Glöcklein, das so schrillend aus dem Feld die Schwärmer ruft.
In dem Kreuzgang alterthümlich wandl' ich, wo in steinern Truh'n
Deine alten Mönche mit dem schlau verborgnen Golde ruhn;
Lehn' im Chor mich an der Stühle künstlich ausgeschnitztes Holz,
Und es macht mich manche Inschrift, die ich klug entziffre, stolz.
Ach wie oft schlug meine Sehnsucht eine Brücke durch die Luft
Zu den nahen Buchenwäldern mit dem herrlich frischen Duft.
Dort in halbem Schlummer hab' ich oft der Rückkehr Frist versäumt,
Habe, wie ein Siebenschläfer, manch' Jahrhundert durchgeträumt.
Fröhlich aus der dumpfen Zelle folgt' ich oft der eignen Spur,
Oder schweift' an Freundeshand durch Berge, Wälder, Thal und Flur.
Deine Mauerhöfe haben kühle Milch mir aufgetischt,
Und die stillen Seen der Wälder mir das heisse Blut erfrischt.
Meine Flöte blies ich Abends, einsam nicht allein, im Wald,
Denn als Kenner schwarten lauschend sich zu mir Eidechschen bald.
Dann vereint ward mancher Anschlag, manches Wagstück ausgeführt:
Ob es wohl als Heldensage deine finstern Mauern ziert?

*) Gedichte von Hermann Kurtz, Stuttg. Hallberger 1836. S. 53 ff.

Noch gedenk' ich, wie wir stiegen zum Gemach, wo Doktor Faust
Bis zu seinem blutig an die Wand geschriebnen Tod gehaust.*)
Wie wir bauten eine Hütte, sie bewohnten mit Gesang.
Und wie auf den sieben Hügeln Jugendlust die Fahne schwang.
Aber Nachts, wenn alle schliefen, wacht' ich bei der Lampe Licht,
Versenkend in des Lebens Tiefen, denn die Ruhe kannt' ich nicht.
Und es stieg vor mir der Schatten jenes bleichen Briten auf,
Und ich folgte liebend seinem schmerzensreichen Pilgerlauf
Durch die langen düstern Räume, wo er aus der halben Welt
Schätze, die er wild erbeutet, als Trophäen aufgestellt;
Todesluft einathmend hin ich scheu mit ihm hindurchgeeilt,
Habe Wunden dort empfangen, welche lange nicht geheilt.
Doch, des Blutes Ströme dämmend und dem lauten Sturm des Weh's,
Streng durch feste Grenzen hemmend meisterte mich Sophokles.
Dann versöhnten Sinn's ergoss ich mich in Tasso's Zauberpracht
Und entschlief mit trunkner Seele in dem Traum der Sommernacht.
Aber zu erneutem Leben weckend aus dem fremden Hain
Führten mich die heimathlichen Sänger in die Heimath ein.
Deutscher Art und deutschen Wesens Hallen, die ich lange mied,
Du hast sie mir aufgeschlossen, edles Nibelungenlied! —
Also war mein Frühling, selber wagt' ich manchen kurzen Sang,
Der in scheuen Tönen zwischen fernem Waldgebüsch verklang.
War mir doch Arkadien offen, keine Stunde schien mir grau,
Und ein Doppelregenbogen stand an meines Himmels Blau:
Lieb' und Freundschaft, wie erhellten sie mein dunkles Herz zugleich!
Wie mit Leid und Freude machten sie mein armes Leben reich!
Wenn ich's denke, wie als Gast ich weilt' in ihrem lichten Haus,
Sprech' ich beide seufzend immer noch mit Einem Namen aus!
Schönes Thal, du liegst mir ferne, eine fromme Siedelei,
Drin mich kaum im raschen Fluge einsam trägt mein Weg vorbei;
Aber oft, du stilles Kloster, zeigt mir dich die Phantasie,
Die mir stets zu Lust und Schmerzen willig ihre Träume lieh.

Maulbronn liegt zwischen ziemlich hohen mit Wäldern und Weinreben bewachsenen Hügeln in einem beengten Thale. Die vielen kleinen Seen und Sümpfe, die der Salzbach bildet, und welche das Wechselfieber unter der kleinen Seminaristen-Colonie früher endemisch machten, sind zum grössten Theile ausgetrocknet.

---

*) Vom Dorment des Klosters steigt man durch ein Fenster über mehrere Dächer in ein ausgemauertes Gemach, wo die Sage den Dr. Faust vom Teufel holen lässt, und ein grosser Blutflecken von ihm gezeigt wird. Zum Geburtsort gibt ihm die Sage das benachbarte Städtchen Knittlingen.

Die Gegend selbst war ursprünglich so sumpfig, dass das Kloster selbst auf einem Roste gebaut ist. Das Aeussere desselben hat sich fast unverändert erhalten; nur ist seit den letzten Jahrzehenten ein viereckigter unbedeckter Thurm verschwunden, der das sogenannte „Wahrzeichen" enthielt. Ueber dem Eingange nämlich war in halberhabener Arbeit das Maulthier abgebildet, das laut der Sage, mit Geld zum Klosterbau beladen, hier bei dem Brunnen stille gestanden sein, getrunken, und den nachgefolgten Mönchen die Stelle bezeichnet haben soll, wo sie das Kloster aufzuführen hätten; und nach diesem Wahrzeichen wäre dann von ihnen die neue Stiftung Maulbronn (Mulenbronnen) genannt worden. Der Thurm hiess, zu Ehren jenes unschuldigen Geschöpfes, der Eselsthurm.

Die Hauptgebäude, Klosterschule, Lehrerwohnungen, Kirche, sind noch dieselben, wie ursprünglich. Die Wahl wurde dem Künstler schwer, unter dem vielen Herrlichen, was die uralte Kirche*) mit Zubehör, von innen und aussen bietet, den Standpunkt für ein einziges Bild herauszusuchen, denn Maulbronn verdiente ein eigenes Prachtwerk durch einen kunstgeschichtkundigen Architekten.

Von den äussern Ansichten der Klosterkirche bot sich uns als die vortheilhafteste diejenige dar, die den Röhrbrunnen unter schönen Linden, einen Theil des Klosters, mehrere Seitengebäude, Pfeiler und Hallen, die Kirche aber von der Fronte darstellt. Façade und Schiff sind ganz byzantinisch. Sechs rundbogige, schlanke Portale, je zwei zwischen einem Pfeiler, schmücken das Atrium, hinter dessen Dache die höchst zierliche Kirche selbst, mit zwei rundbogigen Fenstern in der Fronte und deren sechs an den Seiten und einem mit einfach gewohnter Einfassung verzierten und einer kleinen Rose gekrönten Frontispiz emporsteigt. Im Grunde wird die Hinterseite mit ihren thurmartigen Zierrathen sichtbar, deren Bauart ganz die altdeutsche sogenannt gothische ist; hier bewundert man ein schönes, grosses Kirchenfenster, das aber auf unserm Bilde nicht sichtbar wird. Dafür zeigt uns dasselbe, ausser dem kleinen Glockenthürmchen auf dem Frontispiz, auch den hintern (Haupt-) Thurm der Kirche, der jedoch selbst nicht sonder-

*) Sie heisst die Sommerkirche, ein Betsaal für die Seminaristen heisst die Winterkirche.

lich hoch, obwohl schlank, und schmuck mit Blech und Schiefer gedeckt ist. Er steht über dem Kreuzbau, den die Kirche bildet, einzig auf das Dach gesetzt; denn die Cisterzienser durften, ihrer Ordensregel gemäss, keinen Thurm aus dem Grunde aufführen. Die Kirche soll, einem vorgefundenen Plane nach, nicht ganz vollendet sein (s. auch oben); die Steine, welche dazu verwendet wurden, sind schön behauen und von dunkelgrauer Farbe, welche die Zeit in finstres Schwarz verwandelt hat. Hohe Mauern, Thürme und einst volle Wassergräben umgeben das ganze Gotteshaus.

Im Innern des Klosters hätte, wenn Einzelnheiten statt einer Hauptansicht hätten mitgetheilt werden dürfen, der grossartige Kreuzgang des Schönen viel geboten. Die schönsten Bögen, die mannigfaltigsten Verzierungen finden sich hier. Namentlich ist in einem der Gänge, gegen das Viridarium hinein, eine hohe und ziemlich breite Halle gesprengt, in deren Mitte, von einem steinernen Fusse getragen, eine kolossale Steinschale ruht, in welcher die Mönche Sommers ihre Labeweine gekühlt haben sollen; auch ist an einer Säule des Kreuzganges als Capitäl ein kleiner, nackter Mönch mit Tonsur ausgehauen, der, Trauben naschend, auf einer Traube reitet, und so ganz im Weine schwelgt.

Der Einbau der Kirche, hochgesprengten Gewölbes, mit schlanken Säulen und schönen spitzbögigen Fenstern an den beiden Seitenflügeln des Kirchenkreuzes, wäre ebenfalls der Darstellung sehr werth gewesen, und es liegt uns die sorgfältig ausgeführte Skizze einer Seitenhalle vom Künstler vor Augen. Höchst interessant, aber einer übersichtlichen Darstellung nicht zugänglich, ist endlich das sogenannte Flagellarium, zu dem aus dem Musiksaale eine schöne Wendeltreppe hinabführt, eine herrlich gewölbte, geräumige, hohe Seitenkapelle, mit einem Walde von Säulen, verschiedener Höhe und Dicke; sie soll zu Mahlzeiten der Mönche gedient haben, und ist mit bunten, noch glühenden Farben ausgemalt.

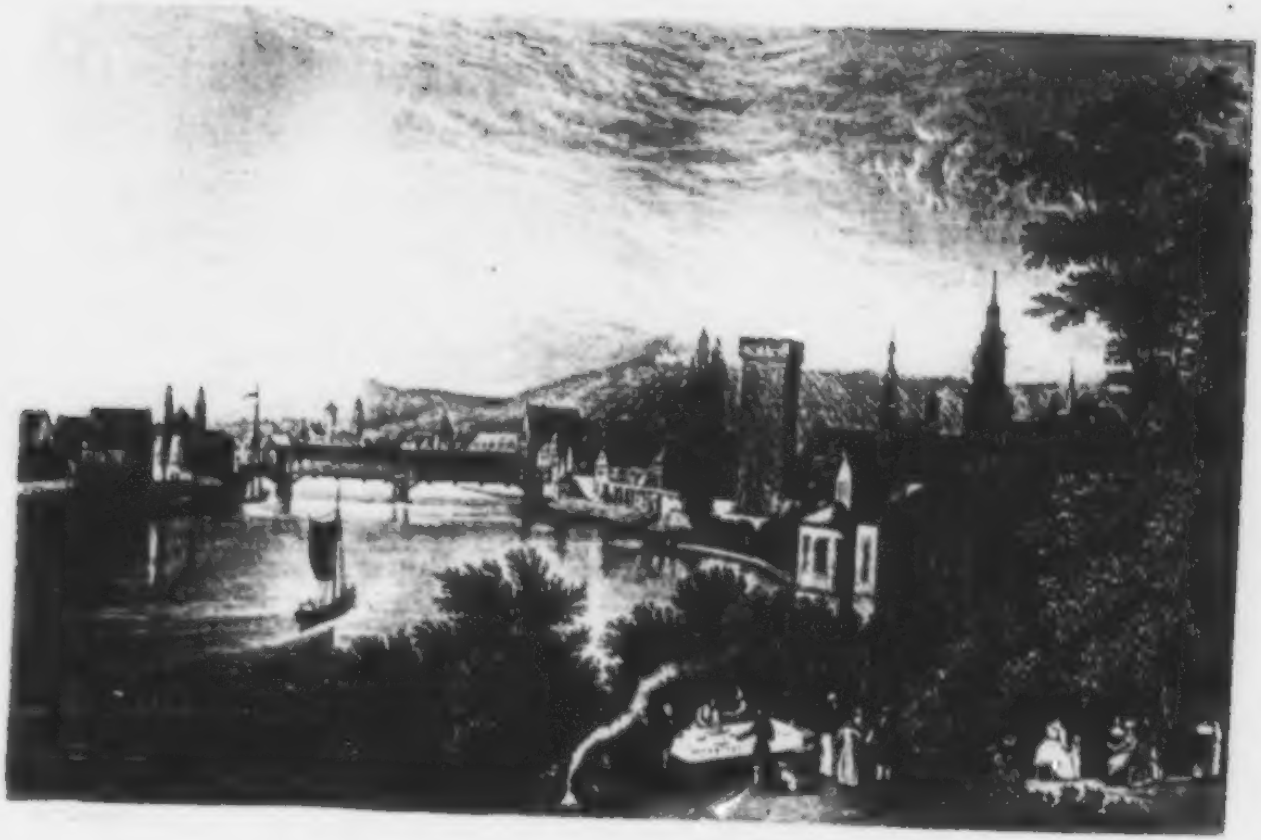
Im Schiffe der Kirche selbst schmückt die Mitte ein zwölf Schuh hohes Crucifix aus Einem Steine; der steinerne Kreuzesstamm ahmt täuschend das Holz nach. In den Seitengängen sind viele Grabmäler zu sehen; im Chore endlich finden wir uns ganz in das zwölfte Jahrhundert versetzt; in den Chorstühlen sind die tief ausgetretenen Fusstapfen der Mönche noch zu schauen, und von

den Seitenwänden blicken uns die Steinbilder des Bischofs Günther und des edeln Walthers von Lomersheim an. Der ganze Chor schimmert im magischen Lichte gemalter Glasfenster.

Heilbronn mit Götzens Thurm.

Heilbronn, am rechten Ufer des hier breit durch die Ebene sich hinschlängelnden Neckarflusses, zur andern Seite von mässigen Hügeln gedeckt, in einer mehr lachenden als charakteristischen Gegend gelegen, ist eine junge blühende Handelstadt, gepfropft auf den knorrigen Stamm einer uralten Reichsstadt. So kommt es, dass uns unweit der Brücke der Neckarkanal und ein geräumiger Hafen, aus frischgehauenen Quadern, mit einer kleinen Flotte von Handelsnachen besäet, im blendenden Schmucke der Jugend entgegenstrahlt, während an der Einfassung uralter Stadtmauern sich von Zwischenraum zu Zwischenraum Thürme aus rauhem Gestein, von Jahrhunderten geschwärzt, erheben. Auch im Innern der Stadt findet sich derselbe Contrast, und auf dem geräumig gemachten Marktplatze steht die winklichte Wohnung irgend eines alten Reichsbürgers, oder gar des Reichsschultheissen, an welchem das Auge des Antiquars Spuren einer karolingischen Königspfalz entdecken will, und das die Sage zum ersten Hause in einer germanischen Waldwildniss macht, — gegenüber dem regelrechten, ins Gevierte gebauten modernen Palast eines reichen und angesehenen Handelsherren.

Einer schriftlich aufbewahrten Sage zu Folge, soll die Auffindung der mitten in der Stadt befindlichen, längst schön in Stein gefassten Quelle des Siebenrohrbrunnens, und die Belebung des christlichen Missionswerkes durch Karl den Grossen eine Ansiedelung an diesem Orte zur Folge gehabt haben; der Name Heilicobrunn als *palatium regium* kommt urkundlich im Jahr 841 vor. Zu der schönen Hauptkirche St. Kilian, — ein ehrwürdiges Alterthum, an dessen Aeusseres und Inneres viel bewundernswürdige Kunst verschwendet ist, und dessen grosser einst noch zu nahmhafterer Höhe bestimmte Thurm die ganze Stadt und Gegend überragt — wurde im Jahr 1013 der erste Stein gelegt. Doch liess das Salische und Hohenstaufen'sche Zeitalter



UNIVERSAL
BOOKS

wenig Spuren an dem Gebäude zurück; die Ausführung ist aus dem 15ten, der letzte mit Inschrift behauene Stein aus dem Anfange des 16ten Jahrhunderts (1510). Im Chor hängt ein vielleicht schon bei den ersten Arbeiten ausgegrabenes Riesenbein, das die Naturkunde unsrer Zeit in einen Mammuthsknochen zurückübersetzt hat. Dieser Chor, im Jahr 1475 zu bauen angefangen, zeigt von der Blüthe deutscher Baukunst; das Innere der Kirche ist sehr schön; die Gewölbe sind hoch gesprengt, Säulen und Pfeiler niedlich gearbeitet. Die grosse Glocke des Thurms hat im J. 1479 Bernhard Bachmann, der Vater des berühmten Theologen, der Reformator der Stadt Heilbronn geworden ist, gegossen. Unter dem Hochaltar will man das geheimnissvolle Murmeln der Quelle des Siebenrohrbrunnens vernehmen; was aber gewiss eine acustische Täuschung ist, denn jenes Brausen aus einer Höhlung des Kirchenbodens dauert noch fort, während die sonst so reiche Quelle seit Jahr und Tag in allen ihren sieben Röhren versiegen gegangen ist; das letztere vielleicht zum Zeichen, dass die Stadt ihr neuestes Heil nicht mehr vom Brunnenrohr eines heiligen Borns, sondern von den industriellen Dampfröhren und dem merkantilischen Zuckerrohr erwartet. Unser prosaisches Jahrhundert hat auch dem Brunnen ohne alle Noth die schönste architektonische Zierde, seine gothische Ueberdachung, geraubt.

Wir könnten noch von allerlei Schenswerthem der altneuen Stadt, vom Rathhaus (1550) und seinem schenswerthen Uhrwerk, von der deutschen Hauskirche zu St. Joseph, vom deutschen Hause, von der Franciskanerkirche, die, durch die Franzosen im J. 1688 ausgebrannt, noch in ihren Trümmern einen edeln Styl verräth, dann von dem neuen Archiv, dem neuen Gymnasium, den schönen Lustgärten, den heitern Wartberg an der Spitze, von dessen Höhe immer Tanzmusik herabschallt und das lustige Städtervolk Heilbronns zu sich hinauflockt, endlich von dem zauberisch im Walde gegen Weinsberg gelegenen Jägerhause erzählen; doch eilen wir der Merkwürdigkeit zu, welche unser Maler nicht ohne Absicht in den Vordergrund gestellt hat.

Von der Stadt her führt eine schmale und krumme Gasse, die Allerheiligenstrasse, zu einer Seitenpforte am Neckar und dem mit der Stadtmauer verbundenen „viereckigten Thurme,“

von den Einwohnern auch „Götzens Thurm“ genannt. Die allgemeine Volkssage lässt nämlich in diesem Thurme den Ritter Götz von Berlichingen in der Gefangenschaft der Stadt Heilbronn schmachten. Ein schauerlicheres Gefängniss hätte sie dem edelsten aller Ritter nicht anweisen können. Der aus rauhen Quadern aufgeführte Thurm mag an hundert Fuss hoch sein, die Breite jeder Seite zehen Fuss. Er ist oben mit einer Zinne versehen und scheint überhaupt in Allem seine ursprüngliche Anlage behalten zu haben; an der ganzen Nordseite zeigt er nur zwei kleine Fensterlöcher, beide weit von einander, in der Höhe: gegen Osten, in der Mitte ist ein hoher Schwibbogen gesprengt, der jetzt mit Holz ausgefüllt ist; vielleicht, dass die Gefängnisszellen des jetzt innen ganz unwohnlichen Gebäudes hier befindlich waren und ein jetzt versperrtes Licht erhielten. Ohne diese Annahme müsste Götz von Berlichingen hier ganz in Nacht gesessen sein. Innere Unwahrscheinlichkeit hat indessen jene Sage nicht: eine Inschrift an der nördlichen Seite des Thurms, in 10—12 Fuss Höhe, zeigt in deutlicher Mönchsschrift die Jahreszahl MCCCLXXXXII (1392), der Thurm war mithin schon weit über 100 Jahre alt, als Götz in Heilbronn gefangen sass.

Lassen wir der Phantasie den Lauf! Schlage deinen Göthe auf, Wanderer! In diesem schwarzen Thurme sitzt der gefangene Götz bei seiner treuen Gattin Elisabeth, und sie spricht: „In der muthlosen Finsterniss erkenne ich dich nicht mehr!“ dann wird der Wächter beredet, ihn „in sein klein Gärtlein zu lassen, auf eine halbe Stunde, dass er der lieben Sonne genösse, des heitern Himmels und der reinen Luft.“

Hier in der Natur ist freilich kein Raum zu einem Gärtlein; unsre Phantasie muss eine Holzlege wegräumen, die sich in dem schmalen Zwinger breit macht, und einige Mauern niederreissen, bis sie eins geschaffen hat. Dann aber versenkt sie sich mit andächtigem Schmerz in die Worte des Dichters: „Löse meine Seele nun! — Arme Frau! Ich lasse dich in einer verderbten Welt. Lerse, verlass sie nicht! Schliesst eure Herzen sorgfältiger, als eure Thore! Es kommen Zeiten des Betrugs, es ist ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre Netze fallen. — Gebt mir einen Trunk Wasser. — Himmlische Luft — Freiheit! Freiheit!“ —

Hier blickt uns die historische Kritik über die Achsel in's Buch und zerstört, mit jenem Lächeln der Ironie um den Mund, das in unsrer Zeit bei ihr stehend geworden ist, die schöne Illusion der Dichtung. Der geschichtliche Götz ist nicht hier gestorben, er hat diese rührende Scene, die ins Jahr 1525 fallen würde, um sieben und dreissig Jahre überlebt, ist auf seiner Burg Hornberg am Neckar, mehr als achtzig Jahre alt, in Frieden und Freiheit den 23. Juli 1562 verschieden, und die Leiche, nach Kloster Schönthal geführt, ruht dort unter einem metallenen Denkmal im Kreuzgange. Die Gefangenschaft Götzens zu Heilbronn fällt auch sechs Jahre früher als der Bauernkrieg, mit welchem sie Göthe in Verbindung setzt, und wurde durch seine Anhänglichkeit an den vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg im J. 1519 herbeigeführt. Und wenn es, was sehr möglich ist, dieser Thurm war, der ihn aufgenommen hat, so beschränkt sich doch während viertehalb Jahren Haft, sein Gefängniss in demselben auf eine einzige Nacht. Zu einiger Entschädigung theilen wir dem Leser die naive, von Göthe selbst mehrfach benützte Erzählung dieser Begebenheit aus des Ritters eigenem Munde mit.

Götz war dem schwäbischen Bunde zu Möckmühl „in der Mausfalle“ unterlegen und nach Heilbronn zu Verfügung des Rathes abgeführt worden. „Wie ich nun,“ erzählt er in seiner Selbstbiographie, „zu Heilbronn etliche Wochen in einer Herberge verhaftet gelegen bin, da schickt der Bund Einen, der war von Kostanz, ein Schweizer — Stadtschreiber oder was er war — und hätt' eine Urphed' bei ihm. Die las er mir für, in der Stuben, in Beiwesen Vieler von Heilbronn, alsodass die Stube voller Leut' war; und begehrt', ich sollt' solche schwören und annehmen; und wo ich's nit thät', hätt' der Bund geschrieben, sollten sie mich nehmen und in Thurm legen. Aber ich schlug solche Urphed stracks ab; wollt' ehe ein Jahr im Thurm liegen.“ Götz berief sich darauf, dass er in ehrlicher Fehde betreten worden sei und vertragsmässig ein ehrlich, ritterlich Gefängniss anzusprechen habe. Aber seine Feinde bestellten die „Weinschröter,“ handfeste Gehülfen der Küfer; „die traten,“ erzählt er, „zu mir in des Diezen Herberg' in die Stuben und wollten mich fangen. Ich, demnächst vom Leder und mit der Wehr' heraus. Da schnappten sie wieder hinter sich, und baten mich die Bürger des Raths

fleissig, ich sollt' einstecken und Fried' halten; sie wollten mich nit weiter führen, denn auf das Rathhaus. Da glaubt' ich ihnen auch; und wie sie mich in der Herberg' zur Stuben hinaus führten, ging meine Hausfrau gleich (eben) die Stiegen herauf, und war in der Küchen gewest. Da riss ich mich von ihnen, und ging zu ihr und sagt': Weib, erschrick nicht; sie wollen mir eine Urphed fürlegen, die will ich nit annehmen; will mich ehe in Thurm legen lassen. Thue ihm aber also: reit hinauf zu Franciscus von Sickingen und Herrn Georgen von Fronsperg" — diese waren Hauptleute des Bundes — „und zeig' ihnen an, die ritterliche Gefänguiss, wie mir zugesagt, wolle nicht gehalten werden; (ich) versehe mich, sie werden sich als Redliche vom Adel und Hauptleute wohl wissen zu halten. Das thät nun mein Weib; und führten mich die Bündischen mit uf das Rathhaus, und von dem Rathhaus in Thurm, und musst dieselbige Nacht darin liegen. Und wie sie mich uf den Pfingstabend hineinlegten, mussten sie mich auf den Pfingsttag frühe wiederum herausthun, und führten mich also darnach wieder auf das Rathhaus, da waren etliche des Raths bei mir in der Stuben."

Inzwischen war des Ritters treue Hausfrau vom Bundeslager zurückgekommen. Der ganze Haufe des schwäbischen Bundes zu Ross und zu Fuss zog dem gefangenen Feinde gegen die wortbrüchigen Rathsherren von Heilbronn zu Hülfe. Diese fingen an zu zagen und ersuchten den Ritter, er möchte seine Hausfrau wieder hinausreiten und für sie bitten lassen. Aber der ergrimmte Götz trat zu seiner Frau und flüsterte ihr ins Ohr: „Sag zu meinem Schwager Franciscus von Sickingen und Georg von Fronsperg, sie haben mich gebeten, ich sollt' für sie bitten. Aber sag' zu ihnen, was sie haben im Sinn, so sollten sie fortfahren. Ich wollt' gern sterben und erstochen werden; allein dass sie all' mit mir erstochen würden." Die Frau richtete es aus, und die Herren erwirkten dem Ritter ehrliche Haft, aus welcher er endlich im vierten Jahr (1522) um zweitausend Goldgülden, die er bei guten Herren und Freunden aufbrachte, erlöset ward.

Das Geschlecht der Berlichingen steht noch auf den heutigen Tag in voller Blüthe und theilt sich in die zwei Linien der

Berlichingen-Rossach, welche unmittelbar von Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand abstammen, und der Berlichingen-Jaxthausen, die ihren Ursprung auf einen Bruder des Götz zurückführen. Der letztern Linie gehörte der edle Graf Joseph von Berlichingen, Königl. Württemb. Landvogt und Staatsrath an, ein eben so fein gebildeter als ritterlicher Mann, der noch im höchsten Alter dem Verherrlicher seines Verwandten seinen Dank durch eine gelungene Uebersetzung von Göthe's Herrmann und Dorothea in schönen lateinischen Hexametern darbrachte. Er starb auf dem Stammgute Jaxthausen, wo sich noch Götzens ächte eiserne Hand befindet, die, durch Heirath an eine Gräfin Hadick zu Wien gekommen, von ihm wieder für die Familie Berlichingen erworben ward und seinem jungen Verwandten, Götz von Berlichingen auf Jaxthausen, vermacht worden ist, weil sie dieses Stammschloss des Ritters nicht verlassen soll. Freiherr Gustav von Berlichingen-Rossach ist gewähltes Adelsmitglied zur Abgeordneten-Kammer der Württembergischen Landstände. —

Heilbronn hat, wie Esslingen, eine bedeutende Fabrik moussirender Weine, von seinen eigenen Weinbauern besorgt, welche mit dem Erzeugnisse ihrer alten Schwesterstadt wetteifert. Der Weinbau ist hier im höchsten Flore, und die Heilbronner „Herbste," die auch unser Bild andeutet, das Heiterste, was man in Schwaben sehen kann. Unter einem steten *Eroe Liber!* werden diese Weinfeste mit wahrhaft orgiastischem Jubel von den zahlreichen Gutsbesitzern auf ihren Weinbergen, auf den Wiesplätzen am Neckar mit Feuerwerk und in den Tanzsälen ihrer schmucken Gasthäuser begangen, und jeder Fremde, der des Wegs gezogen kommt, ist gastlich eingeladen und wird in den jauchzenden Kreis hineingezogen.

Des Herbstes goldner Sonnenstrahl
Umwebt der Reben üppig Laub,
Und aus dem Laube blinkt hervor
Der Winzerinnen bunter Chor;
Den Trägern in den Furchen all
Wächst übers Haupt der Trauben Schwall,
Die Treterknaben sieht man kaum,
So spritzt um sie der edle Schaum;
Gelächter und Gesang erschallt,
Die Peitsche klatscht, der Fuder knallt.

Wohl senkt die Sonne jetzt den Lauf,
Doch rauschen Feuergarben auf
Und werfen Sterne groß und licht
Dem Abendhimmel ins Gesicht. *)

Weinsberg und die Weibertreu.

Zu Weinsberg, der gepriesnen Stadt,
Die von dem Wein den Namen hat,
Wo Lieder klingen, schön und neu,
Und wo die Burg heisst Weibertreu:
Bei Wein und Weib und bei Gesang
Wär' Luthern dort die Zeit nicht lang,
Auch fänd' er Herberg' und Gelass
Für Teufel und für Dintenfass,
Denn Alle Geister wandeln da —.

Diese neuesten Verse Uhland's**) umschliessen Alles, was Weinsberg Merkwürdigstes hat, seine köstlichen Weinhügel, deren Reben, gepflegt, wie man sie neuerdings in Schwaben pflegen lernt, einen Trank geben, der den edlern Rheinweinen wenig nachsteht; dann den Ruhm seiner Frauen; endlich die Lieder und den Geisterglauben, durch welche Weinsbergs Arzt, der liebenswerthe und geniale Justinus Kerner, einen doppelten, wenn auch verschiedenartigen Ruhm erlangt hat.

Der Leser kann vor allen Dingen einen Fingerzeig über die vielangefochtene Geschichte der Weibertreue von Weinsberg erwarten, und diese Hoffnung soll nicht getäuscht werden. Raumer, in seiner Geschichte der Hohenstaufen, erklärt uns, dass der Ruhm der Weiber von Weinsberg bei Mitwelt und bei Nachwelt ein wohlbegründeter, dass ganz unerheblich sei, was man später aus übertriebener Zweifelsucht gegen die Wahrheit dieser preiswürdigen That, drehend und deutelnd, gesagt hat. Er führt für die Begebenheit im Allgemeinen vier Zeugen auf; davon gehört aber der letzte in das 17te Jahrhundert und hat sichtlich aus dem ersten geschöpft, die beiden andern sprechen

---

*) Uhland's Gedichte. X. S. 396.
**) Uhland's Gedichte. X. S. 397.

UNIV.BIBL.
BERLIN

zwar von der Belagerung von Weinsberg, enthalten jedoch kein Wort von der That seiner Weiber.

So bleibt als Zeuge für diese nur eine Feder, aber allerdings die Feder eines Zeitgenossen übrig. Es ist dies die lateinische Cölner Chronik der Benediktinermönche von Sanct Pantaleon, die mit dem Jahre 1162 schliesst, also ohne Zweifel als mit erlebt auf folgende schlichte Weise erzählt, was im Jahr 1140 geschehen sein soll.

„Im Jahre des Herrn 1140 belagerte der König (Konrad III., der Hohenstaufe) die Stadt des Herzogs Welf von Bayern, Winesberg genannt, und bekam sie vermöge einer Uebereinkunft in seine Hand. Den Matronen und Frauen, die er dort fand, ertheilte er aus königlicher Milde die Erlaubniss, dass sie sollten forttragen dürfen, was jede auf den Schultern zu tragen vermöchte. Sie aber dachten mehr an die Treue, die sie ihren Männern schuldig waren, als an die Rettung ihrer übrigen Habe, liessen allen Hausrath dahinten und stiegen herab, ihre Männer auf den Schultern tragend. Als nun der Herzog Friedrich (der Bruder des Königs) Einsprache that und solches nicht geschehen lassen wollte, da sprach der König zu Gunsten des Weibertrugs: An einem Königsworte zieme sich nicht zu rütteln (REGIVM VERBVM NON DECERE IMMVTARI).“

Dies ist die einfache Erzählung, die allerdings keine innern Spuren von Unwahrscheinlichkeit enthält und nur dadurch etwas verdächtig wird, dass ein berühmterer Zeitgenosse, Otto von Freisingen, der eigentliche Historiograph seiner Zeit, dessen Chronik nur sehs Jahre später als die eben erzählte Begebenheit schliesst, zwar den Krieg des Gibellinen mit dem Welfen ausführlich erzählt und auch der Belagerung Weinsbergs gedenkt, aber über die That der Weiber ein eben so tiefes Stillschweigen beobachtet, wie alle übrigen Geschichtsbücher jener alten Zeit.

Aus den wenigen Worten des Benedictiners hat nun im 17ten Jahrhunderte der Verfasser der Bojischen Annalen, der gelehrte Adlzreiter (um 1662), eine mit Livianischer Beredsamkeit ausgeschmückte Geschichte gemacht, und aus dieser Quelle ist die Sage von der Weinsberger Weibertreue wohl zunächst in den Mund des Volkes und aus ihm in den Mund des Dichters gekommen. „Man erwartete, sagt er, die Frauen würden ihren

Weiberschmuck, Gold, Edelgestein, und was sie sonst von edler Bürde finden könnten, in Sicherheit bringen. Sie aber bedachten, dass es keinen kostbareren Schatz gebe, als ihre Männer und zogen aus in einer kläglichen, aber für die Zuschauenden zugleich anmuthigen Reihe, jede ihren Mann auf dem Nacken tragend. Solche Frauenliebe presste dem König Konrad Freudenthränen aus. Da war Niemand, dem diese sinnreiche Liebe nicht wohlgethan hätte, ausser Friedrich, dem Bruder des Königs, der, den Betrug scheltend, erklärte, dass der unterhandelnde König gewiss nicht an diese Gattung von List gedacht habe, und dass er mithin nicht den Schutzherrn der Männer machen sollte; diese, verlangte er, sollten auf die Schlachtbank geschleppt werden. Aber er erhielt von Konrad eine wahrhaft königliche Antwort. „Mein Bruder! nicht darf ein König, in keinem Falle, die Treue brechen; an einem Königsworte soll man nicht rütteln. Mir muss der Ruf und die Gnade der Gottheit weit mehr gelten, als der Tod meiner Feinde. Wenn die Treue einem Fürsten nichts mehr gilt, für wen soll sie dann noch einen Werth haben? Ein Lügner gescholten zu werden, ist an jedem freigeborenen Mann eine schimpfliche Makel; wie ganz ehrlos muss es an Herrschern sein!“

Die Wahrheit der Erzählung vorausgesetzt, lässt sich noch fragen, ob der Schauplatz der That die Burg Weinsberg, oder die Stadt war. Der ursprüngliche Erzähler nennt Weinsberg ein Städtchen; Otto von Freisingen und die andern Chronisten nennen es ein Castrum, was eben sowohl Burg als befestigte Stadt heissen kann. Doch sagt der Mönch, die Weiber seien mit ihren Männern auf den Schultern herabgestiegen, was auf einen Ort deutet, der auf einer Anhöhe liegt, und nur auf die Burg Weinsberg passt, da das Städtchen selbst in der Tiefe gelegen ist, auch ohne die Burg sich gegen keinen Feind würde haben halten können. Zudem heisst auch nur die Burg Weibertreu, ein Name, von dem man freilich nicht weiss, wie alt er ist, und ob er der Volkstradition oder der Büchergelehrsamkeit angehört. Immer bleibt es wahrscheinlicher, dass damals das Castrum Weinsberg nur aus der Burg und vielleicht wenigen Häusern Höriger an deren Fusse bestanden, und dass aus den letztern die Stadt Weinsberg erst später erwachsen ist.

Je angefochtener die Geschichte von der Weibertreue durch die historische Kritik ist, desto heiliger gehalten, desto edler dargestellt soll sie werden durch Poesie und Kunst. Hätte Bürger, der lebenskräftige und für ächtes Gefühl sonst so offene Dichter, die Sagenpoesie auf der Stufe ihrer jetzigen Bildung angetroffen, so würde er den rührenden Stoff nicht zu einer skurrilen Romanze verarbeitet und schwerlich im Bänkelsängertone begonnen haben:

Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt?
Soll sein ein wackres Städtchen;
Soll haben fromm und klug gewiegt,
Viel Weiberchen und Mädchen.

Er hätte gewiss nicht gemeldet, der Kaiser Konrad habe seinen „Avis hineintrompeten lassen," es habe lautes „Zetermordio" gegeben; die „Pastores" haben geschrieen, „wir gehn kapores!" Er hätte keine „Ambassade" von Weibern kommen, und diese nicht die Männer „schwer im Sack" und „Huckepack" einhertragen, am allerwenigsten den Kaiser an der Treue seiner eignen Frau zweifeln, und „mit der Bürgermeisterin wie mit der Besenbinderin" tanzen lassen. Doch gehört diese Verirrung mehr seiner Zeit, als seinem sonst oft über solche Irrthümer erhabenen Genius an.

Würdiger hat die Kunst sich an der schönen Sage versucht. In der Kirche zu Weinsberg befindet sich ein altes Gemälde, welches, auch im historischen Interesse, wohl verdiente von der Kritik näher ins Auge gefasst zu werden. Oberhalb des Gemäldes standen ehemals die Worte: „Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen." Die Unterschrift desselben erzählt kurz die Thatsache. Die Burg Weinsberg erscheint auf dem Gemälde, wie sie vor ihrer Zerstörung war; durch die Burgthore ziehen die Frauen in langen Reihen herab, die kleinste der Frauen, die den schwersten Mann trägt, und unter ihrer Last beinahe zu erliegen scheint, voraus. Auf dem Vordergrunde hält auf einem stattlichen Zelter Conrad und schaut den Frauen ruhig zu, ohne sich durch die dringenden Vorstellungen Friedrichs irre machen zu lassen. Der sonderbare Aufzug hat die Augen des ganzen Heeres auf sich gezogen. Auch ein modernes Gemälde aus dem vorigen Jahrhunderte hat die Begebenheit behandelt und findet sich hier und da in guten Copien. In der neuesten Zeit hat ein sehr talentvoller

junger Künstler, Alexander Bruckmann von Heilbronn, den Gegenstand auf eine eigenthümliche Weise behandelt. Die Scene ist hier unter das Thor der Stadt verlegt, die, mit Häusern und Kirche, schon in ihrem spätern Flore dargestellt ist; die Burg erscheint im Hintergrunde. Der Künstler hat eine grosse Mannigfaltigkeit von Gruppen, ohne Verwirrung, und von Gesichtern mit dem wechselndsten Ausdruck verschiedener Affekte darzustellen gewusst, das cavallerieregimentartige Aufmarschiren der Frauen ist ganz vermieden, nur einige Männer sitzen förmlich auf den Schultern ihrer Frauen, andere werden von Töchtern, von Schwestern, ja von ganz jungen Mädchen, je einer von zweien, zum Theil verwundet, gehoben, getragen, niedergelassen. Gegenüber dem Kaiser, dessen hohe Gestalt die Mitte einnimmt, ist, kühn vortretend, eine Amazone mit flatternden blonden Haaren und einem Blicke des Trotzes abgebildet, ihr verwundeter Gatte scheint einer der vornehmsten Gefangenen zu sein, sein finsterer Blick hat auch die dargebotene Gnade des Kaisers noch nicht angenommen. Das Costüm auf diesem Bilde ist prachtvoll, doch nicht ungetreu, die Behandlung der Figuren im altdeutschen Style, jedoch weder steif noch armselig, das Colorit durch seine Klarheit und freundliche Lichter ausgezeichnet. Das preiswürdige Bild hat die königlich württembergische Kunstschule zu Stuttgart käuflich an sich gebracht. Im ersten Entwurfe war es für ein Freskogemälde an einer Thurmwand der Weibertreu selbst bestimmt. —

Die geschichtliche Zeit beginnt für Weinsberg erst mit dem Jahre 1193, wo zum erstenmale die Dynasten von Weinsberg als Besitzer der Burg erscheinen. Dieses Geschlecht stand mit dem Reiche wie mit den ersten und mächtigsten Häusern Schwabens, Frankens und der Rheinlande in der mannigfachsten Berührung. Der bedeutendste Weinsberger war Conrad, Erbkämmerer des Reichs, der seine Burg im J. 1429 mit Heldenmuth und Glück gegen die Pfalzgrafen vertheidigte. Auf die Stadt, die beim Reiche war, machte er vergebens Ansprüche. Diese kam mit der Zeit an Churpfalz, und unter Herzog Ulrich von Württemberg, im baierischen Erbfolgestreit, an dieses Herzogthum. Damals wurde ein hoher Thurm, der schwarze Mantel genannt, und das alte Ritterhaus ganz zusammengeschossen. Das entscheidende Verhängniss brach jedoch über sie erst im Jahr 1525 ein,

wo die Aufrührer aus dem Odenwald, Hans Wunderer an ihrer Spitze, wie ein verheerendes Ungewitter gegen Weinsberg heraufgezogen kamen. Auf diese Nachricht besetzte der Schwäbische Bund Stadt und Burg mit 70 Rittern, Edeln und Gemeinen unter Graf Ludwig von Helfenstein. Die Aufrührer benutzten die Feier des heiligen Osterfestes, die Burg zu stürmen; die Einwohner schlugen sich zu ihnen, und die ganze Besatzung fiel in ihre Hände, bis auf drei Ritter, die, als Weiber von Weinsberg verkleidet, entrannen. Vergebens trat nun die Gräfin von Helfenstein mit ihrem zweijährigen Knaben als Schutzflehende auf. Vor dem Thore schlossen die Bauern einen Kreis; ein Pfeifer musste Tänze spielen, und alle Gefangenen wurden tanzend gespiesst. Da ward die Burg Stein von Stein gerissen. Bald darauf nahm der Schwäbische Bundeshauptmann Georg Truchsess von Waldburg schrecklich Rache an den Bauern. Der Pfeifer, der zu dem Morde der Edeln aufgespielt, wurde, an einer Kette um einen Baum tanzend, langsam am Feuer gebraten. Die Mauern der Stadt wurden geschleift, und erst spät auf Erlaubniss erneuert. An den Trümmern der Burg liessen im Jahr 1546 die Spanier noch ihre Wuth aus. Nach der Nördlinger Schlacht kam Stadt und Burg als vorübergehendes Geschenk an den Liebling des Kaisers, Max Grafen von Trautmannsdorf.

Die Ruinen sind seit etwa zwölf Jahren durch einen Verein der Frauen Weinsbergs und die Fürsorge J. Kerners nicht nur vor Verfall bewahrt, sondern aus einem Schutthaufen in die lieblichsten Anlagen verwandelt worden, in welchen sich aus sorgsam gepflegtem Gebüsch Mauerzinnen und Thürme, allenthalben zugänglich und zu reizenden Belvederen umgeschaffen, erheben. Aeolsharfentöne wehen dem Wanderer entgegen. Von dem höchsten Thurme, ein finstres Verliess unter seinen Füssen, blickt dieser gegen Osten in ein friedliches, gesegnetes Thal, mit Dörfern übersäet, dessen äusserstes Ende durch eine gegen Norden streichende Bergkette begränzt wird, während weiter südlich die Ruinen des Stammschlosses der Grafen von Löwenstein herüberblicken, und nordwestlich die Durchsicht ins Neckarthal sich öffnet. Am Fusse des Berges, wie unter dem Schutze der Burg, steht die uralte Stadtkirche Weinsbergs, unter ihr und um sie versammelt gruppiren sich die Häuser der Stadt. Das jüngste und

merkwürdigste unter diesen ist das Dichterhaus, welches der Leser auf dem Blatte sieht, das von unserm Texte begleitet wird; die Wohnung Justinus Kerners', der zu seiner zauberischen Besitzung einen uralten Stadtthurm geschlagen hat, in welchem er als Chemiker laborirt, als Sänger dichtet, und als Exorcist Geister beschwört. Wer den von Schmerzen und Freuden des Lebens wie von Ebbe und Fluth umspülten Geist dieses Mannes, seinen, alle Wehmuth der Gefühle plötzlich weghauchenden Humor, seinen Scherz durch Ernst gezügelt, sein strenges und eifriges Wirken als treuer Arzt, das den Geisterbanner ganz vergessen lässt, kennen lernen will, der komme hierher nach Weinsberg. Schwaben und seine Bewohner sehen in der Nähe ganz anders aus, als sie im Norden oft geschildert werden.

Die Wohnung Kerner's, die auf unserm Bilde mit ihrem Besitzer und dessen Thurm im Vordergrunde sichtbar ist, soll uns zum Schluss ein befreundeter Sänger malen:

Was Andre nur gesungen,
Das hast Du Dir errungen:
Den magischen Pallast.
Das Wild sucht Deine Halle,
Das Pferd in Deinem Stalle
Fühlt nicht der Jahre Last;
Und Pilger aller Zonen
Mit warmem Danke lohnen
Die freundlich dargebotne Rast.

Den Thurm hab' ich gesehen,
Von dem Du liessest wehen
Das griechische Panier; *)
Im Regen musst' erbleichen —
Ein Unglück droh'ndes Zeichen —
Der frohen Farben Zier.
Der edle Sohn der Musen
Zog, schon den Tod im Busen,
Der Griechensänger, weg von Dir.

*) Wilhelm Müller zu Ehren, der ihn kurz vor seinem Tode, im Herbst 1827, besuchte, pflanzte der Dichter auf seinen Thurm die griechischen Nationalfarben als Flagge auf, die aber über Nacht ein Platzregen verwischte, so dass nur Schwarz und Weiss übrig blieb.

Wie ruhig bei Dämonen
Des Friedens Engel wohnen,
Hab' ich bei dir geschaut;
Es bricht an deiner Schwelle
Die schwarze Macht der Hölle,
Der vor der Unschuld graut;
Es weicht die Geisterschwüle
Vor jener Abendkühle
Die von des Genius Schwingen thaut.

Doch, dass ich nichts verhehle,
Es regt in meiner Seele
Sich immer der Verdacht;
Es sei dein Haus am Berge
Vom wilden Heer der Zwerge
Durch Zauber nur gemacht;
Einst tragen sie im Sturme,
Sammt Garten und sammt Thurme
Es in die Wolken über Nacht *).

Wimpfen am Berg und im Thal.

Einer der anmuthigsten Vorposten der mit merkwürdigen Alterthümern gepaarten Naturschönheiten, die in ununterbrochener Reihenfolge erst etwas weiter unten das Neckarthal zwischen Heilbronn und Heidelberg zu schmücken anfangen, ist die von den württembergischen und badischen Landen rings enclavirte ehemalige Reichsstadt, jetzt hessendarmstädtische Landstadt Wimpfen am Berg, drei Stunden unterhalb Heilbronn auf einem üppig bewachsenen Hügel höchst romantisch gelegen. Die buntesten Baumgruppen bedecken alle Abhänge und verbergen dem Reisenden die braunen Mauern der vor Alter zerfallenden Stadt, bis er dicht an ihnen ist, und der Nachtigallengesang aus diesen Gehölzen lässt in den Frühlingsmonaten den Wanderer, der lieber ausserhalb des Mauerreichs in einer anmuthigen Herberge übernachtet, die an der nach dem Neckar hinunter führenden Strasse gelegen ist, nicht ununterbrochen schlafen.

Das hohe Alter der Stadt verräth sich durch ihr Aussehen. Den Ursprung verdankt sie wahrscheinlich, wie so viele Neckar-

*) Aus dem Gedicht: „Justinus Kerner." Von Gustav Pfizer, Gedichte, neue Samml. S. 119 ff.

städte irgend einer römischen Niederlassung. Geographien und Reisebeschreibungen sagen einander die lächerliche Notiz nach, dass sie der Gemahlin Julius Cäsars, Cornelia, der Tochter Cinna's zu Ehren, Cornelia genannt worden sei, ohne an den groben Anachronismus zu denken, der eine solche Ehre unmöglich macht. Sollte wirklich irgend ein Stein dem römischen Wimpfen den Namen Cornelia vindiciren, so ist dabei viel eher an die Gemahlin des Kaisers Gallienus zu denken, von welchem die letzten Niederlassungen der Römer in dieser Gegend vor ihrer Vertreibung durch die Alemannen herrühren; denn bekanntlich hiess diese Kaiserin Cornelia Salonina; leitete jedoch den Adel ihres Ursprungs nur von dem Kammerdiener eines Corneliers ab, von Chrysogonus, dem Freigelassenen Sulla's. Spuren haben die Römer hier unzweifelhafte hinterlassen, und der die Ufer des Neckars weithin überwachende Hügel war für dieselben bei ihren Eroberungs - und Vertheidigungsoperationen gegen die Deutschen unstreitig von hoher Wichtigkeit. Als bei Anlegung der benachbarten Salinen der Boden zwischen dem an der Bergstadt Fusse gelegenen Städtchen Wimpfen im Thal vielfach durchwühlt wurde, kamen nicht nur Münzen aller Art, vorzugsweise mit dem Bildnisse des Kaisers Antoninus Pius, sondern auch römische Wasserleitungen zum Vorscheine, thönerne Tafeln von derselben *Terra sigillata*, wie bei vielen hier und dort aufgefundenen, römische Gefässe, Mauerwerk von offenbar römischer Bauart. In einem Gebäude der Stadt aus dem grauesten Mittelalter fand der Verfasser dieses Textes einen durch seine gelbe Farbe von den übrigen abstechenden Stein der Mauerwand einverleibt, auf welchem in erhabener Arbeit ein Löwe und zwei Sphinxe eingehauen noch ziemlich deutlich zu erkennen waren. Das imposanteste Denkmal aber, und wahrscheinlich der Befestigungslinie angehörend, die Kaiser Probus von Neustadt an der Donau und Regensburg über Berge, Flüsse und Moräste bis in diese Gegend führte, ist der hohe und dicke Thurm von rothem Sandsteine, mit unbedeutenden Mauerresten, der dem Wandrer, der vom Thale emporgestiegen kommt, zuerst in die Augen fällt. Sein Gemäuer zerfällt der Behandlung der Steine nach offenbar in drei Theile, die aus dreierlei Perioden herrühren. Der unterste Theil aus reinlichen glatten Quadern zusam-

mengefügt ist offenbar römisch; dann folgt das grössere Mittelstück aus jenen mittelalterlichen Bausteinen mit ausgebauchter Mitte, die der Periode des zehnten bis zum dreizehnten Jahrhundert angehören; der oberste Theil endlich aus schlechten blauen Bruchsteinen, mag eine Restauration des funfzehnten Jahrhunderts sein. Die daher ziehende Strasse heisst die Burgstrasse, das Viertel der Stadt, in welchem der Thurm steht, das Burgviertel. Diese Burg, welcher der Römerthurm einverleibt und die überhaupt auf den Trümmern römischer Befestigungen aufgeführt worden zu sein scheint, diente ohne Zweifel zur Sicherung der Neckarschiffahrt; so stand sie ganz zweckmässig auf der nordöstlichen Spitze des Hügels, und ihr Thurm gewährte einem Ueberblick über den ganzen Neckar.

In ihrer halbrömischen Gestalt bestand die Stadt bis zu ihrer Zerstörung durch die über Deutschland hereingebrochenen Hunnen, worunter entweder die Hunnen unter Attila oder die im zehnten Jahrhundert eingefallenen Ungarn zu verstehen sind. In ihren Mauerring hatte sich die Einwohnerschaft der ganzen Umgegend geflüchtet. Burg und Thore waren gut verwahrt, und lange suchten die Belagerer vergebens, die Mauern zu brechen und die Thore zu zerschmettern. Endlich sprang einer der Thorflügel krachend auf, und die christliche Bevölkerung erlag, von der Menge der Feinde erdrückt. Diese hausten in der eroberten Stadt als wüthende Barbaren; sie schnitten den deutschen Frauen die Brüste ab, damit sie ihre Kinder nicht mehr sollten säugen können. Von solchem Greuel leitet ein nicht sehr wahrscheinliches *Calembour* den jetzigen Namen der Stadt Wimpfen ab, der ursprünglich Wibpin (Weiberpein) gelautet haben soll. Uns scheint viel eher dahinter der römische Name des Kastells verborgen zu sein, vielleicht mit der Endung auf *fines*. Wimpfen war schon im siebenten Jahrhunderte mit einem grossen Theil der nachmaligen Rhein- und Neckarpfalz dem Bischof von Worms vom Frankenkönige Sigbert geschenkt worden, und unter diesem geistlichen Scepter scheint Wimpfen auch später eine längst verschwundene Bedeutung erhalten zu haben. Kaiser Otto hatte den Bischöffen sogar den Wildbann überlassen. Aus dieser Zeit scheint auch die rundbogige Kapuzinerkirche zu stammen, nächst dem alten Thurme das älteste, was Wimpfen besitzt. Kaiser

Friedrich II. sah nicht gut zu der Freigebigkeit seiner Vorfahren, und unter seinem Sohne Heinrich wurde die Stadt Reichslehen (1227). König Heinrich hielt sich in Wimpfen viel auf und von der Neckarburg, die er baute, sind noch mehrere Spuren vorhanden. Bald nach dieser Zeit wurde Wimpfen der blühende Sitz des kaiserlichen Landgerichts in Franken, aber die Stadt erscheint bald wieder als wormsisches Besitzthum, bis sie nach dem Abgange der schwäbischen Herzoge, nach und nach zu den Freiheiten einer Reichsstadt gelangte, und zuletzt das Schicksal der ganzen deutschen Reichsverfassung theilte.

Das Innere der Stadt hat ein labyrinthisches Ansehen; die Strassen sind unregelmässig und krumm, mitten durch dieselben zieht sich hier und da alterschwarzes Mauerwerk mit Thoren hin, wodurch anschaulich wird, dass der Stadtbau ganz verschiedene Perioden durchgemacht hat. Doch verbirgt sie in ihrer unförmlichen Hässlichkeit einiges Schöne und Merkwürdige. Die jetzige evangelische Kirche ist ein sehr ausgezeichneter, altdeutscher Bau; ihr Grundstein wurde 1492 gelegt. Die Chorstühle enthalten in trefflichem, halberhabenen Schnitzwerke die zwölf Apostel; die Kanzel ist sehr alterthümlich und aus Einem Steine gehauen, in den Flächenfüllungen finden sich verblichene, wie es scheint, gute Bilder, das Hauptbild des Hochaltars stellt eine Kreuzabnahme in Schnitzwerk vor; auf den Flügeln stehen der heil. Christoph und Johannes der Evangelist; ein kunstreiches Hostienkästchen wird in einer Seitenkapelle gezeigt. Noch sieht man das aus Keuper-Sandstein schön gearbeitete Bildniss eines Herrn von Fleckenstein, der in der Schlacht bei Wimpfen gegen Tilly fiel; die beiden Thürme der Kirche endigen in hohen Spitzdächern. Am entgegengesetzten Ende der Stadt steht die Dominikanerkirche; von einem Thürmchen auf der Stadtmauer, das die Aussicht auf den Neckar gewährt und das Nürnberger Thürmchen heisst, spekulirten die Wimpfener der alten Zeit nach der Nürnberger Handelsstrasse.

Den schönsten Ueberblick über die reizende Gegend gewährt der „blaue Thurm," ein mittelalterlicher Bau mit neuem Aufsatz, der sich schon aus weiter Ferne als der mächtigste Thurm Wimpfens zu erkennen gibt. Am Fusse des Berges erblickt man hier tief in der Ebene das heitere, reinliche Städtchen

Wimpfen im Thal mit seiner schönen Stiftskirche, mit einem freien von Linden beschatteten Platz umgeben, zu dem Kloster gehörig, das hier einst der Bischof Crôtold von Worms an der Stelle eines von den Hunnen zerstörten Klostergebäudes gegründet hatte. Die Kirche ward im J. 1278 gebaut; ihr Portal ist bewundernswürdig. Wimpfen im Thal wird einmal des Jahres durch einen grossen Jahrmarkt belebt, der am St. Peter- und Paulstag in der Kirschenzeit abgehalten und, unter dem Namen „Kirschenpeter" weit umher im Lande bekannt, von einer unermesslichen Menge Menschen besucht wird. Zwischen Obereisisheim in der Au und einem nahen Walde streckt sich das berühmte Feld der Schlacht bei Wimpfen hin, wo der Markgraf Georg Friedrich von Baden mit zweitausend Reitern und zehntausend Mann Fussvolks gelagert war (5ten Mai 1622). Dagegen hatte Tilly und der Spanier Don Cordoba den Wald und eine Anhöhe heimlich besetzt. Am folgenden Morgen wurde der Markgraf angegriffen und Nachmittags vom Walde aus durch Tilly's Reiterei überrascht. Alle Tapferkeit war vergebens. Der Markgraf sah nach langem Kampf sein Lager umgangen, fünf seiner Pulverwagen fuhren in die Luft und verursachten wilde Unordnung und Flucht. Das weisse Regiment, die unsterblichen vierhundert Pforzheimer opferten sich hier, geführt von ihrem Bürgermeister Deimling, um den geliebten Fürsten zu retten. Abends acht Uhr war die Schlacht zu Ende. Mehr als fünftausend Leichen, davon über die Hälfte feindliche, bedeckten den Kampfplatz. Nachdem der Blick des Beschauers auf dem Grün dieser einst so blutigen Stätte sinnend verweilt, schweift er über vier blühende Fahnen, in welche Württemberg, Hessen und Baden sich getheilt haben. Neben Jaxtfeld breitet sich ein neues Soolenbad einladend aus. Stromaufwärts, Neckarsulm und Heilbronn zu, öffnet sich der Blick ziemlich in gerader Richtung; abwärts schliesst sich die Aussicht mit der stattlichen, wohlerhaltenen Neckarburg Ehrenberg bei dem freundlichen Dörfchen Heinsheim, den epheubewachsenen Mauerzinnen der zerfallenden Ruine Horneck und dem gar allzumodernen Gundelsheimer Schloss, endlich der Heimath Götzens von Berlichingen, dem gethürmten Hornberg. —

Wimpfen am Berg besitzt auch ein neueingerichtetes von Ludwigshall her geführtes Soolenbad, dessen köstliche Lage viele Be-

sucher herbeilocken wird. Es ist ein schönes zweistockiges Gebäude mit zwei Seitenflügeln, die Fronte beinahe ganz gegen Morgen gekehrt. Von dem Gebäude an bis zum Neckar herab werden den Berg schöne Anlagen zieren. Auf der Stadtseite finden Fremde einen zweiten Badegarten, und die von Linden und Kastanien umgebene alte gothische Kirche, die wir oben beschrieben haben. Aus jedem Wohnzimmer und aus dem Gesellschaftssaal lacht den Gästen ungefähr dieselbe glänzende Aussicht entgegen, die wir eben beschrieben haben. Unten der Neckarfluss mit Schiffen bedeckt, rechts zunächst aufwärts Jaxtfeld, Kochendorf, die rauchende Saline von Friedrichshall, das schöne Gut Lauterloch und das Gebäude bis hinauf zu den Thürmen des Bergschlosses Waldenburg im Hohenlohe'schen, gerade vor sich Offenau; flussabwärts Heinsheim und den Ehrenberg, auf dem andern Neckarufer Gundelsheim und Horneck.

Auf unserm Blatte zeigt sich die Bergstadt jenseits des Neckars, mit dem Römerthurm, dem blauen Thurm und der Kirche. Am Fusse des Berges liegt Wimpfen im Thal; diesseits des Flusses das Dorf Jaxtfeld, der Hintergrund öffnet sich gegen den Ehrenberg und Gundelsheim.

Gundelsheim, Horneck und Guttenberg.

Nur ungern lassen wir die mehrerwähnte, alte Ritterveste Ehrenberg vorüber, die sich am linken Neckarufer, über dem Dörfchen Heinsheim vielleicht auf römischer Grundlage erhebt, und deren Ruinen einem Geschlecht angehören, das, nun längst erloschen, schon im zwölften Jahrhunderte vorkommt. Einer ihrer Bewohner verfolgte in den blutigen Tagen des dreissigjährigen Krieges mit demselben Henkerbeile Hexen und Lutheraner.

Aber uns rufen drei Punkte, die des Schönen und Interessanten noch mehr enthalten, und welche der Künstler, höchst glücklich in der Wahl seiner Standpunkte, auf Einem Bilde zu vereinigen verstanden hat.

Gundelsheim,

seines einst alterthümlichen Gewandes schon vor dreihundert Jahren durch den Bauernkrieg gewaltsam entkleidet, doch noch mit

wohlerhaltenen Ringmauern, und vielen alten Thürmen versehen, ist ein im Besitze des Deutschordens blühend gewordenes Städtchen, von welchem unser Bild rechter Hand die letzten Häuser hinter dem Hügel hervorragen lässt. Schon im zweiundzwanzigsten Regierungsjahre Karls des Grossen schenkte ein Siegfried mit seiner Gattin Wonehild dem Kloster Lorsch die Villa Gundolfesheim, und später kömmt es unter dem Namen Gundolnesheim vor. Schon frühe scheint eine angesehene Familie hier sässig gewesen zu sein; später ward die Stadt Eigenthum des Deutschordens und demselben dieser Besitz von Kaiser Wenzel im Jahre 1398 bestätigt; er verblieb ihm auch bis zur Aufhebung des Ordens, da es denn mit der übrigen Umgegend an das Grossherzogthum Baden kam. In seiner possirlich angestrichenen Kirche liegt, neben einigen Ordensrittern, der Bürger Balthasar Fuchs begraben, der sich einst im Bauernkriege ausgezeichnet hatte. Der Weinbau ist hier durch die Lage der Berge sehr begünstigt, und das Neckarufer hat ein überaus lachendes Ansehen. Unsere Blicke wenden sich indessen bald herauf zu der durch Alter dem Städtchen verschwisterten, epheuumrankten Ruine

Horneck,

deren gezackte, von Schutt unterbrochene Thürme und Mauerzinnen, von unten herauf gesehen, wie halbausgebrochene Zähne aus dem Gebiss einer wilden und räuberischen Zeit aus dem gähnenden Schlunde der Vergangenheit in die Lüfte ragen. Die vorliegende Abbildung führt uns aber, um den Hinausblick auf die gegenüberliegende Burg Guttenberg gewähren zu können, in das Innere der Trümmer selbst und zeigt uns von diesen zur rechten des Beschauers nur den stattlichsten und besterhaltenen Thurm der Ruine mit der Kehrseite, sich rechts und links fortsetzenden Mauerwerkes, und zur linken, glücklich versteckt, das moderne Schlossgebäude, das jetzt den einzigen Wohnsitz von Horneck bildet und das von der Fronte gesehen, in seiner fensterreichen Regelmässigkeit, blendend angestrichen, einen unangenehmen Contrast mit den zerfressenen Resten des Alterthums bildet.

Der Erbauer der alten Burg Horneck war, wahrscheinlich ums Jahr 1250 Conrad von Horneck, der mit seinem Sohne in der Burgkapelle begraben liegt. Die Familie, die schon vorher blühte, war

eine Wohlthäterin des Collegialstiftes Wimpfen, und Werner, ein Bruder Conrads erscheint als Probst zu Wimpfen und zu Speier. Wimpfen pries seine Frömmigkeit und Freigebigkeit. Aber schon um 1274 ging die Burg Horneck mit dem zu ihren Füssen gelegerten Städtchen Gundelsheim in die Hände des Deutschordens über, und auf der Burgkapelle zu Horneck stellte vor Zeiten ein Oelgemälde den Eintritt Werners von Horneck (vielleicht des obengenannten) in den Orden und seine Uebergabe der Burg an, diesen dar. Die mündliche Volkssage erzählt, er habe diess gethan, als er sich, nach der frommen Sitte der Zeit, mit seinen Söhnen zu einem Kreuzzuge angeschickt. Die Tochter musste über diesem heiligen Werke als Nonne nach Billigheim wandern, und ein gebrechlicher Sohn im Elend zurück bleiben. Das Gemälde ist mit der Besitznahme des Schlosses durch die Krone Württemberg spurlos verschwunden, und mit ihm die Wappen des Gemäldes, die den einzigen Aufschluss über die Horneck'schen Familien, deren man dieses Namens fünf zählt, hätten geben können.

Horneck wurde nun von Zeit zu Zeit der Wohnsitz mehrerer Deutschmeister, deren Gebeine unter noch vorhandenen Grabsteinen in der Burgkapelle ruhen. Darunter war der ausgezeichnetste Jost von Venningen, ein gewandter Unterhändler und Friedenstifter, dessen sich der Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche in allerlei Händeln bediente. Unter ihm wurde die Burg Horneck einer der Hauptsitze des Deutschordens in Deutschland. Sein und seiner Nachfolger Grabsteine sind sehr schön gearbeitet; sie stehen aufrecht an die Wand gelehnt und geben der Kapelle ein ernstes Ansehen.

Die Burg stand in Blüthe bis zum Bauernkrieg. Da zog die aufrührerische Schaar auch gegen die Besitzungen des Deutschordens zu Felde; in Neckarsulm hatte sie frischen Mundvorrath gefasst und rückte vor Gundelsheim, um den Deutschmeister zu belagern; dieser aber, ohne die Ankunft der Aufrührer in seinem Gebiete zu ahnen, war zufällig mit seinen besten Kleinoden und einem Theile seiner Angehörigen zu Heidelberg; seine Abwesenheit entflammte die Rachgier der Bauern noch mehr; Stadt und Burg war augenblicks in ihren Händen, und nun schwelgten sie an den vorgefundenen Wein- und Kornvorräthen und verwan-

delten die Burg zu grossem Theile in einen Schutthaufen. Erst lange nach ihrem späterfolgten Abzuge wurde diese wieder in wohnlichen Stand gesetzt, aber es blickt uns jetzt aus ihrer verfallenen, steinernen Umzäunung das oben beschriebene moderne Schloss entgegen, das mehr Raum hat, als mancher königliche Pallast und die Wappen aller deutschen Ordensmeister und Ritter enthalten haben soll. Das Schloss gehört jetzt einem Kaufmann, Herrn Sandel von Gall, und diesen Sommer (1836) wohnt Herr Wellesley, ein Neffe Wellingtons, Gesandtschaftssekretär am Stuttgarter Hofe als Miethgast in demselben.

Hinter Horneck erhebt sich ein Kranz von Wäldern. Durch ein enges tiefes Seitenthälchen führt der Weg zur nahen Wallfahrtskirche des heiligen Michaels, die auf der Abdachung eines mit Reben bekränzten Berges steht. Hier wo jetzt der Dämonenbezwinger unter Traubenranken seinen kleinen Tempel hat, wurde vor sechzehn Jahrhunderten in dichtem Buchenwalde dem Besten und Grössten Jupiter und der Königin Juno, denselben, die auf dem aventinischen Berge zu Rom einen herrlichen Tempel hatte und als Länderbeherrscherin angebetet wurde, von römischen Kriegern geopfert. Beim Eingang in die Kapelle steht in einer Mauernische ein römischer Altar. Eine schüsselartige Vertiefung, in der eine Oeffnung angebracht ist, scheint die Bestimmung gehabt zu haben, das Opferblut aufzufangen und wieder abfliessen zu lassen. Auf der rechten Seite sind ein Hahn und ein Opfermesser, auf der linken ein Krug, eine Pfanne und ein zweischneidiges Schwert eingehauen. Eine achtzeilige lateinische Inschrift sagt uns, dass es ein Votivaltar ist, den besagten Göttern Cajus Fabius Germanus, Beneficiar oder Gehülfe des Consuls *), für sich und die Seinigen errichtet hat. An die Stelle der heidnischen Opferstätte trat frühzeitig das christliche Gotteshaus. Eine liebliche Sage knüpft sich an seine Gründung. Als die Ufer des Neckars noch Wildniss waren, lebte in der Gegend ein heidnischer Jüngling und seine Braut, welche Christin war. Diese, nach vergeblichen Versuchen ihren Verlobten zu bekehren, flüchtete in die Einöde, lebte unter den wilden Thieren, die von ihrem

*) B. Cos. was nicht, wie irrthümlich komisch erklärt wurde, bis Consul heisst.

Jammer gerührt schienen und ihrer schonten, grub das Schicksal ihrer letzten Tage Bäumen und Steinen ein, und war nach einigen Jahren dahingewelkt. Eines Tages verfolgt der Heidenjüngling auf der Jagd ein Wild, das er nicht erreichen kann, bis an die Stelle, wo er einen Rasenhügel, und in Baum und Stein gegraben die rührende Kunde von dem letzten Geschicke seiner Geliebten trifft. Da warf er seine Götzen von sich, zog nach Worms zum Bischof und liess sich taufen. Dann erbaute er aus Steinen und Holz eine Einsiedlerhütte auf diesem Berge, diente Gott und labte verirrte Wanderer. Zahlreiche Wallfahrten machten sich auf nach dem heiligen Manne. Endlich, als er alt und schwach geworden, pochte es in einer stürmischen Regennacht an seiner Zelle. Ein hoher Pilger trat herein. Der Greis zündete schnell ein Feuer an, die Kleider des Durchnässten zu trocknen, setzte ihm Speise vor und warf sich selbst auf die Kniee, sein Abendgebet zu verrichten. Da verklärte sich vor seinen Augen der Pilger zum milden Todesengel, der ihm Gottes Friedensgruss brachte und die Stirne des Betenden küsste, dass die Worte auf den Lippen erstarben, und er zum sanften Schlummer niedersank. An der Stelle, wo sein Siedelhaus gestanden, erhub sich seiner Bekehrung zu Ehren die Kapelle Sanct Michaels des Satansüberwinders. —

Guttenberg.

Zu unserm Bilde zurückgekehrt werfen wir nun zwischen dem alten und neuen Gebäude der Burg Horneck einen Blick über den Neckar, auf das Dorf Neckarmühlbach und die zwischen zwei Waldbergen auf einem niedrigen Hügel mit gedecktem hohen Thurm und bewohnbarem Schlosse hoch in die Lüfte steigende Burg Guttenberg. In dem freundlichen Dorfe Neckarmühlbach selbst verdient die hohe, heitere Kirche einer Erwähnung, deren luftige, offene Räume den Eindruck der freien Natur machen. Auf einer Steinplatte findet man hier eine knieende Familie ausgehauen. Es ist einer der Dynasten von Weinsberg mit seinem Hause, der erste Erbauer der Kirche. Ein Conrad von Weinsberg, nachmals berühmter Erzbischof zu Mainz, baute zunächst am Fusse seiner Burg 1393 die Eucharienskapelle, deren Aeusseres unscheinbar ist, in deren Innerem aber der Kunstfreund

zwei sehr alte, schön verzierte Altäre trifft, über deren einem ein Spitzbogen, dem andern ein arabischer Bogen sich wölbt. An einem derselben ist das Schnitzwerk von Werth. Das wichtigste aber sind die altdeutschen Gemälde, die sich auf den vier Flügelthüren der beiden Altäre, aussen und innen, befinden, die jedoch leider ihrer Zerstörung entgegengehen. Auf einem gemalten Tabernakel liest man die Jahreszahl 1492. Die kleine Kapelle ist von einem Friedhof umgeben.

Der Weg zu der Anhöhe, auf welcher die Burg Guttenberg ihre Schwestern Horneck und das Stammschloss Götzens von Berlichingen den weiter unterhalb am Neckar liegenden hochgethürmten Hornberg begrüsst, ist etwas steil, aber der Berg selbst nicht so wild und felsicht, sondern überall mit Fruchtbäumen bepflanzt und mit Rasen bedeckt. In weitem Umkreise zieht sich der Weg auf bequemen Stufen bis ans Burgthor. Dann erst gelangt man zwischen einer Masse von Ruinen durch fünf sehr starke Thore in den innern Burgraum, der das neuere Gebäude enthält, das weit in die Gegend hinausschaut. Die Burg ist sehr fest, mit vielen zum Theil wohlerhaltenen gegen die Waldseite von Epheu zum Theil ganz verdeckten kleinern Thürmchen versehen, aus deren Mitte himmelan der hohe Thurm sich erhebt, der die Burg auch auf unserer Abbildung auszeichnet. Das neuere Gebäude ist nach dem Walde zu ebenfalls mit Epheu so überwachsen, dass kaum noch die verschlossenen Fensterläden Raum haben. Aus diesem Bau hat man den freien Ausblick auf Horneck, Hornberg und das Beinhaus der kleinen Michaelskapelle, mit dem reizendsten Niederblick in's Neckarthal.

Namensursprung und Alter dieses Schlosses liegen im Dunkeln. Einer Familie des Namens Guttenberg verdankt es schwerlich seine Entstehung. Der Anblick der Burg lehrt, dass ihr Alter über die schriftlichen Nachrichten, die wir von ihr besitzen, hinaufreicht. Sie war ehemals Reichsgut, wurde 1330 von Kaiser Ludwig an seines Brudersohn, den Pfalzgrafen Rudolph verpfändet; erscheint dann auf einmal im Besitze der Herren von Weinsberg als Lehen von Worms (1393) und mehrere Dörfer bilden nun ihr Zubehör. Einen Antheil an der Burg — wie weiss man nicht — besass um diese Zeit auch das berüchtigte Mitglied der Schleglergesellschaft, Wolf von Wunnenstein, der gefürchtete

Feind Graf Eberhard des Greiners von Württemberg, derselbe, von welchem Uhland im „Ueberfall im Wildbad“ singt:

Da kommt ein armer Hirte in schnellem Lauf:
„Herr Graf! es zieht 'ne Rotte das unt're Thal herauf.
Der Hauptmann führt drei Beile, sein Rüstzeug glänzt und gleisst,
Dass mir's wie Wetterleuchten noch in den Augen heisst.

Und Eberhard erwiedert:

Das ist der Wunnensteiner, der gleissend Wolf genannt.
Gib mir den Mantel, Knabe! — Der Glanz ist mir bekannt,
Er bringt mir wenig Wunne, die Beile hauen gut, —
Bind' mir das Schwert zur Seite! — der Wolf, der lechzt nach Blut!“ *)

Nach dem Jahr 1427 empfing Conrad von Weinsberg von Bischof Friedrich von Worms das Schloss „Gudenburg“ (Guttenberg) nebst mehren Dörfern zu Lehen. Aber der Aufwand dieses stolzen Reichserbkämmerers verschlang sein Gut, seine Wittwe verkaufte das ganze Besitzthum um 6000 rheinische Gulden an den reichen Hans von Gemmingen, der eine Landgräfin von Steinach zur Frau hatte, und von nun an trug diese Familie die Burg von Worms zu Lehen. Der reiche Hans war von so starkem Gliederbau, dass er einst an Einem Tage von Amberg in der Oberpfalz bis nach Neuenfall am Kocher ritt und Abends noch einem Jagen und Wettlaufen beiwohnte.

Bei dem Hofgerichte, das Friedrich der Siegreiche zu Heidelberg im J. 1462 abhielt, erschien Hans von „Gudenberg“ als ein Doctor beider Rechte, ein Mann, der — wie sein Namensverwandter Reinhard von Gemmingen in seiner Chronik sagt — zu allen Sätteln gerecht war, reuten und reden konnt, Freunden bei Verträgen diente; gab einen Schützen ab und einen Streiter, und lag trotz seines grossen Reichthums doch nicht auf der Bärenhaut bis in sein achtzigstes Jahr.

Bei der Gütertheilung von 1518 unter Pleickards von Gemmingen Kinder fiel die Burg an Dietrich von Gemmingen, den edeln Geistesverwandten der Sickingen und Berlichingen. Er ward unsterblich durch seine Anhänglichkeit an die Sache der Reformation. Zu einer Zeit, als das offene Bekenntniss der neuen Lehre, besonders in der Nähe Mainzischer und Deutschordenscher

*) Uhlands Gedichte; I. 432.

Besitzungen, zur Gefahr bringen konnte, hub er dem Freunde Luthers, Erhard Schnepf, welcher Prediger zu Weinsberg war, einen Sohn aus der Taufe, und als derselbe aus jener Stadt vertrieben ward, fand er bei Dietrich von Gemmingen, der sich von ihm in der Mühlbacher Kapelle das reine Evangelium predigen liess, ein glückliches Asyl. So ward er der erste Edelmann im Kanton Kreichgau, der öffentlich der Sache Luthers beitrat. Er starb auf seiner Burg im Jahr 1526, wo er auch begraben liegt, und Schnepf, der indessen nach Wimpfen berufen wurde, hielt ihm eine rührende Leichenrede.

Dietrichs Bruder, Wolf von Gemmingen, war als Bekenner nicht weniger muthig. Als Karl V. im Schmalkaldischen Krieg ihn mit mehreren Edelleuten nach Heilbronn berief und sie persönlich aufforderte, der neuen Lehre zu entsagen, trat Wolf hervor und antwortete: „Es würd' mir leid thun, meinen Kaiser, der nächst Gott, mein oberstes Haupt ist, zu betrüben; doch wollt' ich solchs noch eher thun, denn Gott erzürnen.“ Von diesem Wolf sagte das Sprüchwort, „sein Hals sei krumm, aber sein Gemüth schlicht und eben.“ Dietrichs Sohn, Philipp, wohnte nach seinem Vater auf Guttenberg. Er war ein guter Mathematiker, reich an Instrumenten und Büchern, die nach seinem Tode an die Landschaden von Steinach, und von da vielleicht in die Heidelberger Bibliothek übergegangen sind. Nachdem er lange Zeit der Pfalz gedient, zog er sich zu der Wissenschaft und ritterlichen Spielen auf seine Burg zurück, hielt eine seinem Reichthum angemessene Dienerschaft, und einst auf der Burg ein festliches Turnier. Nach seines kinderlosen Sohnes Tod ging die Burg auf väterliche Verwandte über, die meist in der Mühlbacher Kapelle begraben liegen. Bis auf den heutigen Tag ist diese edle Familie im Besitze der Burg, deren protestantische Geschichte gegen die strengkatholischen Annalen des gegenüber in Trümmern liegenden alten Hornecks einen Gegensatz bildet, dem die Gestalt beider Schlösser entspricht.

Auf dem Wege Neckarabwärts begegnet der Wanderer noch mancher Seltenheit und Schönheit, die hier zwar unabgebildet bleibt, aber doch nicht unerwähnt bleiben darf. Das freundliche Dorf Hasmersheim, vom nahen Neckar oft durch ge-

fährliche Ueberschwemmungen heimgesucht und doch schon seit Karl dem Grossen bestehend, sendet seine Schiffer rheinabwärts bis nach Holland. Der nahe „Hünenberg“ ist dem Alterthumsforscher wie dem Mineralogen merkwürdig; sein Gyps wird weit und breit verführt.

Der thurmreiche Hornberg ist durch Götz von Berlichingen, der ihn schon 1516 erkaufte, berühmt geworden. Hier verbrachte der Mann mit der eisernen Rechten den heitern Abend stürmischer Tage, schrieb seine Lebensgeschichte und starb, wie wir schon erzählt, im höchsten Lebensalter. Nach mancherlei Besitzern kam die Burg an das Geschlecht der Gemmingen. Sie ist aus Muschelkalk gebaut, die Thorbogen, die geschmackvollen Thür- und Fenstereinfassungen aber sind aus Keupersandstein gearbeitet.

Das anmuthig gelegene Dörfchen Hochhausen bewahrt ein alterthümliches Denkmal, die Kapelle der heiligen Notburga, mit Bildern aus dem Leben der Heiligen, die zum Theil von hohem Werthe sind. In geringer Entfernung ist die Grotte dieser Jungfrau, die von einem schwermüthigen Echo beseelt wird. Notburga war, der Sage zufolge, die Tochter des Frankenkönigs Dagobert, der, auf dem Hornberg gelagert, das Reich gegen die Wenden beschirmte. Von einem abtrünnigen Franken, Samo, dem Führer der feindlichen Wenden zur Gemahlin begehrt, und an den Haaren herbeigeschleppt, verweigerte sie dem Heiden ihre Hand, und, unter dem Gebet mit dem Schwerte von ihm bedroht, entfloh sie auf's jenseitige Neckarufer, wohin ihr eine von ihr längst gezähmte Hirschkuh nachfolgte. Von diesem treuen Thiere wurde sie aus der Schlossküche ihres Vaters gespeist, bis der Küchenmeister die Hindin entdeckte und, ihr folgend, auch dem König Dagobert den Weg zu seiner Tochter Zufluchtsstätte zeigte. Dieser ergriff die Widerstrebende, sie mit sich heimzuziehen, aber ihr Arm löste sich vom Leibe und blieb in seiner Hand. Entsetzt entwich Dagobert. Die Jungfrau heilte das Kraut, das ihr eine Schlange herbeibrachte. Den König trieben die Qualen des Gewissens aus der Gegend. Das Volk entdeckte die Heilige und ward schaarenweise von ihr bekehrt. Sie lehrte es auch die Künste des Frankenlandes, den Boden bauen und mit Reben bepflanzen. Einst als die Aernte reif war, sprach sie, auch meine Aerntezeit ist ge-

kommen, und bald darauf starb sie. Ihrem letzten Willen gemäss ward ihr Leichnam auf einem stierbespannten Wagen in's Feld geführt, und wo dieser stille stand, beerdigt. Darüber erhebt sich das Kirchlein zu Hochhausen, und in der Grotte steht ihr steinernes Bild, ein alt einfältig Werk aus grauer Zeit.

Nach dem hübschen Städtchen Neckarelz und mehren Dörfern erscheinen die Ruinen Dauchstein und Minneberg, die letzte durch eine rührende Sage verherrlicht. Minna, die einzige Tochter des Grafen von Hornberg, dem Ritter Edelmut heimlich verlobt, floh, einem verhassten Ehebund auszuweichen, mit einer Dienerin in schweigender Nacht auf einem Nachen über den Neckar und lebte sieben Jahre lang verborgen in einer Felsenspalte, von der Dienerin genährt und, als langer Kummer sie in der Blüthe ihrer Jahre hinwegraffte, auch begraben. Um diese Zeit kehrte Edelmut aus dem heiligen Lande, wo er unter Boudlon gefochten, zurück und suchte die verlorne Geliebte vergebens. Der Zufall führte ihn in diesen Forst und das Bellen der Hunde in die Kluft, wo er von der überlebenden Dienerin Minna's Geschick erfuhr. Er erbaute auf dem majestätischen Berge die Trümmer, die der Wanderer noch bewundert.

Das Schwalbennest bei Neckarsteinach.

Der geschlängelte Neckarfluss nähert sich mit seinem rechten Ufer dem Odenwald auffallend bei Neckargerach und erhält jetzt auch auf der linken Seite hohe Gebirge zur Begrenzung. Damit fangen die romantischen Partien des herrlichen Thales an, und in diesen gewundenen Bergschluchten, durch welche der Fluss oft einen vom Auge kaum erwarteten Ausgang findet, scheinen sich die zahlreichen Burgtrümmer, die nur bald aus der Tiefe emporlauschen, bald aus der Höhe herabschauen, erst recht zu Hause zu fühlen. Den Reisenden, die auf einem Nachen diese Gegenden gewöhnlich zu Wasser durchschneiden, bietet sich hier ein Wechsel von Ansichten dar, wie sie ihn nur am Rhein wieder finden. Dem freundlichen Neckargerach gegenüber, hinter dem Dorfe Guttenbach, blickt an dem schroffen Hange eines dicht mit Buchenwald überwachsenen Bergesgipfels noch immer das röthli-

che Gemäuer der Minneburg hervor. Eine Stunde später zeigt sich auf der rechten Seite auf einem mächtig emporragenden Felsen, der den unten stehenden zerstreuten Hütten des armseligen gleichbenamten Dörfchens, jeden Augenblick den Untergang zu drohen scheint, die Burg Zwingenberg, ein vollständiges Merian'sches Bild eines wohlerhaltenen Edelsitzes aus dem fünfzehnten Jahrhundert, wo über zwei sechzig Fuss hohen, starken Mauern noch fünf wohlgedeckte Thürme hervorragen und ein geräumiges Innere von Burgwohnungen einschliessen. Hier führte das Geschlecht der Twingenberger im vierzehnten Jahrhundert ein verwegenes Leben. Ihre Veste wurde darum von Kaiser- und Reichswegen gebrochen. Die Burg, 1384 wieder aufgebaut, jetzt ein badisches Jagdschloss, ist in gutem Stande. Von jetzt an nimmt die Neckarfahrt einen düstern Charakter an; mächtig emporsteigende Berge, mit den dichtesten Wäldern bekleidet, engen den Fluss so gewaltig zusammen, dass es kaum möglich erscheint, durchzudringen. Auf dem linken Ufer ragen mit ihren rothen Mauern die Trümmer der Burg Stolzeneck hervor; nach einer starken Krümmung begrüsst uns das zur Linken gelegene Dörfchen Neckarwimmersbach, endlich erscheint am äussersten Ende eines von Bergen eingefassten Halbzirkels das Städtchen Ebersbach in schöner baumreicher Gegend, dessen Seitenthäler tiefe Blicke in den Odenwald thun lassen, und oberhalb dessen dorther der forellenreiche Gamelsbach in den Neckar fällt. Von hier aus dürften die Römer in den Odenwald eingedrungen sein. Bald schliesst sich das Thal wieder und nimmt einen schauerlichen Charakter an; die Waldberge, die hier einem Hochgebirge anzugehören scheinen, werden ganz unbewohnt, bis nach einer Fahrt von zwei Stunden die Aussicht wieder freier wird, die Ersheimer Kapelle mit schön behauenem Thurm und Begräbnissen der Herren von Hirschhorn, und das schöngelegene Städtchen Hirschhorn mit seiner stattlichen Burg zum Vorschein kommt, deren Dynasten schon 1232 erscheinen und im fünfzehnten Jahrhundert erlöschen.

Da wo jetzt das Gebirge zurückweicht, kommen aus einem Thale des Odenwaldes die Lax und der fischreiche Finkenbach, die vereinigt sich in den Neckar ausgiessen. Die Gegend wird hier flacher und charakterloser, bis man die jetzt allmählig ein-

gehende Veste Dilsberg, bis in die jüngsten Zeiten ein Staatsgefängniss, zur Linken hat, deren Bergkegel nicht allzusteil vom Ufer in die Höhe steigt. Wo das Neckarthal nördlich einbiegt und abermals einen offenen Halbkreis bildet, spiegelt sich am äussersten Ende das Städtchen Neckarsteinach am Fusse mächtiger grauer Felsen im Strome, und auf bedeutenden Höhen liegen vier mächtige Schwesterburgen, die Sitze der Landschaden von Steinach, in nicht grosser Entfernung von einander. Wir haben die äusserste und älteste, im Munde des Volkes das Schwalbennest, mit ihrem Taufnamen Schadeck genannt, für unsere Bilderreigen ausgewählt.

Von unten auf war das alte Raubnest unzugänglich, denn es liegt am höchsten von allen vieren, über dem schwindelnd steilen Absturze eines Steinbruches, wie verwachsen mit seinen Sandsteinen. Wer von ihren Zinnen herabschaut, fürchtet senkrecht in den Fluss zu stürzen, wer zu ihnen emporblickt, glaubt die ganze Steinmasse auf sich herabstürzen zu sehen. Das Ganze scheint fast mehr gewachsen als gebaut zu sein, auch der Lage und dem unbedeutenden Raume nach zu urtheilen, eher nur zur Warte gedient zu haben. Um auf der schroffen Abdachung des Berges nur Raum zu gewinnen, musste in den Felsen eingehauen werden; so in schiefwinklichtem Parallelogramm an die Ritzen des Berges geschmiegt, kehrt die Burg dessen stumpfe Winkel gegen den Neckar hinaus und zeigt hier doppelte Mauern; von Süden und Norden hat sie zwei Eingänge, deren erster das Hauptthor bildet. Auf den beiden hinteren, dickeren Mauern ragen zwei runde Thürme, Mastkörben gleich, in die Luft; der innere Hofraum ist kaum dreissig Fess tief; von Burgverliess, Brunnen, Kapellen, Jahreszahlen keine Spur. Nur Salamander, Ottern, Raubvögel und ein seltsamer Alter, der den Weg nach Weinsberg noch nicht gefunden hat, hausen in der engen Oede, hinter welcher der Berg sogleich wieder in steiler Felsenwand emporsteigt.

Der alte Kauz, der hier Geister sieht, ist in der Christnacht geboren und rühmt sich der Abstammung aus einer alten sächsischen Königsfamilie. Ihm ist eines Abends in der Burg die junge Pfalzgräfin, die der alte Landschaden vor fünfhundert Jahren vom Schlosse zu Heidelberg geraubt hat, und weswegen seine Burg gebrochen worden ist, mit ihren zwei Schwestern, alle drei mit

Atlaskleidern prächtig angethan, erschienen. Er zeigt bei Beschreibung derselben eine köstliche Phantasie und viel Kenntniss der alterthümlichen Kostüme. Auf einer Mauerspitze der Burg sah er die Geister sitzen, aber da er auf sie zugehen wollte, sind sie ohne Spur verschwunden; nur ein goldener Ring, im Grase schimmernd, blieb von der Erscheinung übrig. Der arme Mann hob ihn auf und verkaufte ihn später. Er darf hier sein Gärtchen bauen und hat dafür die Obliegenheit, das alte Nest sauber zu halten. Dieser närrische Burgvogt hat eine so interessante Figur, einen Kopf so voll von Geistergeschichten, dass unser Künstler sich die Mühe nahm, ihn zu zeichnen und ihn auch auf unserm kleinen Bilde nicht fehlen liess.

Die Bauart der Burg gehört einem früheren Alter an, als die Urkunden des Geschlechtes. Die ganze Umgegend war ein Geschenk fränkischer Könige an das Bisthum Worms; von ihm trugen die Ritter von Steinach, die in der Mitte des zwölften Jahrhunderts aus Sachsen hierher gezogen, Besitzungen zu Lehen, die bald ihr freies Eigenthum wurden. Schadeck scheint ihr ältester und erster Besitz, und der erste Besitzer der Burg Schadeck scheint Bligger von Steinach gewesen zu sein, der, nach einer Urkunde des Bischofs Burkhard von Worms vom J. 1142, die Stelle, auf welcher das Kloster Schönau im Odenwald erbaut worden, von Graf Boppo von Lauffen zu Afterlehen getragen. Sehr schnell breitete sich dieses Geschlecht aus und gehörte zu einer der kräftigsten und angesehensten Ritterfamilien der deutschen Vorwelt. Conrad von Steinach bestieg im J. 1150 den bischöflichen Stuhl von Worms, ein Mann, der bei Kaiser Conrad und seinem Nachfolger Friedrich stets in hohen Ehren stand. Noch in spätern Jahren nahm er eine Sendung seines Kaisers an den griechischen Hof an, starb aber auf diesem Zuge im Angesicht von Tyrus, wo er auch begraben ward. Bald theilte sich die Familie in eine dritte Linie, die den Namen der Harfenberge annahm. - Sollte der Minnesänger Bligger von Steinach (Maness. I, 177.) der Gründer derselben sein, und von ihm die Harfe in dem Wappen herrühren, die nachher, sowie den Namen Bligger auch die Landschaden von Steinach usurpirten, deren erste Stammglieder Bligger und Hartwig (zwischen 1286 und 1300) sind, während die alten Steinache ebenfalls um diese Zeit ausstarben?

Jener Minnesänger Bligger von Steinach spricht von einer schönen Frau am Rheine; eine Erinnerung an Saladin macht glaublich, dass er den Orient gesehen und Kreuzfahrer gewesen.

Mit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts erscheinen, einem unruhigen Familienglede zu Ehren mit dem Scheltnamen gezeichnet, die „Landschaden von Neckarsteinach," die ein gekröntes Greifenhaupt auf einer Harfe im Wappen führten. Unter Conrad von Landschaden erwarb die Familie reiche Besitzungen, aber Schadeck verkaufte sie (1335) um vierhundert Pfund Heller an die Stifter Mainz und Worms. Im J. 1350 zum offenen Hause geworden, ward sie 1428 verpfändet, und der Besitz der schon verödeten Burg wanderte als Lehen von Hand zu Hand.

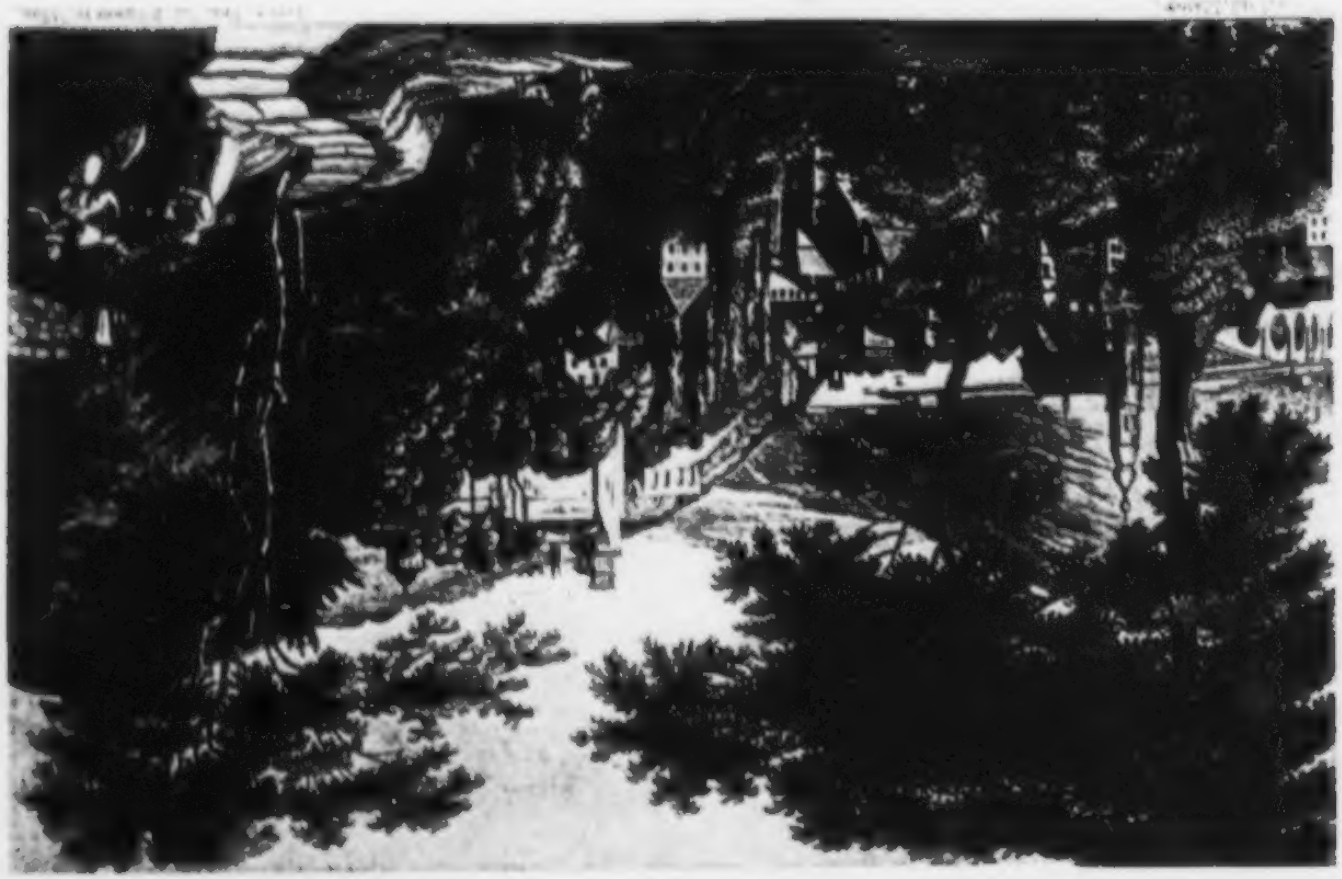
Von diesem Schwalbenneste führt ein schmaler Fusspfad zu einer andern der vier Landschadensburgen, zu der auf dem Riegelsberge ebenfalls sehr malerisch gelegenen Hinterburg, mit freierer Aussicht nicht nur ins Neckarthal, sondern auch in das einsam wilde Thal von Thönau, dessen schmale Bergschlucht sich durch Felsen hinein windet, während das Flüsschen Steinach dem Neckar zueilt. Von innen eng, von aussen stark befestigt, war sie auf der Hinterseite von einem tiefen in Felsen gehauenen Graben geschützt, hatte von der Neckarseite her eine Zugbrücke, doppelte Ringmauern mit vorspringenden Eckthürmchen, in der Mitte einen starken, jetzt die Hauptruine bildenden Thurm. Auch hier finden sich keine Denkmäler. Schon im J. 1341 war sie baufällig und 1541 und 48 kam sie als Speyer'sches Erblehen ganz an die Landschaden von Steinach, von welchen sie der Bischof von Speyer um 1750 wieder an sich zog und bis 1803 behielt.

Nach wenigen Minuten gelangt man von der Hinterburg auf einem Waldpfade weiter herab zur Mittelburg, der geräumigsten von den vier Burgen, die eben jetzt durch ihren neuesten Besitzer ganz in wohnlichen Stand gesetzt wird. Auf dem reizenden Vorplatz der innern Burg geniesst man von einem von der Façade mit ihren schönen Bogengängen sich hinziehenden freien Raume aus die schönste Aussicht rechts und links auf die Schwesterburgen, hinab ins Dorf und auf den gewundenen Neckarstrom und hinüber auf dem steilen Dilsberg. Das Innere der Burg ist anständig ausgestattet und war im Jahre 1700 die Wohnung des Fürstbischofs von Speyer. Steinach'sche Familienurkunden

erwähnen der Burg schon frühe. Bei dem Erlöschen des ältesten Geschlechts fiel sie den Erbtöchtern zu und im sechzehnten Jahrhundert kam sie ganz an die „Landschaden." Nach dem Aussterben dieses Mannsstammes, welcher sie ganz zum Hauptsitze gemacht hatte und die andern Burgen darüber verfallen liess, wurde sie, als Lehen von Worms und Mainz, Sitz der Metternichе (nicht des jetzt blühenden Zweiges); nach ihrem Aussterben (1753) fiel sie wieder an Worms und Speier, in deren Rechte (1803) Hessen-Darmstadt eintrat.

Durch zwei Gärten nähern wir uns auf breitem Wege der Vorderburg, der ödesten von allen. Ueber dem Thore steht das Wappen des Erneuerers der Burg, die Harfe und die Jahreszahl 1568. Epheubewachsene Mauerreste umgeben das Ganze, und an den festen, viereckigen Thurm schliesst sich ein unregelmässiges Wohngebäude mit morschem Dache an. Der ältere Theil der Burg war schon im vierzehnten Jahrhundert baufällig; im fünfzehnten Jahrhundert wurde sie Erblehen der Landschaden. Jetzt schützt sie ein Privatmann vor dem gänzlichen Untergang.

Am Fusse des Berges, der die vier Burgen trägt, dehnt sich das freundliche Dorf Neckarsteinach mit vielen Fischerwohnungen und Schiffernachen den Neckar entlang. Die Kirche bewahrt viele Grabsteine der Landschaden. Der älteste und schönste trägt die einfache Umschrift 1369 *in. die. Sancti Michael'. o' (obiit) Ulricus Lantschad. Miles.* Es ist eine alte Rittergestalt mit von sich gesenktem Schwerte. Zwei Engel halten ihm ein Kissen unter das Haupt, ein Bild der Ruhe; zu seinen Füssen schmiegt sich ein Hund, das Bild der Treue; zur Rechten hat er die Harfe, zur Linken einen gekrönten Heidenkopf. An diesen Ulrich knüpft sich die Volkssage von der Entstehung der Landschaden. Sein Vater, Bligger von Steinach, war wild, wie die Gegend die er bewohnte, sein Herz hart, wie der Felsstein, auf dem er nistete. Kaiser Rudolph von Habsburg hatte verordnet, „dass Niemand eine Burg haben solle, es geschehe denn ohne des Landes Schaden." Aber Bligger, von Mord und Raube lebend, war der Schrecken der ganzen Gegend, der Landschaden. Vom Kaiser vor Gericht gezogen, blieb er auf seiner unzugänglichen Burg, bis Acht und Aberacht über ihn ausgesprochen ward, und er keinen Weg mehr sicher betreten konnte. Die Ruhe war dem wilden Raubritter



unerträglich, und eines Morgens ward er entseelt im Burghofe liegend gefunden. Sein Sohn Ulrich Landschade von Steinach hatte den Unnamen des Vaters, aber nicht sein böses Gemüth geerbt. Des Vaters Sünden zu büssen und sich mit Kaiser und Reich zu versöhnen, nahm er das Kreuz und zog gegen die Saracenen. Er half Smyrna belagern und erobern, vernichtete einen dreimal stärkern Haufen Feinde, hieb endlich dem Sultan, in dessen Hoflager er sich verkleidet eingeschlichen hatte, den Kopf ab und brachte die Beute zu seinem jubelnden Heere. Jetzt bestätigte ihm der Kaiser feierlich seine Ritterwürde, verlieh ihm seinen bisherigen Schimpfnamen „Landschaden" als ritterlichen und ehrlichen Geschlechtsnamen und gestattete ihm, den Kopf des erlegten Feindes als Helmzierde im Wappen zu führen. —

In einer kleinen Stunde gelangt man von dem Dorfe Steinach nach dem Städtchen Neckargmünd, das von der üppigsten Vegetation umgeben, an der Einmündung des tiefen, köstlichen Thales liegt, welches uns auf der beschatteten Strasse, oder dem sonnigen Fluss zur herrlichen Mauerkrone dieser gesegneten Gegend führt, zur Stadt und Ruine Heidelberg.

Heidelberg.

HEIDELBERGA DELETA — das vernichtete Heidelberg — diese Umschrift erhielt, auf den Vorschlag Boileau's, die Kehrseite einer Münze, durch welche Ludwig XIV. im J. 1693 das Werk der Bosheit der Zeitgenossen als eine Heldenthat verkündigen wollte. Mit welchen Empfindungen des Abscheues und Nationalhasses musste der Anblick der rauchenden Trümmer vor bald anderthalb Jahrhunderten ein deutsches Herz erfüllen! Keine kriegerische Massregel hatte zu jenen Verwüstungen gezwungen; der Plünderung der Stadt, der Zerstörung des Schlosses, das keinen militärisch wichtigen Punkt mehr darbot, lag nichts als Rachsucht zum Grunde. Churfürst Friedrich III. von der Pfalz hatte vor der Schwelle und in den Sälen seiner Hofburg den König Heinrich III. von Frankreich als Herzog von Anjou einst seinen Unwillen über die Greuel der Bartholomäusnacht empfinden lassen und den fürstlichen Gast einem Gemälde gegenüber geführt, das die Er-

mordung des Admirals Coligny darstellte. Ein Jahrhundert vermochte nicht das Andenken an die erduldete Schmach auszulöschen, und Ludwig XIV. machte dem unversöhnlichen Grolle mit der Brandfackel Luft. Er ahnte wohl nicht, dass das Andenken an diese Unthat durch die Herrlichkeit der Ruine bald überstrahlt werden, und dass die Pracht jener Trümmer den Glanz seines eigenen Stammes überleben würde. Wer denkt jetzt noch beim Anschauen dieser nur halb versunkenen Herrlichkeiten an die Motive ihrer Verwüstung; wer, wenn er die Riesenglieder der Heidelberger Ruine aus dem lachendsten Gebirgsthale Deutschlands zum erstenmal aufsteigen sieht, könnte mit einem andern Ausdrucke, als dem der Bewunderung und des Entzückens ausrufen: *Heidelberga deleta!*...

Auch war es des Himmels Wille, dass die Ruine in unverkümmerter Schönheit als solche fortbestehen sollte. Nach der gedoppelten Verwüstung durch die Franzosen (1689 und 1693) rührte dreissig Jahre lang keine Menschenhand an sie. Endlich als Carl Philipp in Heidelberg sein Hoflager hatte (1718—1722), versuchte man es, die Baue wieder wohnlich zu machen; aber Carl Theodor besuchte das Schloss erst im 22sten Jahre seiner Regierung. Die ältesten Bewohner von Heidelberg erinnern sich noch, wie damals (1764) auf dem Schlosse banquetirt und das Riesenfass, das um 1750 wieder gefüllt worden war, angestochen wurde. Schon war die neue Einrichtung eines der Palläste angeordnet, da entzündete und zertrümmerte in der Nacht nach Anwesenheit des Churfürsten ein herabfahrender Blitzstrahl, was der Zerstörung durch den französischen Mordbrenner Melac entgangen war; und bis auf wenige Gebäude des Innern wurde Alles in Asche gelegt.

In solcher Gestalt erhebt sich die Ruine seit 72 Jahren aus der üppigen Vegetation, mit welcher Natur und Kunst sie umgeben hat. Statt uns in Schilderungen zu versuchen, lassen wir einen unsrer grössten Dichter den Eindruck wiedergeben, den diese in ihrer Art einzigen Trümmer in dem Beschauer hinterlassen. Bei dem ersten Anblicke so ausgedehnter Baulichkeiten kann man zweifeln, ob man wirklich Ruinen vor sich habe und nicht noch wohnliche Palläste:

Es scheint ein Schloss — doch ist es keines.
Du siehst vom hohen Bergesrücken
Es stolz im Sonnenstrahle blicken,
Mit Thürmen und mit Zinnen prangen,
Mit tiefem Graben rings umfangen,
Voll Heldenbilder aller Orte,
Zween Marmorlöwen an der Pforte:
Doch drinnen ist es öd' und stille,
Im Hofe hohes Gras die Fülle,
Im Graben quillt das Wasser nimmer,
Im Haus ist Treppe nicht noch Zimmer;
Ringsum die Epheuranken schleichen,
Zugvögel durch die Fenster streichen.
Dort sassen mit der goldnen Krone
Vorzeit die Herrscher auf dem Throne.
Von dortaus zogen einst die Helden,
Von denen die Geschichten melden.
Die Herrscher ruh'n in Gräberhallen,
Die Helden sind im Kampf gefallen;
Verhallet war der Burg Getümmel,
Da fuhr ein Feuerstrahl vom Himmel:
Der reiche Schatz verging in Flammen,
Gemach und Treppe fiel zusammen.
Inwendig ward das Schloss verheeret,
Doch aussen blieb es unversehret.
Sobald erlosch der Edeln Orden,
Ist auch ihr Haus verödet worden.
Doch wie noch die Geschichten melden
Der Herrscher Namen und der Helden:
So sieht man auch die Thürm' und Mauern
Mit ihren Heldenbildern dauern.
Auch wird noch ferner manch' Jahrhundert
Das hohe Denkmal schau'n verwundert
Und jenes Schloss auf Bergesrücken
Verklärt im Sonnenstrahl erblicken. *)

Stadt und Schloss Heidelberg liegen in dem engen Thale, in welches hier, wenige Stunden vor seiner Mündung, der Neckarstrom, einem ungeheuren Waldbache ähnlich, durch die hohen Granit- und Sandsteinwände, links des grossen, rechts des klei-

*) Uhland, die drei Schlösser. Gedichte XIe Aufl. S. 357. Der Leser wird bemerken, dass nur die Hauptzüge dieser Schilderung vom Heidelberger Schloss entlehnt sind.

nen Odenwaldes, hineingezwängt wird; die Stadt so tief, dass sie des Schauspiels der aufgehenden Sonne entbehren muss; das Schloss am Fusse des Königsstuhles, des erhabensten Berges nächster Umgegend, auf Granitfels, 613 Fuss über dem Meere, 313 über dem Flusse. Das sich zersetzende granitische Gestein ist dem Pflanzenwachsthume besonders günstig; daher die prächtigen Gruppen kraftvoller Bäume und der wohlthuende Wechsel mannichfaltiger Schattirungen von Laub- und Nadelholz, der Epheu gedeiht auf dem Schlosse mit seltener Ueppigkeit; grosse Trümmermassen der alten Veste werden von Epheu umschlungen und gleichsam zusammengehalten. Zunächst über dem Schlosse grünen saftige Kastanienwälder, und in dem ganzen Thale ist die Vegetation des Nordens und des Südens zauberisch in einander verwoben.

Doch versetzen wir uns einen Augenblick in die Zeit, wo die Cultur noch keines ihrer Wunder bewirkt hatte, und Stadt und Schloss noch nicht stand. Damals war der Schlosshügel wohl nichts als ein mit Heidelbeeren überwachsener Berg, der dem spätern Orte den Namen gab. Arme Hirten und betriebsame Fischer siedelten sich allmälig am Berg und im Thale an. Dann kamen die Römer, brachten Wein und Ackerbau, dämmten den Fluss ein und machten ihn schiffbar und schirmten im dritten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung die Ausmündung des Gebirgsthales durch Schanzen und Castelle gegen die Einfälle der Allemannen. Auf dem linken Neckarufer errichteten sie wahrscheinlich eine obere und eine untere Burg, an deren Stelle später das alte, jetzt bis auf den Namen verschwundene und das neue Schloss, die jetzige Ruine, kamen; am andern Ufer stand ein anderes Castell auf einem Vorsprunge des Heiligenberges; durch Mauern waren die verschiedenen Vesten mit einander verbunden; innerhalb der Mauern, wo jetzt die Stadt steht, lag ein grösseres Fort, auf dessen Grund der ebenfalls uralte Marstall, den der Neckar bespült, erbauet ist; ausserhalb liefen römische Heerstrassen am Königsstuhl hinauf, deren Ueberbleibsel am „Plattenwege“ zu sehen sind.

Nachdem die Römer aus der Gegend verschwunden, wuchsen allmälig die Hütten deutscher Ansiedler zu Flecken und Dorf zusammen, die vielleicht endlich eine karolingische Villa bildeten.

Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts residirt der Hohenstaufe Conrad als erster Pfalzgraf bei Rhein in dem durch ihn verschönerten Orte, und Herzog Ludwig von Bayern, Sohn Otto's von Wittelsbach, empfängt später mit der Pfalz auch „Castell und Städtlein Heidelberg" zu Lehen. Nun wurde Heidelberg Hauptstadt der Rheinpfalz und blieb es, wie ein Phönix von Zeit zu Zeit neu aus der Asche gewaltiger Feuersbrünste und Kriegsverheerungen emporsteigend, fünfhundert Jahre hindurch. In diesem langen Zeitraume gedieh auch Schloss Heidelberg zu der Herrlichkeit, die noch jetzt im Schutte so gross ist.

Die ursprüngliche Form des Schlosses, wie diess aus den Ueberbleibseln alter Mauern hervorgeht, war ein ziemlich regelrechtes Viereck, das auf römischen Ursprung schliessen lässt. In diesem mässigen Raume gefiel sich ohne Zweifel noch Conrad von Hohenstaufen. Geschichtlich ist, dass die Churfürsten Ruprecht I. und III. († † 1390 und 1410) einzelne Theile des Schlosses erbauen liessen. Jener legte (1346) den ersten Grund zu einem der ältesten Denkmäler des Schlosses, zur Kapelle, die unter Friedrich I. (1470) erneut und im 17ten Jahrhundert unter Friedrich V. zum Königssaale umgeschaffen wurde, dessen Decke vier gewaltige Säulen trugen, und die seit der Franzosenzeit Ruine mit neuer Dachbedeckung ist. Von dem dritten Ruprecht, dem römischen Könige, rührt der Rupertusbau her, der gleich beim Eintritt in den innern Bau links ins Auge fällt, und, mehrfach erneuert, gleichfalls seit 1689 in Trümmern liegt. An ihn schliesst sich „der alte Bau" an, von unbekanntem Gründer, doch wohl aus dem funfzehnten Jahrhundert. Aus derselben Zeit, von Friedrich I. gegründet und eine der höchsten Rückenseiten des Schlosses einnehmend, stammt der „gesprengte Thurm" von zwanzig Fuss Stärke. Gallerie und Steingewölbe sind erst von 1603. Im J. 1689 widerstand dieser Pulverthurm, wie für die Ewigkeit geschaffen, mit deutscher Kraft der Verheerung; nur ein Mauerstück konnte losgesprengt werden, das jetzt malerisch in der Tiefe liegt. Der ganze Umkreis zitterte vom Donner. Dem sechzehnten Jahrhunderte gehören die eigentlichen Prunkstätten der Verwüstung: „der achteckige Thurm" — vollendet um 1530, vom Blitz ausgebrannt 1764; der Bau Ludwigs V. (1524), mehrfach erneuert und auch erst seit 1764

Ruine; der Otto Heinrichs-Pallast, vollführt im J. 1556, ein Prachtbau, wie ihn kein Kaiser jener Zeit hatte, aber schon im dreissigjährigen Kriege vom Brande stark beschädigt, später erneuert, von den Franzosen abermals und nach neuen Herstellungen vom Blitze (1764) zum drittenmal zerstört. Die Vorderfaçade ist in aller Pracht und Herrlichkeit des Zeitalters, in gutem Style, mit unendlichem Fleisse von Künstlern verschiedener Lande ausgeführt und mit historischen Statuen und allegorischen Figuren in sonderbarer Zusammenstellung — David bei Venus, Tiberius und Brutus — verziert; — „der dicke Thurm“ (seine Umfangsmauern waren 16 Fuss stark), zum erstenmal aufgeführt vom Pfalzgrafen Ludwig 1533, bis zum Gurtgesims niedergerissen, neu aufgeführt und erhöht von Friedrich V. im J. 1619; von Melac im J. 1689 gesprengt, stürzte seine Hälfte über die Stadt hinab. Die grossartigen, von Epheu, aus dem zwei Fürstenstatuen schauen, dichtbewachsenen Trümmer ragen scharfabgeschnitten in die schwindlige Tiefe hinab und begränzen mit schroffer Linie den Niederblick ins Thal, den man hier nächst der herrlichen Fernsicht geniesst.

Aus dem siebzehnten Jahrhundert stammen „der Bibliothekthurm (1610), dessen kugelförmiges Dach gänzlich verschwunden ist; der „Friedrichs-Pallast“ (1601—1607), mit den lebensähnlichen Statuen der pfälzischen Ahnen in vier Abtheilungen, von Carl dem Grossen bis zu Friedrich IV., dem Erbauer, mehrere von den Schüssen der Schweden (1633) verstümmelt, einer noch im Stein von einem Geschosse getroffen und wie sterbend zusammengesunken. In diese Zeit gehört auch der an den dicken Thurm gränzende „Englische Bau“ Friedrichs V., von einfachem, edlem Style, einst Wohnung der Enkelin von Maria Stuart, der Tochter Jakobs I., der Gemahlin des unglücklichen Winterkönigs, mit dem schwebenden Luftgarten; niedergebrannt von den Franzosen. — Noch ziehen im Schlosshofe die Syenit- und Marmorsäulen des schon 1508 in Granit gesprengten Ziehbrunnens, Geschwister der Riesensäule im Odenwald, und, wie sie, wahrscheinlich römischen Ursprungs, die Blicke des Wanderers auf sich; so wie Brücken, Schlossgraben, Batterien und unterirdische Gänge. Auf der schönen „grossen Terrasse“ bewundert man den ältesten Baum der erneuten Schlossanlagen, die kolossale

Thuja occidentalis, die im J. 1618 gepflanzt wurde, mithin schon ins dritte Jahrhundert hinüberreicht, und freut sich der herrlichen Aussicht.

Den schönsten Standpunkt für einen Ueberblick der Stadt und der weiten Rheinebene bis über Mannheim hinaus, zu der blauen Vogesenkette, gewährt jedoch in der Nähe des dicken Thurmes der „grosse Wall", später „der Stückgarten" genannt, den die abziehenden Franzosen zu Melac's blutiger Zeit ebenfalls zu sprengen versucht hatten. Von seinen Ruhesitzen herab, über das Geländer hinausgelehnt, wollen auch wir einen Blick auf die Merkwürdigkeiten der Stadt wagen.

Unter den öffentlichen Gebäuden ruht unser Auge mit besonderem Interesse auf der ältesten Kirche der Stadt, zu St. Peter, wo Hieronymus von Prag, der treue Gefährte des berühmten Huss, 1406 seine Thesen anschlug und auf dem nahen Todtenhofe vor versammeltem Volke vertheidigte. Vor der Kirche schläft unter vielen Andern, deren Denksteine Thränenweiden überschatten, auch der grosse Philolog Friedr. Sylburgius († 1596), und in der Kirche unter eben so vielen der erste Rector der Universität, Marsilius ab Zeghen († 1396). Geschichtlich merkwürdig ist auch die Kirche zum heiligen Geist, die Hauptpfarrkirche der Stadt, an der drei Fürsten bauten, die in ihren dunkeln Schooss ganze Geschlechter alter Pfalzgrafen und Churfürsten aufgenommen hatte, und an welcher die Franzosen zu Mordbrennern und Tempelschändern geworden sind. Später wurde die Kirche die Ursache grosser Zerrüttungen und Religionsstreitigkeiten. — Bei der Providenzkirche ist das Grab der Dichterin Rudolphi, und in der modernen Jesuitenkirche ruhen die Gebeine Friedrichs des Siegreichen, nachdem sie vor der französischen Gräberplünderung in das Kloster geflüchtet worden waren.

Von den Thoren zeichnet sich das auf die Neckar-Gmünderstrasse führende, auch auf unserm Bilde sichtbare luxuriöse Karlsthor aus, das im J. 1775 mit grosser Verschwendung städtischer Gelder aufgeführt wurde. Die schöne Neckarbrücke ist neu; den letzten Pfeiler der durch die Franzosen gesprengten älteren rissen die Wasserfluthen des Jahres 1784 mit sich fort. Die neue Brücke, 700 Fuss lang und 30 breit, wurde 1786—1788 gebaut; am 16. October 1799 wurde sie vergeblich mit siebenfachem Sturm

von den Neufranken angegriffen; sie gewährt einen herrlichen Standpunkt, zumal für das Schauspiel der untergehenden Sonne, wo die niedern Berge schon in Dunkel gehüllt sind, die Höhen noch von lebhaftem Lichte strahlen, der Neckar im Purpur der Abendröthe glüht, das ferne Haardt-Gebirge wie mit Gold überdeckt erscheint und aus der Mitte der Landschaft düster und feierlich gross die Schlossruine sich erhebt.

Noch vereinigt die kleine Stadt, deren lange, belebte, mit schmucken Kauf- und Kramläden prangende Hauptstrasse an das grosse Paris erinnert, aus wissenschaftlichem und anderem Gebiete vieles Denk- und Sehenswürdige. Die Universität, von Ruprecht I. 1386 gestiftet, 1803 von Carl Friedrich von Baden erneuert, durch zufällige Umstände gegenwärtig minder besucht, besitzt einen Kreis der berühmtesten Lehrer und Gelehrten Deutschlands. Ein schönes Museum ladet zur Geselligkeit ein; viele Fremde, besonders Engländer, haben ihren längern oder kürzern Wohnsitz in der freundlichen Neckarstadt aufgeschlagen, und das ausgezeichnete Privatinstitut des Dr. Kaiser beherbergt in Mehrzahl junge Briten.

Der deutsche Dichter denkt mit wehmüthiger Rührung an die schöne Zeit von 1806—1811 zurück, wo Heidelberg der Sammelplatz der reichsten Geister war, eine junge, begeisterte, selbst in ihrer Keckheit liebenswürdige Schule hier einen ihrer blühendsten Sitze hatte, und die Presse von Mohr und Zimmer das Vaterland mit den schönsten Werken der Poesie und Kritik erfreute. Nicht lange vorher hatte Friedrich Hölderlin, der tiefsinnigste deutsche Lyriker, die Ode gesungen, die dieser Schilderung nicht fehlen darf:

Lange lieb' ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust,
Mutter nennen und dir schenken ein kunstlos Lied,
Du, der Vaterlandsstädte
Ländlich schönste, so viel ich sah.

Wie der Vogel des Wald's über die Gipfel fliegt,
Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brücke,
Die von Wagen und Menschen tönt.

Wie von Göttern gesandt, fesselt' ein Zauber einst
Auf die Brücke mich an, da ich vorüberging.

Und hervein in die Berge
Mir die reizende Ferne schien;

Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebne zog,
Traurig froh, wie das Herz, wenn es, sich selbst zu schön,
Liebend unterzugehen,
In die Fluthen der Zeit sich wirft.

Quellen hattest du ihm, hattest dem Flüchtigen
Kühle Schatten geschenkt; und die Gestade sahn
Alle ihm nach, und es bebte
Aus den Wellen ihr lieblich Bild.

Aber schwer in das Thal hing die gigantische
Schicksalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
Von den Wettern gerissen;
Doch die ewige Sonne goss

Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünte lebendiger
Epheu; freundliche Wälder
Rauschten über die Burg herab;

Sträuche blühten herab, bis wo im heitern Thal,
An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold,
Deine fröhlichen Gassen
Unter duftenden Gärten ruh'n.

Die Umgegend Heidelbergs ist nicht minder gepriesen und preiswürdig, als Schloss und Stadt. Wer kennt die Namen „Heiligenberg", „Königsstuhl", „Neuenheim", „Handschuchsheim", „Riesenstein", „Stift Neuenburg", „Ziegelhausen" und „Wolfsbrunnen" nicht, und wem, der einmal in Heidelberg verweilt hat, knüpfen sich daran nicht die anmuthigsten Erinnerungen?

Während Heidelberg voll von historischen Denkmalen ist, hat sich die Sage mit ihrem dichterischen Zauber nach dem Wolfsbrunnen zurückgezogen, einem romantischen Thalwinkel mit spiegelklarem Weiher, nach Schweizerart gebauter Herberge und waldiger Umgebung, der nur ein paar die Bergwände überragende Gletscher fehlen, um den Wanderer ganz in die Schweiz zu versetzen. Hier lässt das Volk die heidnische Zauberin Jetta, die ihren Wohnsitz auf dem Jettenbuhl beim Schlosse hatte und hier, eine zweite Veleda, auf dem pythischen Stuhle sass, auf einem Wandelgange Labung an kühler Quelle suchend, von einer Höl-

sin zerrissen werden. Die Dichterin Amalie Helvig hat diese Sage behandelt. Der Vater der modernen deutschen Poesie, Martin Opitz, hat dem stillen Platze auch ein schönes Sonett gewidmet, das „den edeln Brunnen“ besingt, „mit Ruh und Lust umgeben, mit Bergen als einer Burg umringt; dessen Wasser anmuthiger denn Milch und köstlicher denn Reben ist.“ „Nicht umsonst“, sagt er, „ist dieses grüne Thal überall von Gebirge beschlossen;“

„Die künstliche Natur hat darum dich umfangen
Mit Felsen und Gebüsch, auf dass man wissen soll,
Dass alle Fröhlichkeit sei müh- und arbeitvoll,
Und dass auch nichts so schön, es sei schwer zu erlangen.“

Die Ansicht des Schlosses, der Stadt mit ihren merkwürdigsten Theilen, der Brücke, des Stroms und der Berge verdankt Herr L. Mayer der grossen Güte des Herrn Geheimenraths R. C. von Leonhard, der ihm mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit seinen herrlich gelegenen Berggarten, welcher die Aussicht auf die südliche und westliche Seite der Ruine gewährt, zur Wahl eines Standpunktes überlassen hat. Desselben Gelehrten reichhaltigen, geistvoll angelegten und ausgeführten Fremdenbuche für Heidelberg und die Umgegend (Heidelb., Groos. 1834.) dankt dieser Aufsatz nicht nur die wichtigsten Notizen, sondern auch die blühendsten Farben seiner Beschreibung. Das Schloss, wie es in allen seinen Theilen vor der Zerstörung war, lernt der Freund des Alterthums vollständig kennen aus dem (Heidelberg, bei Osswald 1829 erschienenen), mit 24 trefflichen in Aquatinta von C. Rordorf gestochenen Kupfertafeln versehenen Prachtwerke von Herrn Universitätsgarteninspector J. Metzger.

Doch wir wollen dieses Blatt mit keiner Notiz, sondern lieber mit dem frischen Worte des Dichters schliessen. „Es gibt Gegenden, sagt L. Tieck, bei denen uns ist, als hätten sie schon seit Jahren mit rechter sehnsüchtiger Liebe auf uns gewartet, oder als sei lange unser Geist dort schon einheimisch gewesen: so bekannt, so lieb ist uns Alles; dieser schöne Ort mit seiner herrlichen Ruine, dann Badenbaden und die Neckarthäler, vorzüglich die Gegend um den Hornberg, ist nächst den Rheinufern das Lieblichste, was ich in Deutschland kenne.“

Zweite Reise.

Die Alb und Mittelschwaben.

Brenzen im Donauthal. — Blaubeuren. — Hohenstaufen und Rechberg. — Der Reimenstein. — Urach. — Schlößchen Lichtenstein. — Die Nebelhöhle. — Burg Hohenzollern. — Haigerloch. — Tübingen. — Esslingen.

Das Schlösschen Bronnen im Donauthale.

Den schiffbar gewordenen Donaustrom, wie er von Ulm breit ausgehend seine Länderfahrten unternimmt, überlassen wir einer eigenen Section und einem andern Beschreiber in unserm Werke. Aber das liebliche Thal, das er als klarer Wiesenbach durchirrt, gehört unserm Schwaben an; und als Repräsentanten dieser weniger besuchten und doch an malerischer Mannichfaltigkeit so reichen Gegenden hat der Künstler das kühn und romantisch gelegene Schlösschen Bronnen mit seinen Felsenumgebungen gewählt, das wir in unserm Texte mit dem übrigen Donauthal in die nöthige Verbindung bringen wollen.

Die Donau, von Abend gegen Morgen strömend, entspringt aus drei Quellen. Die kleinste derselben, die vor dem Schlosse der Fürsten von Fürstenberg zu Donauöschingen in einer viereckigen Einfassung von Quadersteinen sprudelt, gilt für die Hauptquelle, und der Bull jenes Oesterreichers ist bekannt, der die Röhre des Schlossbrunnens zu Donauöschingen mit der Hand zuhielt und lachend ausrief: „Schauen's, wie werden die Wiener sich wundern, wenn die Donau ausbleibt!“ Bedeutendere Quellen, aber nicht mit dem Namen der Donau gezeichnet, sind die Breg und die Brigach, welche, beide im Schwarzwalde, die erstere bei Furtwangen, unweit Triberg, die letztere bei Sanct Georgen entsprungen, nicht fern von Donauöschingen sich mit jener ersten Quelle vereinigen. Jeder dieser drei Ursprünge hat als Donauquell seine Vertheidiger gefunden. Der alte Pegnitzschäfer Siegmund von Birken wollte mit dem österreichischen General Marsigli den Oesterreichern die Donau gleich vor ihrem Ursprung an vindiciren, und nahm deswegen die Quelle der Breg hinter dem damals österreichischen Furtwangen als Hauptquelle

an; der berühmte Geograph Joh. Maier dagegen suchte die natürlichste Quelle der Donau in der Briegach bei Sanct Georgen. Wieder Andere wollten aus dem celtischen Worte Dona, was Zwei-Flüsse bedeuten soll, schliessen, dass die Vereinigung der Breg und Briegach bei Donaueschingen die wahre Donauquelle sei. Die Alten endlich suchten die Quelle der Donau in dem ehemals beträchtlichen, jetzt aber ausgetrockneten Weiher, der sich zwischen Donaueschingen, Aasenheim und Pfohren befand, alle Flüsschen vom östlichen Abhange des Schwarzwalds aufnahm und dadurch ein beträchtliches Wasser bildete. Welche von allen diesen Quellen der Cäsar Tiberius auf seinem Zuge gegen die Vindelicier besucht, und welche somit von den Römern die Sanction des classischen Alterthums als Donauquelle erhalten habe, bleibt ungewiss. Denn der Geograph Strabo, der von jener Reise erzählt, sagt in seinem siebenten Buche (zu Anfang) nur, Tiberius sei vom Bodensee eine Tagereise weit gegangen, um (in der Nähe des hercynischen Waldes) die Quellen des Isters — Strabo braucht ausdrücklich die Mehrzahl — zu schauen. Die kürzeste Tagreise, da Tiber sich keines Eilwagens bedienen konnte, war allerdings die nach dem Weiher bei Pfohrheim, oder nach der Quelle zu Donaueschingen.

Diese letztere zeigt sich schon in ihrem Ursprunge dienstbar und netzt in anmuthigen Schlangenlinien dem Fürsten von Fürstenberg seinen einfach und schön angelegten Schlossgarten. Die bei Pfohrheim verbundenen Quellen, die jetzt den Donaunamen entschieden tragen, machen eine nach Süden eingebogene Krümmung bis zu dem Dorfe Geisingen und wenden sich dann nordöstlich gegen das württembergische Städtchen Tuttlingen, das vor drei und dreissig Jahren abgebrannt und nun sehr reinlich gebaut ist. Die Gegend ist hier kahl und bietet noch nichts Interessantes dar. Bei Tuttlingen erweitert sich der Donaubach durch den Einfluss der Elta oder Eltach, und nun begränzen ihr Gestade zu beiden Seiten Berge, von welchen die des linken Ufers der südlichen Abdachung der schwäbischen Alb angehören. Bald unterhalb Tuttlingen werden die Umgebungen des Flüsschens reizend; auch setzt dieses schon einen Eisenhammer bei Ludwigsthal in Bewegung. Bei dem Städtchen Mühlheim, das eine Wallfahrtskirche und zwei Schlösser dem Fluss entgegen hält, nimmt

dieser eine östlichere Richtung an, biegt bei der kleinen Stadt Friedingen südlich ein, um dann ganz westlich zu fliessen.

Hier beginnen die eigentlich romantischen Partieen des Donauthals. Auf dem rechten Ufer zeigt sich bald in einem seiner wildesten Seitenwinkel auf einer steilen, von drei Seiten freien Anhöhe die Ruine des Schlosses Kallenberg, auf Siegmaringischem Grund und Boden. Es bildete eine eigene kleine Herrschaft und steuerte einst zum Kanton Hegau. Gewaltige Thürme und Mauerringe von wahrhaft cyklopischen Steinen laden den Wanderer ein, den waldigen Bergriss emporzuklimmen und den Vorsprung nicht unbesucht zu lassen, auf welchem die mächtigen Trümmer liegen, von welchen man einen tiefen Niederblick auf die blaue Donau und die gegenüberstarrenden Felswände hat.

Ins Thal zurückgekehrt wandelt der Reisende nicht lange an der behauchten und rings von Bergen eingeschlossenen Donau fort, denn bald ladet ihn ein breiter, oben zwischen thurmhohe Felsen durchgehauener Bergpfad zur Besteigung der Höhe ein, von welcher das hier abgebildete Schlösschen Bronnen, gar keck auf Felsenspitzen hingestellt und mit dem festen Lande nur durch eine Zugbrücke verbunden, wie ein schwebender Vogel, mit den oft über diesem Thale kreisenden Reihern und andern Waldvögeln vom seinem Steinhorste nieder ins Thal blickt, dessen friedliche Felsentiefe mit Wiesen und einsamen Gehöften unser Bild so treu und malerisch wiedergibt.

Nur die herrliche Lage dieses Jagdschlösschens, mit welchem ein Meierhof, ein Jägerhaus und eine Mühle verbunden sind, hat seine Aufnahme in die Reihe dieser Bilder bestimmt. Geschichtliches von Bedeutung weiss der Verfasser nicht zu melden; er hat nicht einmal das Geschlecht erkunden können, das hier gehauset hat. Einst gehörte Bronnen zur Enzbergschen Grafschaft Mühlheim. Jetzt ist es ein württembergisches Schlossgut und zu dem Städtchen Friedingen als Mutterort gehörig.

Auf der andern Seite des Berges führt ein Wald von schlanken Buchen wieder nach dem Donauthale hinab, und wir gelangen zu dem ehemaligen, uralten Kloster Beuron. Die erste Ansiedelung auf einem Hügel soll hier von einem Amtsherzoge Kaisers Karl des Grossen herrühren und schon im Jahre 777 nach Chr. entstanden sein. Noch heissen zwei Felsen und der Platz, auf

dem das alte Kloster stand, Altenburren und Bussenburren; das letztere leitet man von der Wohnung des Gründers auf dem Bussenberge bei Riedlingen — jener ersten Warte für die Alpenaussicht — her. Das alte Kloster dauerte bis in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Im J. 1077 gründete nun ein schwäbischer Fürst, den die Sage Peregrinus nennt, auch das in seinen Gebäuden noch bestehende Kloster im Thale, das, von einem Collegium regulirter Chorherren vom Orden Sanct Augustins besetzt, als unmittelbares Reichsstift bis zur Secularisation sämmtlicher Klöster blühte und mit dem tiefgelegenen Gebirgsdorfe Bärenthal und Ensisheim zusammen eine Herrschaft bildete. Es war bis zu seiner Aufhebung wegen der eifrigen Seelsorge seiner Mönche berühmt, und man zählte jährlich in der Beuronschen Stiftskirche gegen zwanzigtausend Communicanten. Von den gelehrten Studien seiner Geistlichen zeugen viele im Druck erschienene Schriften und Dissertationen.

Die Kirche sammt den Klostergebäuden und die hohen Mauern bilden noch eine Zierde der einsamen Gegend. Auch führt hier eine hübsche, gedeckte Brücke über die Donau.

Nahe am Kloster gegen Morgen erhebt sich eine Kette von Felsen, an deren Fusse die Donau hinfliesst. Oben ist weites, ebenes Feld, das sich bis gegen das Städtchen Pfullendorf hinzieht. An dieses Feld heftet sich der Name Altstatt, das heisst: alte Wohnstätte; ein Name, womit gewöhnlich römische Niederlassungen, die später verschwanden, angedeutet werden; auch hat man wirklich auf diesen Aeckern viele Alterthümer gefunden, und die Gelehrten suchen hier ein altes römisches Castell, *Pragodurum*.

Neben dieser Felskette steigt in der Gestalt eines abgekürzten Kegels ein achtzig Fuss hoher, steiler Fels aus der Donau empor. Er bildet den in die Mauersteine ganz verwachsenen Grund der Bergveste Wildenstein, und hängt mit dem festen Lande gar nicht zusammen. Diejenigen Theile der Gebäude, welche nicht aus der Masse des Grundgesteins bestehen, sind durch 24 Schuh dicke Mauern ersetzt. Die Dachstühle hängen in eisernen Schrauben, so dass die Häuser sie im Nothfall, wie einen Hut, abwerfen und dadurch alle Feuersgefahr vermieden werden konnte. Um in die Veste gelangen zu können, musste ein gegenüberstehender Fels aufgemauert und durch Aufziehebrücken

einerseits mit dem festen Lande, andererseits mit Wildenstein verbunden werden. Waren diese Brücken aufgezogen, so konnte das Schloss nicht eingenommen werden; auch mochte es dem Hunger lange widerstehen, denn im Innern des Schlosses befand sich ein Brunnen, eine Pferdemühle, ein grosser Mehlkasten, ein Zeughaus, eine Schmiede, Kasematten und Stallungen. Vor Zeiten führte aus der Veste ein bedeckter Gang bis ins Donauthal, dessen Ausmündung noch unten am Berge gezeigt wird.

Für die Sage, dass diese Burg ursprünglich ein Sitz der Wilden von Wildenstein gewesen, lässt sich keine Urkunde anführen. Von ihnen soll Burg und Herrschaft an die von Gundelfingen, dann an die Freiherren von Zimmern gekommen sein. Urkundlich ist, dass die Pfalzgrafen bei Rhein gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts Lehensherren der Festung waren, und im J. 1487 Johann Werner von Zimmern vom Kaiser Friedrich III. die Erlaubniss erhielt, sich Herr zu Wildenstein zu schreiben und das Wappen der Wildensteine, da die Familie Wildenstein von Wartenberg, deren Schloss in der Baar gelegen, vor kurzem ausgestorben war, neben dem Zimmern'schen zu führen. Mit kurzer Unterbrechung blieb diese Familie im Besitze der Burg, bis ihr Mannsstamm im J. 1594 erlosch; worauf die Veste an die Grafen von Helfenstein und mit deren Erlöschen (1627) an das Haus Fürstenberg überging, welches dieselbe unter Badenscher Oberlandeshoheit noch heutzutag inne hat.

Im 17ten Jahrhundert wurde Wildenstein bei jeder Feindesgefahr mit einer Besatzung versehen. Eine Kriegslist brachte die Festung im dreissigjährigen Kriege in den Besitz eines von der schwedisch gesinnten Hohentwieler Besatzung abgeordneten kleinen Corps (10. Aug. 1642), aus welcher dieses jedoch schon am 4. Sept. wieder in Folge einer Capitulation auszog. Nun hielten sie wieder Oesterreicher und Bayern besetzt, und endlich wurde sie gegen das Schloss Langenargen am Bodensee ausgewechselt, welches die Schweden bisher inne gehabt hatten. Damals genoss diese Bergveste einen solchen militärischen Ruhm, dass der berühmte Topograph des 17ten Jahrhunderts, Merian, sie in Kupfer gestochen und der Zeiler'schen Topographie von Schwaben einverleibt hat. In späterer Zeit wurde die Burg zu Aufbewahrung

von Staatsgefangenen gebraucht. Sie hat noch ihre eigene Gemarkung und ist zum nahen Dorfe Leibertingen eingepfarrt.

Jenseits der Donau sieht man auf einem hohen Berge, welcher die Gestalt einer Pfanne hat, das Mauerwerk eines andern alten Schlosses, das im Munde des Volkes noch Pfannenstiel heisst; ihm gegenüber stand ein anderes, jetzt nur noch an Gräben und Vertiefungen erkennbares Schloss, dem die Umwohner den Namen Kreidenstein geben.

Auf diesem linken Ufer der Donau gelangt man bald an den Fuss eines Felsen, den eine andere Zierde des Thales krönt, das uralte Schloss Werrenwag, dessen alter, urkundlicher Name jedoch Werbenwag ist, und um der Erinnerungen willen, die sich an denselben knüpfen, wiederhergestellt zu werden verdiente. An dem Fusse des Berges zieht sich malerisch der Weiler Langenbronnen mit einer Mühle und zerstreuten Häusern hin. Das Schloss selbst liegt auf einem sehr kühnen Felsenvorsprung, der nach drei Seiten her in das köstliche romantische Thal, auf Wald, Wiese und Fluss hinab, und hinüber gegen Wildenstein und die hohen Felswände des Thales überraschende Aussichten gewährt. In die Tiefe namentlich kann man nicht ohne Schwindel blicken. Das Schloss, zuletzt aus freiherrlich von Ulm'schen Besitz an das Haus Fürstenberg übergegangen, ist, mit alterthümlichen Zimmern, Sälen und labyrinthischem Einbau, in wohnlichem Stand erhalten.

Von diesem Schlosse stammt der Minnesänger Hug von Werbenwag, dessen Blüthe in die Jahre 1260—1275 zu setzen ist, wie denn Herr Archivrath Mone in Karlsruhe ihn und seinen Bruder Albrecht von Werbenwag in einer Urkunde der siebziger Jahre des 13ten Jahrhunderts gefunden hat. Seine Lieder in dem Manesse'schen Codex (II, 49. 50.), sechs an der Zahl, gehören zu den lebendigsten der Sammlung, sind von empfindungsreichem Humor eingegeben und zeugen von stolzer Gewalt über Sylbenmass und Sprache. In dem ersten Liede besingt er die minnigliche Rosenröthe der lieben Wängelein der Geliebten und beklagt ihre Sprödigkeit. Er will gehen und sie bei dem Könige verklagen, dass sie seinen Dienst für gut nahm und ihm doch weder Trost noch Hülfe thut. Lässt der König es ungerichtet, so hat er Muth zum Kaiser. Nun fürchtet er aber, dass ihm und der Geliebten ein Kampf vom Gerichte aufgelegt werde·

Muoz ich danne vehten (fechten), dast (das ist) ein not!
Kume ich sluege (kaum schlüge ich) ir wengel unt ir munt so rot.
So ist ouch laster (Schimpf), slecht (wenn mich schlägt) ein wib mich
ane wer (ohne Wehr) im kampfe tot!

Wiegt es König Konrad und der Kaiser gering, so will er vor den jungen König aus Thüringenland und am Ende gar vor den Pabst gehen, der wohl die geeignetste Behörde sein möchte, einen solchen Handel auszutragen. Im letzten Vers aber antwortet die Geliebte selbst. Ihr Sinn ist milder geworden. „Dir ist Minne besser denn Recht!“ spricht sie und bittet den Freund, der so sehr zürnte, noch lange in ihrem Dienste zu leben.

Sieht man dieses einfache Lied näher an, so findet sich in seinen historischen Beziehungen eine tiefe Ironie enthalten. Der König, an welchen sich Herr Hug von Werbenwag wenden will, und der ihm zum Besitze der Geliebten verhelfen soll, ist König Konrad, d. h. der unglückliche Konradin, der seit 1253 (bis 1269) dem Rechte nach römischer König war; aber dieser hatte das Reich im voraus verloren und konnte kaum sich im Besitze eines Theiles seiner Erbgüter erhalten. Der Kaiser, an welchen der Dichter appelliren will, war während des grossen Interregnums jener Zeit, wo Niemand wusste, wer Koch oder Kellner im römischen Reiche sei, höchst zweifelhaft. Appellirt der Liebende an Alphons von Kastilien oder an Richard von Kornwall? Der Spötter lässt es ungewiss. Wenn dieser problematische Kaiser ihm nicht hilft, ist er gesonnen, sich an „*den jungen künig us Düringen lant*“ zu wenden. Dort aber war weit und breit kein König zu finden, wohl aber hatte der arme, junge Herzog von Thüringen, Sohn Sophiens von Brabant, eben damals auf ganz Thüringen verzichtet (1263) und war ein kinderloses Kind. Da ihm wahrscheinlich auch dieser junge König nicht helfen wird, ist er entschlossen, sich an den Pabst zu wenden. Aber, ach! Urban der IV. ist gestorben und der päbstliche Stuhl steht leer (? Oct. 1264 — 4. Febr. 1265). So findet er nirgends einen Richter, weder einen weltlichen noch einen geistlichen, und muss sich sehr glücklich preisen, dass seine Drohung bei der Geliebten dennoch ihre Wirkung nicht verfehlt. Wenn diese unsere Erklärung richtig ist, so muss dieses Gedicht des Minnesängers zwischen den 2. Oct. 1264 und den 4. Febr. 1265 fallen.

Im vierten Liede klagt Herr Hug, dass seiner „Frauen“ die Sprache, in der er singt, unbekannt sei; so ist auch das sein Missgeschick, dass, was er ihr in Schwaben singt, sie Einem im Frankenlande gibt! — Im fünften und sechsten Liede überbietet sich die Sprache, den Maien nach Würdigkeit zu singen. „Der Sommer kommt sommernd mit wonniglicher Wonne“, singt der Dichter des Donauthals; „mancher Wald laubt von Laube; die Blumen beblümen das Feld; süsse Töne tönen die Vögel; mit schöner Grüne grünet das Thal; aus Röthe glaset Roth; in brauner Bräune purpurfarb steht der Mai, hier gelber gelb, dort blauer blau, da Lilienschein weisser als weiss; Gott färbet Farbe viel der Welt!“

Möge in solchem Glanze des Dichterlenzes das Donauthal Jeder schauen, der in diese selten besuchten Schönheiten der schwäbischen Natur seine Schritte zu vertiefen sich die Mühe nimmt!

Unterhalb Werbenwag folgt die Strasse am linken Ufer den Schlangenwindungen der Donau; sie führt nach einer Stunde an der Ruine des Bergschlosses Falkenstein vorüber. Die ältesten Bewohner dieses Schlosses waren die Edeln von Magenbuch. Dann ging es von Geschlecht zu Geschlecht, bis es mit Moss nach Erlöschen des Zimmern'schen Stammes an Helfenstein und mit diesem 1627 an Fürstenberg kam. Bei dem Eisenhammer Thiergarten geht die Strasse auf einer Brücke auf das rechte Donauufer über und tritt bei den fürstlich Sigmaringen'schen hübschen Anlagen zu Inzikofen aus den malerischen Gebirgsgründen mit dem Flusse heraus, wo zwischen niedrigeren und kahleren Hügeln Sigmaringen, die Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums, immer noch anmuthig gelegen, sichtbar wird.

Blaubeuren.

Wir befinden uns hier in einem Thale, das ganz der südöstlichen oder der Kehrseite der schwäbischen Alb angehört, an deren Fusse wir schon bei dem Schlösschen Bronnen und im Donauthale gestanden haben. Diese Seite des Albgebirges ist grossentheils weit rauher und einförmiger, dazu niedriger und minder charakteristisch, als der schroffe Abfall der nordwestlichen Seite, mit dem diese Blätter unsere Leser bald vertraut machen werden.

Der Obstbau hat fast gänzlich aufgehört und die steinigen Aecker geben wenig gute Frucht. Wer von den Höhen der Alb diesem Thale sich nähert, glaubt gewiss nicht, dass hier eine Ausbeute für unser malerisches Deutschland zu finden sei. Und doch, was vermögen nicht Wasser und Felsen aus einer Gegend zu machen!

Wirklich liegt Stadt und Kloster Blaubeuren in einem engen, tiefen, äusserst malerischen Thale, und bildet, wie unsere Darstellung durch den Künstler zeigt, ein höchst romantisches Landschaftsgemälde. Hohe, mit tausendjährigen Felsen und Ruinen alter Schlösser gekrönte Berge umschliessen den Gesichtskreis, bis ins Thal und die Ebene herab steigen die Steinklippen, drängen sich in die Stadt herein und mischen sich unter die Häuser. Das ganze Gebirge besteht aus Kalkstein und blassgelbem, klüftigem Marmor. Sein Gestein umlagert auch die geheimnissvolle, nach der Sage des Volkes unergründliche Quelle des hier entspringenden Bergflüsschens, das der Stadt seinen Namen gegeben hat und von seiner Farbe mit vollem Rechte die Blau heisst. Sie nimmt noch in der Stadt selbst die Aach und bei Herrlingen die Lauter auf, bildet das vier Stunden lange, felsgeschmückte, wald- und wiesenreiche Blauthal, durchströmt einen Theil der Stadt Ulm und fällt dort in die Donau. Der Ursprung derselben, hinter dem Kloster Blaubeuren, das sich in seinem Wasser spiegelt, am Fusse des steilsten Albgebirges, heisst der Blautopf. Er ist ein merkwürdiges, von der Natur geformtes Bassin von 125 bis 130 Fuss im Durchmesser, aus dem die Quelle des Flusses grünblau, ob von der Beschaffenheit des Wassers oder von der eingeschlossenen Umgebung gefärbt, ist unentschieden, hervorquillt. Die Sage von seiner Unergründlichkeit ist längst widerlegt. Georg Bernhard Bilfinger, der nachmalige Geheimerath, der seiner Zeit mit so vielem Glücke die Tiefen der Weltweisheit erforschte, hat schon im Jahre 1718 das Senkblei in diesen Born hinabgelassen; eine Messung unserer Tage gab als Resultat die immerhin bedeutende Tiefe von 71 Fuss. Diess Bassin stösst so viel Wasser mit so viel Gewalt von sich, dass der Fluss nur dreissig Schritte davon zwei Mahlmühlen und bald darauf eine dritte treibt; die Quelle behält auch bei der grössten Dürre so viel Wasser, dass in jeder Mühle wenigstens ein Rad geht. Bei abgehendem Schnee oder starkem Regen füllt sich der Kessel, das Wasser wird leb-

mig und braust, dass man es weit hin hört, es wirft sich in die Höhe und sprudelt wie in einem siedenden Topfe. Es ist daher nicht unglaublich, dass ein Theil des sich auf der Alb sammelnden Regen- oder Schneewassers sich von unten herauf in diese Quelle ziehe und der Blautopf mit den vielen Erdfällen der Alb in unmittelbarem, unterirdischem Zusammenhang stehe. So viel Wasser dieser Kessel ausgiesst, so ist doch bei ruhigem Wetter kein Ausfliessen sichtbar, die Oberfläche erscheint ruhig und spiegelglatt, und kaum bemerkt man über der Mitte, dem Berge zu, drei Ringe, welche das aufsteigende Wasser bildet. Schwimmvögel, die die Quelle durchschneiden, sieht man an dieser Stelle stärker rudern. Bei dem grössten Wasser, das sich seit Menschengedenken aus dieser Quelle ergoss, im Jahre 1784, konnte man nur von einiger Höhe den Stoss der Wellen entdecken. Dennoch soll, einer Sage zufolge, der überströmende Topf im Jahre 1641 Stadt und Kloster mit dem Untergange bedroht haben, und die Nymphe des Quells nur durch die Opferung zweier vergoldeter Becher versöhnt worden sein. An der Abendseite wird das Bassin von einem aus Quadern erbauten Wehr beschlossen, in welchem Schleusen stehen, die beim allzustarken Andrange des Wassers geöffnet werden. Bei diesem Wehr steht ein Brunnenhaus mit Druckwerk, welches die Brunnen der Stadt und des Klosters aus dem Blautopfe speist. Während die Blau selbst an manchen Stellen des Winters mit Eis bedeckt wird, überfriert die merkwürdige Quelle niemals.

Die Ruinen zwei berühmter Bergschlösser, Ruck und Gerhausen, krönen die Felsberge, die über der Stadt emporsteigen. Ruck oder Rugge war ohne Zweifel das Stammschloss der Pfalzgrafen von Tübingen, und es bleibt ungewiss, ob sie, aus Hohenrhätien stammend, hierher gezogen, oder ob ein Zweig derselben, von hier aus nach Rhätien übersiedelnd, dort das Haus Ruchaspremont gegründet hat. Uns ist das erstere wahrscheinlicher, da schon die Römerwelt Rucinaten und Rugusker als Alpenstämme kannte. Von den drei Pfalzgrafen von Tübingen, Hugo, Anselm und Sigibotho, Gebrüdern, welche das Benedictinerkloster, das sie in einer Einöde gestiftet hatten, nach Blaubeuren verlegten und ihm hier im J. 1085 die Sanct Johannis-Kirche einräumten, schrieb sich Sigibotho Graf von Rugge. Sein

Sohn hiess Siegfried, sein Enkel Hermann. Nach diesem scheinen sich die Pfalzgrafen ganz nach Tübingen gezogen und den Geschlechtsnamen Rugge aufgegeben zu haben. Sie hatten auf ihrer Stammburg nur noch Advokaten oder Vögte; diese, so wie Dienstleute und Truchsessen von der früheren Hofhaltung her, legten sich nach der Sitte damaliger Zeit jetzt den Namen von Rugge bei. Unter solchen ist wohl auch der Minnesänger *„Her Heinrich von Rugge“* zu suchen, der bei Manesse (I, 97—100) erscheint und ziemlich reichlich zu Rüdigers Sammlung beigesteuert hat. Er singt die jubelnden Worte von seiner Geliebten:

Min lip von liebe mac ertoben
Swenne ich das allerbeste wip
So gar ze guote höre loben,
Dâ nah in minem herzen lit!

Er hatte wohl Ursache, von seinem Schlosse herab (wenn er anders dort hausen durfte) im Winter zu singen: „Nun steht die Haide lange fahl. Der Schnee hat sie zu einer einzigen Blume gemacht. Die Vögel trauern überall.“ Doch wenn ein Weib ihn tröstet, dann „will ein schöner Sommer kommen; seine Klage ist sanfter, den Vogel hat er viel vernommen und der grüne Wald steht mit Laube.“ Aber der gute Sänger, der sonst nur dem wonniglichen Vögelein horcht, das dem ohne Mass langen Winter ein Grablied singt, hat auch ein Ohr für den Jammer und die Noth der Welt. „Die Welt will mit Grimm zergehen,“ ruft er in einem andern Liede aus; „es ist an den Leuten viel gross Wunder geschehen: freuen sich zween, so spotten ihrer viere. — Die Welt ist von Freuden geschieden; Juden, Christen und Heiden denken allzusehr an das Gut, wie sie das gewinnen!“ Zuweilen hat er auch Lust, die Frauen zu bespötteln: „Denn ist ihrer eine nicht recht gemuth, dabei finde ich kaum drei oder viere, die zu allen Zeiten sind hübsch und gut.“

Von der Veste Rugg oder Ruck selbst ist nur noch weniges zu sehen. Man weiss, dass sie einst ein stattliches Viereck mit einem Binnenhofe und drei Thürmen gebildet. Aus dem Besitze der Pfalzgrafen von Tübingen ging es in den der Grafen von Helfenstein über, die vielleicht eines und desselben Stammes mit jenen waren, und diese verkauften das Schloss mit der Stadt und andern Vesten im J. 1442 an Württemberg; der Bauernkrieg

und später der dreissigjährige Krieg arbeiteten an ihrem Verfall. Das letzte Ueberbleibsel ist seit dem Jahre 1823 vor der Zerstörung gesichert.

Stattlichere Trümmer sind von der Veste Hohengerhausen übrig, die über ihrem Vorwerke, dem Frauenberg, auf einer schroffen Felsspitze äusserst malerisch gelegen sind. Unter den Ruinen ist eine Höhle befindlich, die, von dichten Buchen umschattet, den Anblick der zerstörten Burg nicht wenig verschönert. Von dieser selbst ist das Burgthor noch kenntlich, ausserdem steht von ihr ein gewaltiger Mauerstock von schönen Buckelquadern aus Tuffsteinen. Im Munde des Volkes heissen diese mächtigen Ueberreste des Mittelalters Rusen- (oder Riesen-) schloss. Wer die Burg gebaut, ist unbekannt; ihr Geschlecht, aus welchem ein Hartmann von Gerhausen zu Ende des eilften Jahrhunderts den Grafentitel führte, scheint mit den Ruggen verwandt gewesen zu sein. Später, als auf Ruck die Grafen von Helfenstein sassen — so erzählt die Tradition — pflogen diese und die Herren von Gerhausen beständige Fehde mit einander, und veranlassten so das Sprichwort in schwäbischer Mundart:

Hüt' dich, Ruck,
Dass dich Gerhausen nit verdruck.

Gerhausen das Schloss kam übrigens an die Helfensteiner und von diesen mit Ruck und der ganz verschwundenen Burg Blauenstein an Württemberg. Beide zerfielen gleichzeitig. Auf Gerhausen wohnte zuletzt noch ein württembergischer Forstknecht, bis es um 1751 in Trümmer gerissen und die Steine zum Aufbau der armseligen Gerhauser Dorfkirche verwendet wurden. Im J. 1768 wurde die Ruine — um 60 Gulden an einen Bürger von Blaubeuren verkauft. Er und seine Nachkommen nagten daran, bis in unserer Zeit durch die verdienstlichen Bemühungen des Kameralbeamten Teichmann die Burg um 44 Gulden an den Staat zurückverkauft und so gerettet wurde. —

Von der Stiftung des Klosters Blaubeuren war oben die Rede. Dasselbe behielt Johannes den Täufer, dem die frühere Kirche gewidmet war, zu seinem Schutzpatron, und erhielt im Lauf der Zeiten massive Gebäude, nicht so kerkermässig gebaut wie die andern Klöster jener Zeit. Seine grossen Baulichkeiten schliessen noch jetzt einen schönen grünen, mit Bäumen bepflanzten

Platz ein. Die Klosterkirche ist in Form eines Kreuzes gebaut, hochgewölbt, mit zwei angebauten Kapellen und einem hohen Chor versehen; da, wo Kirche, Seitenflügel, Kapellen und Chor sich vereinigen, erhebt sich über dem Ganzen der hohe Thurm. Unter ihm soll einst eine herrliche Orgel mit silbernen Pfeifen gestanden haben, die ein Raub der französischen Kirchenräuber, wahrscheinlich am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts, geworden wäre. Im Chor der Kirche bewundert man nicht nur vortreffliches Schnitzwerk von dem Ulmer Künstler Georg Sürlin, namentlich die an den hölzernen Stühlen ausgeschnitzelten Bildnisse der Gutthäter des Klosters, der Grafen von Helfenstein, sondern derselbe bewahrt auch ein ganz herrliches Gemälde, dessen Ruhm weiter verbreitet zu werden verdient. Da nämlich die Kirche von Alters her Johannes dem Täufer heilig war, so fertigte Georg Sürlin zu Ehren dieses Kirchenpatrons einen im Jahre 1496 von ihm vollendeten, mit dem schönsten vergoldeten Schnitzwerke verzierten Hochaltar. Die Gemälde rühren nicht, wie die gemeine Sage behauptet, von demselben Künstler her; der Schöpfer dieses Meisterwerkes oberdeutscher Schule, das nicht nach Gebühr bekannt geworden, ist nicht einmal seinem Namen nach mit Sicherheit erhoben; die einen Nachrichten heissen ihn Stöcklin, die andern Grün oder Grien. Wahrscheinlich war auch er aus Ulm und arbeitete auf Bestellung oder in Gemeinschaft mit Sürlin. Diese Gemälde theilen sich, wie alle Hochaltarbilder, in die vorn und hinten bemalten Flügelthüren, in das Innere und in die Rückseiten des Altars, wo wieder bemalte Flügelthüren und Altarblätter sich befinden. Das Ganze enthält einen Cyclus von Bildern aus dem Leben Johannis des Täufers, dem die Kirche heilig war. Die Darstellungen auf dem Innern der Flügelthüren sind folgende:

Dem Zacharias wird im Tempel die Geburt Johannis verkündigt. — Begrüssung der heiligen Jungfrau durch Elisabeth. — Fusswaschung der Elisabeth und Geburt des Täufers. — Seine Beschneidung. — Johannes predigt am Jordan. — Er tauft. — Er weist die Messiaswürde zurück. — Er zeigt auf das Lamm Gottes. — Er tauft Jesum. — Er straft den König Herodes wegen Ehebruchs. — Seine Gefangenschaft. — Enthauptung.

Darbringung seines Hauptes. — Seine Grablegung. — Die Johannisjünger holen ihres Meisters Haupt.

Im Innern des Hochaltars sieht man unten die lebensgrossen Büsten Christi und der Apostel; oben Maria mit dem Kinde, die beiden Johannes, die heilige Scholastina und den heiligen Benedict in ganzen Statuen; dann auf zwei weitern Flügelthüren links in halb erhabener Arbeit die Geburt Christi, rechts die drei Weisen aus Morgenland.

Auf der Hinterseite des Hochaltars erscheinen zwei Flügelthüren mit Gemälden in Lebensgrösse, die Heiligen Urban, Sylvester, Gallus, Otmar, Conrad und Ulrich darstellend. Hinter den Thüren sind unten die Büsten von zwei weiblichen Heiligen und sechs Bischöffen angebracht.

Die schönsten Gemälde endlich befinden sich an der vordern Aussenseite der Flügelthüren in vier grossen Hauptbildern: Gebet am Oelberg. — Verspottung Christi. — Kreuztragung. — Kreuzigung. Das letztere ist ausgezeichnet schön durch den Ausdruck der trauernden Frauen.

Da dieser herrliche Altar, der leider durch Muthwillen und Rohheit nicht unverschont geblieben ist, noch nirgends ausführlicher beschrieben worden, so wird auch die trockene Notiz, auf welche wir uns hier beschränken mussten, dem fremden Kunstfreunde willkommen sein. In der Nähe des Altars, an der Sakristeithüre, befindet sich Georg Sürlins Bild, von ihm selbst in Holz geschnitzt und mit einem *Elogium* versehen. Diess hat Veranlassung zu einer Volkssage gegeben, in welcher Georg Sürlin nicht nur als der Schnitzer, sondern auch als der Maler des Altars erscheint. Die Mönche haben, heisst es, den Künstler nach vollbrachter Arbeit gefragt, ob er sich getraue, noch einen schönern Altar zu fertigen. Als der Meister dieses im freudigen Gefühle seiner Kraft bejahet, haben ihm die neidischen Mönche beide Augen ausgebohrt und so den lichten Farbenquell für immer versiegen gemacht.

Aus den hohlen Blicken schwindet
Seiner Bilder Sonnenpracht,
Lebt nur noch im stillen Geiste
Tief in schmerzensvoller Nacht.

Und so liegt er eingesunken,
Wie ein Opfer am Altar;
Ihn bewacht, ihn zwingt zu schweigen
Seiner Henker finstre Schaar.

Und die Welt wähnt ihn gestorben,
Doch im dunkeln Winkel sitzt
In der Kirche stumm der Blinde
Dort im fernsten Stuhl und schnitzt.
Statt des Pinsels ist das Messer,
Das ihn stach, in seiner Hand;
Dieses führt er leise, künstlich,
Schmücket still den Stuhles Rand.

Schnell verbirget er's am Herzen,
Wenn er Tritte gehen hört,
Wenn der Andacht lautes Beten
Vor dem eignen Bild ihn stört.
Ach, da brennen Farbenstrahlen
Ihm durch's tiefe, wunde Herz,
Und in Hand und Augenhöhlen
Zuckt der Sehnsucht heisser Schmerz.

Als er todt war und begraben,
Aufgeriehen früh vom Gram,
Glaubten sich die Mönche ledig
Und vergassen Furcht und Scham.
Doch es blieb des Frevels Zeichen
In den Kirchenstuhl gedrückt,
Wo, von Holz geschnitzt, ein Männlein
Traurig lauert, blind, gebückt.

Nur ihr Auge ward geschlagen,
Dass es ihn erkannte nicht;
Doch der Wand'rer, doch der Pilger
Grüsst' in Thränen dieses Gesicht.
Ein Jahrhundert sagt's dem andern,
Zürnend, von der Bilder Pracht
Rücklings kehrt sich der Beschauer
Zu dem Antlitz voller Nacht. *)

Zugleich mit dem Kloster erwuchs auch das Städtchen Blaubeuren, welches aber nicht im Besitze der Pfalzgrafen von Tübingen, sondern der Grafen von Helfenstein war; ein unruhiger

*) Aus der Romanze „Georg Sürlin" von G. Schwab.

Besitz, verpfändet und während dieser Pfandschaft gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts durch einen Krieg mit der Reichsstadt Ulm gefährdet, und endlich im J. 1447 mit den benachbarten Vesten, die inzwischen auch Helfenbergisch geworden waren, an den Grafen Ludwig von Württemberg verkauft.

Unter württembergischer Herrschaft theilte Blaubeuren die Schicksale des Landes in den unruhigen Zeiten Herzogs Ulrich, wurde im dreissigjährigen Kriege nach der unglücklichen Nördlinger Schlacht österreichisch und kehrte erst in Folge des westphälischen Friedens wieder unter die Oberherrlichkeit Württembergs zurück. Während der österreichischen Occupation erhielt das Kloster einen unerwarteten Besuch von Wiederhold.

Das Licht des Evangeliums hatte die Stadt schon im J. 1534 (durch Ambros. Blaurer) begrüsst. Das Kloster aber, das unter seinen katholischen Aebten einen durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Mann in seinem ersten Abte Azelm oder Azolin († 1101) und in dem Abte Heinrich Faber einen Mitgründer der Universität aufzuweisen hatte, blieb noch katholisch, und während der Pest zu Tübingen wurde die halbe Universität in dasselbe verlegt. Der letzte katholische Abt, Christian Tübinger (1548 — 1562), war, wie der erste, ein Gelehrter und hat eine Geschichte des Klosters Blaubeuren hinterlassen. Im J. 1562 dehnte sich die Reformation auch auf das Kloster aus, und in der Person des bekannten Reformators Matthäus Aulber wurde demselben der erste evangelische Abt gesetzt. Inzwischen hatte Herzog Christoph einige reformirte Klöster dazu bestimmt, künftigen Kirchendienern, die zum Lehr- und Predigtamt bestimmt waren, ihre Vorbildung zu ertheilen und sie zu den Universitätsstudien tüchtig zu machen, und hatte zu diesem Zwecke durch den berühmten Johannes Brenz eine Klosterordnung entwerfen lassen, die am 9. Jan. 1556 in das Land ausging. Sämmtliche Klosterschulen, deren anfangs dreizehn waren, wurden unter die Aufsicht von Brenz gestellt, und unter dieser Zahl war auch Blaubeuren. Vorerst war die Einrichtung dieser Seminare ziemlich altklösterlich, besonders was die Lebensweise dieser jungen evangelischen Mönche betraf: denn anderes waren sie in der ersten Zeit nicht. Die wissenschaftliche Bildung hatte sich durch gründlicheres Studium der Humanioren bereits aus dem Dunkel des Mittelalters erhoben.

Aber ohne Erlaubniss ihres Prälaten (diess war der oberste Vorstand des Klosters) oder eines der beiden Präceptoren (später Professoren) durften sie selbst während der Recreationszeit nicht „vagieren", d. h. ausserhalb des Klosters sich umtreiben, und mussten „ziemlich ehrbare Röcke", d. h. schwarze Mönchskutten tragen, „wie ihnen solche Sommers- und Winterszeit" von den Klöstern aus Gnaden gereicht wurden." Dabei fand man es nöthig, diese vierzehn- und sechzehnjährigen Knaben vor dem „schändlichen Laster des Zu- und Volltrinkens, auch alles Zechens und Spielens und anderer dergleichen Ueppigkeiten" ernstlich zu verwarnen.

Uebrigens war schon in jener uralten Klosterordnung die Absicht des Gründers ausgesprochen, das Bestehen dieser Klosterschulen durch zeit- und zweckmässige Verbesserungen zu sichern. „Doch," sagt sie, „da sich über kurz oder lang fügte, dass Gestalt der Sachen, Gelegenheit oder Läuf', oder in anderwege die Nothdurft erforderte, in obgesetzten Kirchen- und Schulordnungen oder andern Artikeln etwas zu ändern, zu bessern, zu mindern oder zu mehren: (so) soll das jederzeit Uns und Unsern Erben vorbehalten seyn."

Das Hauptgebrechen dieser Klosterschulen war die naturwidrige Strenge der Anforderungen an Knaben und Jünglinge, die über geringe Unterlassungen und Vergehen selbst mit der Ruthe gezüchtigt wurden. Hierzu kamen noch die häufigen, täglichen Religionsübungen, durch welche sie überladen, aber nicht erbaut wurden, und die Bibel kennen, aber nicht lieben lernten. Diese Gebrechen dauerten fort, während die klassische Bildung, für welche zu Anfang der Reformation mit Begeisterung gewirkt wurde, allmälig in den Hintergrund trat. Demosthenes und Xenophon wurden aus den Unterrichtsstunden verdrängt, und Cicero, Virgil und Ovid nur durch das Bedürfniss des Latein-Lesens, Schreibens und Redens erhalten. Von griechischen Schriften blieb von Anfang des vorigen Jahrhunderts, ausser dem neuen Testament, nur des Chrysostomus Abhandlung vom Priesterthum übrig, und die Classiker schlüpften erst im Jahr 1777 durch Gessners griechische Chrestomathie, somit durch eine Hinterpforte, wieder herein. Vor der Mode wurden die armen Alumnen (diess war der Name der Seminaristen bis auf unsere Zeit) aufs Strengste

gehütet. Im J. 1720 erging nach Blaubeuren der Befehl, dass sie sämmtlich ihre Haare sollten wachsen lassen, und wenn Einer das Bedürfniss — einer Perrücke empfände, sollte er bei fürstlichem Consistorio um die Concession unterthänigst nachsuchen, da sich leider „ergeben, dass das Perrücken-Tragen unter den Alumnis so gemein werden will.“ Zugleich wurde ängstlich darauf gesehen, dass die „fröhliche Erquickung“ der Zöglinge in „ehrbaren, christlichen und klösterlichen Schranken eingeschlossen“ bleibe, dass nur „ehrliche Ergötzungen,“ daran „vernünftige und moderative Gemüther“ ein Gefallen finden können, wie Musik und eine, selten genug gestattete „Promenade“, gestattet wurden, und nicht nur Karten und Würfel, wie billig, sondern auch das Bretspiel, waren verboten, auch das an sich immerhin „anständige und honette“ Schachspiel „dissuadirt.“ Alle „*ludi pueriles*, die mit Tumult, Geschrei, Springen, Abmattung und Gefahr vorgenommen werden,“ waren aufs Strengste untersagt.

Indessen wird man um solcher Mängel willen kein allgemeines Verdammungsurtheil über diese Anstalten aussprechen und den Einfluss der Verhältnisse und des Zeitgeistes mit in Anschlag bringen. Gewiss milderte die Persönlichkeit der Aufsichtsbehörde und der Vorgesetzten gar Vieles an jenen strengen Verordnungen, und gewiss ist, dass gründliche Kenntnisse in den für den Theologen nöthigen Fächern allenthalben auf diesen, frühzeitig auf viere reducirten, nach zween zweijährigen Cursen abgetheilten Klosterschulen (Blaubeuren gehörte zum untern Cursus) erworben wurden.

Verbesserungen im Einzelnen wurden schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts, namentlich durch den berühmten J. A. Bengel, damals Klosterpräceptor zu Denkendorf, hervorgerufen. Unsere neueste Zeit hat aber diese Anstalten gänzlich umgeschaffen, und es wäre ein frevelhafter Leichtsinn, jetzt — wo sie in andern Ländern vermisst oder nachgeahmt werden — noch an ihre Aufhebung denken zu wollen. Im Jahre 1785 und 1794 wurde der Lectionsplan umgestaltet und bedeutend erweitert, im Herbste 1807 die zwei obern Klöster, 1810 auch die zwei niedern Klöster combinirt und bei dieser Gelegenheit das Kloster oder Seminar Blaubeuren, das auch im dreissigjährigen Kriege unter der österreichisch-katholischen Herrschaft eine Zeitlang eingegangen

war, aufgehoben, jedoch bei Wiederherstellung der vier Seminarien im Jahre 1817 erneuert.

Mit diesen Einrichtungen der neuesten Zeit verlor sich die alte Klosterdisciplin und jede unvernünftige Beschränkung der wissenschaftlichen Vorbildung gänzlich. Wer jetzt unsere Klöster betritt, findet fröhliche Jünglinge, von einem ihnen im Alter nicht allzuferne stehenden jugendlichen Repetenten in ihren Studien und Erholungen geleitet und begleitet, rüstig turnend, nicht länger, als gründliche classische Bildung erfordert, im Ringe der Mauern gehalten, sondern auf Feld und in Wäldern sich tummelnd und nur vor dem Müssiggang und der Ausschweifung gehütet. An der Spitze der Anstalten stehen nicht verlebte Prälaten, sondern Ephoren, Männer im besten Alter, in den Forderungen der Zeit erzogen und mit ihnen vertraut; zu Professoren werden junge und tüchtige Männer erlesen, zu welchen die Jugend Vertrauen fassen kann, während sie ihnen durch gelehrte Bildung und Religiosität Achtung und freiwilligen Gehorsam einflössen. Geographie, Mathematik, Physik und Propädeutik zur Philosophie gehen dem Unterricht in der Religion und im classischen Alterthum zur Seite. Alle Lehrer und Erzieher haben, nach den neuesten Verordnungen, sich's zur Aufgabe zu machen, nicht nur in den Unterrichtsstunden, sondern auch ausser denselben, in die möglichst genaue Verbindung mit den Zöglingen zu treten, jeden nach seiner Individualität kennen zu lernen und ihm thätige Theilnahme an seinem wahren Wohle zu beweisen.

Wir sind der Ueberzeugung, dass diese Digression, die wir ein für allemal machen, da der Freund der vorliegenden Blätter noch zwei ähnlichen Pflanzstätten deutscher Lehrer und Prediger in denselben begegnen wird, das Interesse für Blaubeuren nicht zu schwächen geeignet ist, und schliessen unsere Beschreibung nur noch mit der Notiz, dass diese Stadt zwei ausgezeichneten Männern das Dasein gegeben hat, dem freimüthigen Kanzler und Hofprediger Andreas Osiander (1562) und dem deutschen Philosophen Christoph Gottfried Bardili (1761).

Hohenstaufen und Rechberg.

Hohenstaufen.

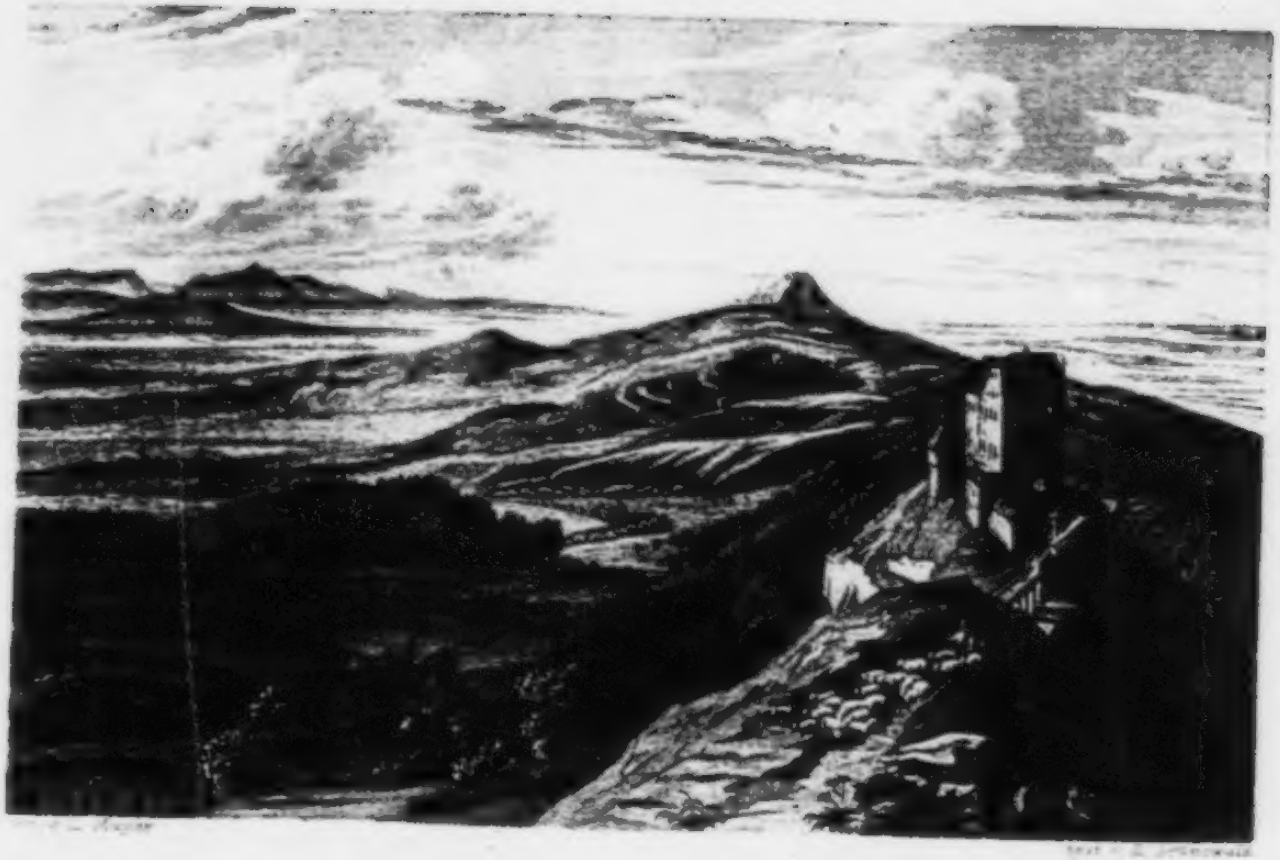
O denk' an jenen Berg, der hoch und schlank
Sich aufschwingt, aller schwäb'schen Berge schönster,
Und auf dem königlichen Gipfel kühn
Der Hohenstaufen alte Stammburg trägt!
Und weit umher, in milder Sonne Glanz,
Ein grünend fruchtbar Land, gewundne Thäler,
Von Strömen schimmernd, heerdenreiche Triften,
Jagdlustig Waldgebirg', und aus der Tiefe
Des nahen Klosters abendlich Geläut'.
Dann ferahin, in den Burgen, in den Städten,
Gesegnetes Geschlecht, treufeste Männer,
Die Frauen aber sittig und verschämt,
Ja, wie uns Walther sang, den Engeln gleich.

So lässt Uhland in seinem Fragmente „Conradin" einen deutschen Freund zu dem letzten Hohenstaufen-Sprössling sprechen, um ihn durch die Erinnerung an seinen schönen Stammsitz aus dem verhängnissvollen Süden zurückzuziehen. Der Dichter hat mit diesen Worten ein anschaulicheres Bild von dem Berg und seiner Umgebung entworfen, als eine weitläufige prosaische Ortsbeschreibung es zu liefern vermöchte. Nichts ist aus diesem Bilde verschwunden, als die Stammburg selbst, von welcher auf dem kahlen Kegel nichts übrig geblieben ist, als ein kaum sichtbares, bereits in Staub zerfallendes Mauerstück. Es war nur ein Traumgesicht, wenn der edle Max von Schenkendorf im April 1813 den Berg bestiegen und dem Feuer des Himmels gerufen hat, ihm den Weg zu zeigen:

Kommt, ihr Blitze, brecht hervor,
Dass ich finden mag das Thor
Zu der Burg der Hohenstaufen!

Und es hiess in der That nicht hochgeschworen, wenn er prophezeite, dass der neue deutsche Bund diese Steine überdauern soll — die längst nicht mehr vorhanden waren.

Doch begünstigt gerade jene gänzliche Kahlheit des Berges das Spiel der Phantasie und es wird ihr leichter die Burg „herrlich wieder aufzubauen", als wenn sie ihren alten Plan aus dürftigen, gestaltlosen Trümmern zusammenzusetzen sich abmühen müsste.



UNIVERSITÄTS-
BERLIN

Der Berg steht wieder vor unsern Augen, wie er vor achthundert Jahren oder früher dagestanden, öde und unüberbaut. Nun steigt aus der benachbarten Tiefe im 11ten Jahrhundert ein schwäbischer Edler, Friedrich von Büren, Friedrichs Sohn, empor zu der luftigen Höhe und baut sich hier auf dem Stwipfen (dem Stufenberge) sein hohes Haus; er nannte sich sofort von Staufen, Kaiser Heinrich IV. macht ihn zum Herzog in Schwaben und gibt ihm seine Tochter zum Weib, und Friedrich selbst wird der Ahnherr eines Kaiserhauses. Sechsmal sass die Krone auf dem Haupte seiner Nachkommen; das Haupt des siebenten fiel vom Rumpf, als seine Jünglingshand darnach greifen wollte. In diesen hundertsiebzehn Jahren sehen wir die Burg sich allmälig ausdehnen. Der erste Hohenstaufische Kaiser Conrad III. wahrt ihren Besitz gegen die Mönche von St. Denys; sein Sohn Barbarossa hält die väterliche Burg in hohen Ehren; doch scheint sie noch nicht sehr geräumig gewesen zu sein, denn er hatte nicht einmal eine Burgkapelle. Ein besonderer Weg führte ihn zu der kleinen steinernen Dorfkirche herab, die der Hohenstaufen-Verein als das einzige Denkmal der Staufen auf jenem Berge — denn das Dorf Hohenstaufen liegt nur wenige Minuten unter dem höchsten Gipfel — zu erhalten sich vorgesetzt hat. Eine Inschrift, der Form nach aus dem sechzehnten Jahrhundert, über einer zugemauerten Thüre angebracht, berichtet uns dieses mit den schlichten Worten:

Hic transibat Cæsar.

Der grossmächtigst Kaiser wohlbekannt,
Friedericus Barbarossa genannt,
das demüthig edel deutsche Blut
übt ganz und gar keinen Uebermuth;
auf diesem Berg hat Hof gehalten,
wie vor und nach ihm die Alten;
zu Fuss in diese Kirch' ist gangen,
ohn allen Pracht, ohn Stolz und Prangen,
durch diese Thür, wie ich bericht,
ist wahrlich wahr und kein Gedicht.

Amor bonorum, terror malorum.

Als König Philipp, Friedrich Barbarossa's jüngster Sohn, der seinem Bruder Heinrich VI. auf dem Kaiserthrone gefolgt war,

bei Bamberg durch Otto von Wittelsbach erschlagen worden (1208), floh seine Gemahlin, die griechische Kaiserstochter Irene, auf die Stammburg ihres Gatten und starb hier an einer unzeitigen Geburt. Ihr Leichnam ward im nahen Kloster Lorch beigesetzt.

Die letzten Kaiser des Hauses nahmen sich nicht Zeit, sich nach ihrer Stammburg umzusehen, sie betrachteten sie als Reichsburg und so blieb Hohenstaufen auch in der Folge Reichsdomäne, bis sie aus Karls IV. Besitz durch Pfandschaft an Eberhard den Greiner von Württemberg kam (1347). Diess Land freute sich später ihres ungestörten Besitzes anderthalb Jahrhunderte lang, bis im J. 1525 die aufrührerischen Bauern das Thal herunter kamen und sich am Fusse des Berges lagerten. Der Ueberfall geschah bei Nacht, und obgleich der feindliche Haufen nur klein war, warfen doch die Wächter des Schlosses in der Angst die Schlüssel von der Zinne herunter, verbargen sich oder machten sich nach kurzer Gegenwehr, den Hauptmann Michael von Reissenstein an der Spitze, davon. So ward die ehrwürdige Burg von den zügellosen Bauern eingenommen, ausgeraubt und verbrannt. Die ergriffenen Knechte wurden von den Zinnen herabgestürzt.

Martin Crusius sah 63 Jahre nach der Zerstörung des Schlosses die Trümmer, die von ihrer Grösse zeugten, und hat sie ausführlich beschrieben. „Lieber Gott," ruft er in seiner Chronik aus, „soll eine so grosse Herrlichkeit der mächtigsten Fürsten zu einem so scheusslichen Anblicke gediehen sein? Alles ist verschwunden wie ein Rauch, alles ist hinweggeflogen wie ein Vogel. Ein Bauernschultheiss hat jetzt die Schlüssel zu dem Thor, welches vor Alter wurmstichig ist; er mähet das Gras, das im Schlosshofe hoch steht; der Hollunderbaum wächst da und dort in den Winkeln." Doch sah Crusius noch deutlich die zwei Haupttheile des Schlosses, den Mannsthurm, die Behausung des Frauenzimmers, den Bubenthurm und eine sieben Fuss dicke Mauer von Quadern, welche die ganze Burg umschloss, Alles noch schwarz vom Brande des Bauernkrieges. Aber „in allen Theilen des Schlosses ist kein Bildniss, keine Inschrift, kein Wappen, keine Farbe mehr. Alles ist durch Feuer, Regen oder böse Zeiten ausgetilgt. Was ein schöner Körper war, ist jetzt nur ein Beingerippe." So sah es im J. 1588 aus. Jetzt ist auch dieses Ge-

zipfe verschwunden; die Herzoge von Württemberg haben mit den Ueberbleibseln ihr Schloss zu Göppingen gebaut.“ Aber das Auge des Dichters erblickt die alte Burg in ihrer vorigen Herrlichkeit:

Es steht in stiller Dämmerung
Der alte Fels, öd' und beraubt;
Nachtvogel kreist in trägem Schwung
Wehklagend um sein moosig Haupt.

Doch wie der Mond aus Wolken bricht,
Mit ihm der Sterne klares Heer,
Umströmt den Fels ein seltsam Licht,
Draus bilden sich Gestalten hehr.

Die alte Burg mit Thurm und Thor
Erbauet sich aus Wolken klar,
Die alte Linde sprosst empor,
Und Alles wird, wie's ehmals war.

So Harfe wie Trompetenstoss
Ertönt hinab ins grüne Thal,
Gezogen kommt auf schwarzem Ross
Rothbart der Held, gekleid't in Stahl.

Und Philipp und Irene traut,
Sie wall'n zur Linde Hand in Hand.
Ein Vogel singt mit süssem Laut
Vom schönen griech'schen Heimathland.

Und Conradin an Tugend reich,
Der süsse Jüngling, arm, beraubt,
Im Garten steht er stumm und bleich
Die Lilie neigt ihr trauernd Haupt.

Doch kündet jetzt aus dunklem Thal
Den bleichen Tag der rothe Hahn,
Da steht der Fels gar öd' und kahl,
Verschwunden ist die Burg fortan.

An ihrer Stätt' ein Dornbusch steht,
Kalt weht der Morgen auf den Höh'n, —
Und wie der Fels so kalt und öd'
Scheint auch das deutsche Land zu stehn.

So sang vor 25 Jahren Justinus Kerner *). Auf dem Berge sieht man noch ausser jenem Stückchen Mauer zwei enge Hohlen

*) Dichtungen, S. 231 f.

am westlichen Hange des Berges, die den gemeinschaftlichen Namen Heidenloch führen, den schon Crusius kannte und die dem Besucher des Berges so lange zur Zuflucht gegen Unwetter dienen müssen, bis der Hohenstaufen-Verein, wie er denn auch dieses beabsichtigt, für ein bescheidenes, den Gipfel nicht verunstaltendes Obdach gesorgt hat.

Der Emporblick an dem Gipfel von der letzten Stufe vor dem Dorfe aus hat im Anfang etwas Finsteres und Wildes. Man steht nun selbst schon auf einem hohen Bergrücken, am Fusse des Kegels, der sich über dem Dorfe Hohenstaufen erhebt, von dem nur wenige Häuser sichtbar werden. Links sieht man auf einem Hügel hangende Kalksteinfelsen, als wenn sie die Lava wären, die ein ehemaliger Vulkan heruntergestürzt hätte. Eine Ziegelhütte liegt einsam daneben. Die Stille der Umgebungen, die Höhe, auf der man schon steht, das hingestreute Dorf, die Gestalt der Bergspitze, alles das gemahnt den Wanderer mehr an die Schweiz, als irgend eine andere Stelle des Landes.

Die Aussicht vom Hohenstaufen, wie vom Rechberg herab, zeichnet sich vor andern Albaussichten dadurch aus, dass der Fernblick nach allen Seiten frei ist, indem er selbst gegen Süden und Osten noch über Hügel und Ebenen schweift, ehe er auf der Albwand, von der diese beiden Ausläufer, nebst dem dritten, dem Stuifenberg, mehrere Stunden vorwärts springen, zu ruhen kommt. Das bewaffnete Auge erblickt bei günstigem Himmel in dieser Richtung sogar Tyroler- und Schweizeralpen hinter der schwäbischen Alb. Zuäusserst gegen Osten gekehrt hat man das Albuch-Gebirge mit seinem Fürsten, dem trümmer- und höhlenreichen Rosenstein, vor sich. Gegen Süden verweilt der Blick vom Hohenstaufen aus zuerst auf dem Rechberg, dessen Schloss auf dem tieferen Vorsprung, dessen Wallfahrtskirche auf dem kahlen Gipfel, dessen freundliches Dorf an der Seite dem seltsam gestalteten Höcker ein lachenderes Ansehen gibt, als der etwas kahle Rücken sonst haben würde, und das Ganze zu einer eigenthümlichen, aber anmuthigen Erscheinung macht. Um den Rechberg her lagern sich die nähern und fernern Albrücken: der Hornberg, der Stuifen, der Bernhardusberg mit einer Wallfahrt; weiter rechts winkt aus der Tiefe das alte Schlösschen Staufeneck, dann kommen die Berge des Geisslingerthales, in weiterer Ferne Teck,

Neufen, Achalm, Hohenzollern, kurz die ganze obere Alb, alles auf engen Raum zusammengedrängt und hintereinander geschoben. Westlich dehnt sich die hügelige Fläche bis zum Schwarzwald aus, nordwestlich die hohen Hügelketten des württembergischen Unterlandes und dahinter wohl gar der Odenwald; im Vordergrund wellenförmiges Land mit einzelnen Tannenhainen; im Norden ein Stück des alten hercynischen Waldes, der Welzheimer Wald; die Löwensteiner-Berge, blaue Gipfel des Frankenlandes in der Richtung von Schwäbisch-Hall.

Unser Bild konnte von dieser Ferne, da es den Anblick beider Berge zu geben bestimmt ist, nur etwa ein Viertheil des Kreises mittheilen, nach Süden die Alb von Boll bis Teck, nach Norden den Stromberg und die zwischen beiden liegende Landstrecke.

Wir fügen nun noch ein Wort bei von

Hohenrechberg.

Die Burg steht um ein Ziemliches tiefer als der Gipfel des Berges auf einem abgesonderten Hügel, den eine grosse steinerne Brücke mit der Bergspitze, auf welcher die Kirche steht, verbindet, und dessen Mittelfelsen sie ernst und alterthümlich noch unter Dach und Fache krönt, und dadurch einen starken Contrast mit dem kahlen Hohenstaufen bildet, der einst einen Kaiserpallast trug. Aus mehreren Vorhöfen ragt das hohe Schloss in Form eines Hufeisens, das auf dem nördlichen Flügel durch ein zweites Gebäude fortgesetzt und geschlossen ist, hervor. Verfallener als das von einem gräflich Rechbergischen Beamten bewohnte Schloss sind seine Mauern und Thürme.

Eine Volkssage lässt die Stammherren des Geschlechts schon im 7ten Jahrhundert im sogenannten Christenthal an einer grossen Schlacht der bekehrten Alemannen theilnehmen und darauf die Burg erbauen. Geschichtliche Nachrichten finden wir erst im zwölften Jahrhundert (um 1165). Ein Ulrich von Rechberg († 1202) war Marschall der Hohenstaufen, ein anderer Ulrich Bischoff von Speyer († 1195), ein Siegfried († 1227) Bischoff von Augsburg. Die Kriegsthaten eines Hans von Rechberg schildert Joh. v. Müller in seiner Schweizergeschichte. Die Burg erscheint erst im J. 1300 bestimmt als Besitzthum des Geschlechts und hat

ihren Namen von dem Rehgebirge, auf dessen Vorsprunge sie liegt. Die Familie führte auch auf dem Helm einen Rehbock. Unter den spätern Rechbergen machte sich um 1489 Wilhelm bemerklich, der, als Diener eines Bayernherzogs, einen päbstlichen Legaten den schriftlich gedrohten Bannfluch des heiligen Vaters buchstäblich verschlucken liess und dann den Brief sammt dem Pfaffen spiesste *). Die Heldenthat zog dem Ritter den Bann zu und vertrieb ihn vom Hofe.

Im Städtekrieg 1449 und am Schlusse des dreissigjährigen Krieges 1648 litt das Schloss gewaltig, doch steht es noch fest und würdig von Gestalt bis auf diesen Tag, bewacht von dem Rechberger Klopfer, einem Familiengeiste, der in seinen Hallen umgeht und jeden Todesfall in dem jetzt in den Grafenstand erhobenen Geschlechte durch sein Pochen verkündet. Den Ursprung erzählt die Sage so: Ulrich II. von Rechberg wurde im J. 1486 vergeblich von seiner Gemahlin, Anna von Wenningen, von ferner Fahrt erwartet. Früher hatte er seinen treuen Hund von Zeit zu Zeit mit Briefen geschickt; jetzt blieb auch dieser aus. Endlich, als sie brünstig in der Burgkapelle für ihren fernen Gatten betete, störte sie im Beten ein lautes Pochen, so dass sie unmuthig ausrief: „Ich wollte, du müsstest ewig klopfen.“ Als sie das Thor öffnete, stand der Hund davor, aber ohne Brief. Sein Herr war todt, und bald brachte man seine Leiche. Die Frau unterlag dem Kummer; auf dem Sterbelager hörte sie ein Pochen, bis ihr Auge sich schloss.

Erfüllt ist, was im herben,
Erkrankten Sinn sie hat:
Will wo ein Rechberg sterben,
Der ew'ge Klopfer naht. **)

Eine Brücke verbindet das Schloss mit dem Gipfel des Rechberges, auf welchem ursprünglich eine Einsiedelei mit einem aus Lindenholz geschnitzten Marienbilde stand und wo später die Herren von Rechberg eine schöne Wallfahrtskirche nebst Pfarrhaus gebaut haben. Ein guter Tubus steht hier dem Besucher dieser Höhe zu Dienste, mit welchem er bei einigermassen günstiger

*) S. G. Schwab's Romanze in dessen Schwäb. Alb. S. 324 f.
**) S. die zweite Romanze a. a. O. S. 327 ff.

Witterung in Südosten die Gipfel der Schneeberge leicht erkennen wird. —

Nordwestlich vom beiden Bergen liegt, von beiden herab in ihrer ganzen Ausdehnung sichtbar, die ehemalige alte Reichsstadt Gmünd, katholischer Confession, mit merkwürdigen Kirchen und Kapellen geschmückt. Wenige unserer Leser dürften wissen, dass diese Stadt vor Jahrhunderten den Baumeister ausgesandt hat, der den Prachtbau des Mailänder Doms aufführte. Der Italiener *Gamodea* nennt in seinem Werke über Mailand als Baumeister des Domes Heinrich Arler von Gmünd.

Der Reissenstein bei Neidlingen.

Wir führen jetzt den Freund romantischer Natur einem der schönsten Thäler der schwäbischen Alb zu, nachdem wir einige Stunden vom Hohenstaufen vorwärts in das offene Land hinausgetreten sind und ihm die blaue Gebirgskette im Ueberblicke vorgestellt haben.

„Der Gebirgszug der schwäbischen Alb, an welchen sich südlich der Heuberg, nördlich der Aalbuch und das Herdtfeld anreiht, hat ein Streichen von Südwest nach Nordost, und erhebt sich gegen Nordwest in einem steilen Abfalle von ungefähr 1000 Pariser Fuss über die Thalsohl, während er sich gegen Südost sanft verflacht. Der nordwestliche steile Hang, die zum Theil sehr tiefen Thaleinschnitte und das mehrfältige Vorkommen plutonischer Bildungen lassen auf vielfache, noch nicht genau erörterte Veränderungen bei diesem Gebirge schliessen. Unverkennbar haben basaltische Massen die ganze Albkette gehoben. Ehe jene Erhebung eintrat, scheint dieses Land, wo nicht ganz, doch zum Theil von Wasser bedeckt gewesen zu sein. Als aber dieselbe im Süden und Südwest plötzlich und mit grosser Gewalt auftrat, wurden die abfliessenden Wasser von dem bereits gegenüberstehenden Schwarzwaldgebirge zurückgeworfen und stürzten nach Nord und Nordost. Diese Strömung muss zwar nur temporär, jedoch ausserordentlich heftig gewesen sein; sie bespülte die Nordwestseite der Albkette und vermehrte noch hierdurch die bei der Erhebung entstandenen zahlreichen Zerreissungen und Einschnitte.

Nur in der Nähe der Basalte und am Rande der Thäler ist zuweilen eine Störung der Schichten bemerkbar, sonst sind sämmtliche Gebirgsformationen fast horizontal geschichtet. Dagegen zeigen ein- und dieselben horizontalen Schichten auf kurze Entfernung hin ein so verschiedenes Niveau, dass dieses nicht anders als durch grosse Verschiebungen zu erklären sein dürfte. Während jener Katastrophe mussten die Hebungen in den Gewässern einen ausserordentlichen Wellenschlag hervorbringen; es entstand eine Strömung von Südwest nach Nordost, welche das gehobene Gebirge an seiner Nordwestseite bedeutend angriff; der am ganzen Fusse der Alb bemerkbare Rücken hatte sich aber höher gehoben als das Hauptgebirge selbst, und hierdurch die auflöslicheren Schichten des Lias und Oxfordmergels der heftigsten Brandung entgegengestellt. Solcher Gewalt konnten diese Massen nicht widerstehen, die Fluthen untergruben dieselben, die auflagernden Kalkmassen stürzten ins tausendfache zertrümmert nach und wurden von den Wellen mit fortgenommen. So war der Erhebungsprocess der schwäbischen Alb ein ganz anderer, als derjenige des französischen und Schweizer-Jura, des Schwarzwaldes, der Vogesen und der Alpen; denn hier findet man weder Aufrichtungen, noch Verbiegungen und Ueberstürzungen, Alles ist horizontal gehoben.“ *)

In seiner jetzigen Gestalt erscheint indessen dieses unter so wilden Kämpfen der Elemente entstandene Kalkgebirge aus der Ferne, wie sein Bruder, der schweizerische Jura, dem Anblick etwas trübselig und eintönig. Der Wanderer erwartet gewiss viel weniger als darin zu finden ist, und auch nur, als wir selbst ihm hier in beschränkter Auswahl geben. Die ganze schroff aufsteigende Bergewand, schwarzblau von der Entfernung gefärbt, hier ihre nordwestliche Abdachung gegen den Neckar, die ungleich höher ist als die südöstliche gegen die Donau, uns entgegen bietend, bildet am Horizont eine lange gerade Linie von etwa dreissig Stunden, nur von wenigen, kaum über die Bergfläche sich

*) Aus dem für die Alb classischen Vortrage des Grafen Friedrich von Mandelsloh in der zwölften Versammlung der deutschen Naturforscher zu Stuttgart im Herbst 1834: „über die geognostischen Profile der schwäbischen Alp.“

emporhebenden Gipfeln unterbrochen; dem verweilenden Blicke theilt sie sich bald in eine Menge aneinander gereihter, sargförmiger Berge, mit welchen hie und da eine kegelform, selten eine Halbkugel wechselt; kein Fluss am Fusse belebt oder mildert den Anblick; waldige Hügel lagern sich fast allenthalben im Vorgrunde des Gebirges bis zum weit vom Fusse desselben zurückweichenden Neckar, der für den fernern Beschauer wieder von Hügeln gedeckt ist.

Aber wenn die Luft nicht dunstig, der Horizont an den Bergen blau ist, und die Abendsonne einen Strahl auf diese Ferne wirft, so erheitert und belebt sich bald das Gemälde. Die dunkle Farbe des Gebirges wird durchsichtiger, indem der Sonnenschein eine leichte Röthe darüber giesst, in welcher bald mehr Wechsel der Formen hervortritt, als das Auge früher geahnt hat. Bald schimmern uns die reichen Buchenwälder, von welchen diese Berge bis zu ihren obersten Höhen umkleidet sind, entgegen, Vertiefungen mannichfaltiger Thäler werden sichtbar, die sich zwischen den mehr und mehr von dem ganzen Bergeszug abgelösten Massen eröffnen; wo die Vorhügel einen Blick durchlassen, entdeckt man, wie funkelnde Punkte, Dörfer und Städte; am Fusse der Alb hin und in die Berge hinein ziehen sich üppige Obstwälder; die Höhen sind mit weissen Kalkfelsen, die vom Grün der Wälder sich jetzt deutlich ablösen, übersäet, und auf den vereinzelten Gipfeln des Gebirges zeigt uns die scheidende Sonne vorher unbemerkte Schlösser und Ruinen. Ein solcher Moment, in welchem das Gebirge auf viele Meilen weit in seinen Einzelheiten kenntlich erscheint, prägt der Phantasie den Charakter der schwäbischen Alb für immer ein, und wenn der Freund ihrer mannichfaltigen Schönheit sie später wieder in blauer Ferne erblickt, so wird sein Auge noch mit Lust auf diesem verschwommenen Gebirgszuge verweilen:

Das ist die theure Schwabenalb,
Die allenthalb
Blau nach der Ebne winket;
Wo man auf Haiden hoch und kühl,
Fern vom Gewühl,
Die reinen Lüfte trinket;
Wo Blüthenduft
Zu Thale ruft;

Man wandert schnell,
Bis man am Quell
In Waldesschatten sinket.

Wir aber führen ihn hier in ihre nächste Nähe, bis er

— durch der Thäler Pfad,
In Wälder trat,
Aus denen Felsen stiegen,
Und bis er auf den Spitzen links
Sah rechts und links
Die alten Burgen liegen. *)

Die Ruine der Burg Reissenstein liegt eine starke Meile von dem Thalstädtchen Kirchheim unter Teck, links von dem Teckberg', auf der südöstlichen Bergwand des Neidlingerthales. Doch hat sie der Künstler nicht in diesem Thale selbst aufgesucht, sondern seinen Standpunkt in dem Heimenstein, einer der Burg gerade gegenüber liegenden Höhle, genommen. Auf dem Wege von der nordwestlichen Albzinne nach dieser Grotte findet man sich bald im dichtesten Walde, unter einem bunten, aber wohlthuenden Gemische der verschiedenartigsten Bäume. Auch der Boden bekleidet sich von Schritt zu Schritt mit einer üppigen Vegetation von Gras, Blumen und Kräutern; man merkt, dass man nicht nur von Städten, sondern von allen Menschenwohnungen fern wandelt, und die unendlich wohlthätige Gegenwart einer jungfräulichen Natur labt Herz und Auge, während die würzige Bergluft in dieser blühenden Einsamkeit Brust und Füsse stärkt und alle Müdigkeit weghaucht.

In dem Eingeweide des Felsen, welcher den Namen Heimenstein führt, öffnet sich am südlichen Abhange eine schmale Höhle, welche denselben nach Südosten durchschneidet, etwa 60 Schritte lang und von innen eng, aber wohlgeformt, lichtlos, durch herabhängende und auf den Boden bunt hingeworfene Steinmassen unterbrochen, bald von dreifacher Mannshöhe, bald so niedrig, dass man nur gebückt durchkriechen kann und nur mit Licht versehen und unter dem Vortritt eines Führers durchkommt. An der wieder erweiterten Kluft steht man vor dem schroffen Abgrunde des Thales, und dem Blicke gerade gegenüber erschei-

*) Die angeführten Stellen dieses Abschnitts sind den schwäbischen Romanzen meiner Gedichte entnommen I, S. 343 f. und 331 ff.

nen als Vorsprung der entgegengesetzten Thalwand die herrlichen Trümmer der alten Veste **Reissenstein**, als Krone eines Felsen, der sich aus einer Fülle von Wald erhebt. Dieser überkleidet die ganze obere Hälfte des länglichen Bergkessels, den das Thal bildet. Schmuck und malerisch winkt dem Hinunterblickenden aus dem tiefen Grunde, den hier die kleine Lindach durch das Gebirge gewählt hat, das Dorf Neidlingen herauf, das einst der tapfere Vertheidiger Hohentwiels im dreissigjährigen Kriege, der um das Württemberger Land hochverdiente Wiederhold, als Lehen besass. Nach Norden und Nordost öffnet sich das Thal gegen das Städtchen Weilheim und die schönen waldigen Kuppen des Erkenberges und Aichelberges. Gegen Südwesten ist das Thal durch einen waldigen Bergesgrund ganz abgeschlossen.

Das Volk lässt in dieser Höhle einen Geist über einem ungeheuren Schatze wachen und schreibt auch diesem, der einst als Riese hier gehaust, den ursprünglichen Aufbau des Reissensteines, — Riesensteines — zu:

Droben von dem Berge hoch
Schaut herab das Felsenloch;
Drin aus seiner langen Nacht
Ist der Riese Heim erwacht.

Streckt das zott'ge Haupt hervor,
Luget durch sein schwarzes Thor;
Ihm gefällt das tiefe Thal,
Der gewölbte Riesensaal.

Und er sehnt sich nach dem Licht,
Weilt in seinem Steine nicht;
Bald mit Einem Schritt er stand
Auf der andern Felsenwand.

Nun ruft er die Zwerge, die Menschen, auf, ihm ein Haus zu bauen. Maurer, Steinmetz, Zimmermann gehorchen ihm. Bald steht der Riesenstein fertig, und nur der letzte Nagel am obersten Fenster fehlt noch.

Doch der Ries' im Augenblick
Nimmt den Knecht bei dem Genick,
Streckt zum Fenster den hinaus,
Dass es Allen ist ein Graus.

„Hämmre, meine Hand ist fest,
Dass sie dich nicht sinken lässt!
Schling' den Nagel in den Stein
Zwischen Erd' und Himmel ein!"
Draussen hängt er da mit Schreck,
Doch er wagt's und hämmert keck;
Nieder lässt der Heim ihn nacht:
„Zwerg, du hast es wohl gemacht!"

Urkunden erzählen von dieser Riesenveste wenig, und man kennt ihre geschichtlichen Erbauer und Besitzer nicht. Gegen Ende des 14ten Jahrhunderts wurde sie vom Grafen Eberhard von Württemberg dem Ritter Hans von Lichtenstein überlassen, der sie seinen Tochtermännern abtrat. Im Jahre 1441 kam sie durch Kauf an den Grafen von Helfenstein und machte von da an einen Theil der Reichsherrschaft Wiesensteig aus.

In das Innere der lange fast ungekannten Ruine gelangt man nach mancher Mühseligkeit von deren Rückseite — die auf dem Bilde sichtbare Vorderseite stürzt in tiefen Abgrund nieder — durch eine auf Händen und Füssen zu durchkriechende Höhlung. Dann klettert der keckere Wanderer an den Abgründen des Schuttes hinauf zum höchsten und mächtigsten Thurme, wo sich die Aussicht auf das Neidlingerthal von der andern Seite, und eben deshalb ganz verändert, nach Nordost und Norden viel grossartiger geworden, wiederholt. Dieser viereckige, gegen Nordosten stehende Thurm hat 70—80 Fuss Höhe. Gegen Süden zeigt sich das ziemlich vollständige Gerippe eines grossen Wohnhauses, von dem noch drei hohe Mauern stehen, die vierte zerfallen ist. Das Dach fehlt ganz und der Himmel schaut hoch herein. Der Boden des Hauses ist mit wuchernden Ahornen, Eschen und Steinlinden angefüllt. Das Ganze ist durch mannichfaltiges Mauerwerk untereinander verbunden und umschlossen. Aus dem Felsen, auf dem eine Art Vorhalle ruht, führt, zusammengeschmolzen mit dem Mauerwerk, die Höhle empor, die jetzt den einzigen Zugang zu dem Schlosse bildet. In der Mauer darüber sind zwei grosse gewölbte Oeffnungen, welche vielleicht die Eingänge zu zwei gewaltigen Zugbrücken gebildet haben, da jener Eingang unmöglich der einzige in das Schloss gewesen sein kann.

Dem südlichen Schlusse des Thales ist man hier ganz nahe. Dort bildet die Lindach vom Gipfel der Alb herab über pittoreske

Felsen den hübschen Wasserfall in einen durch Wald und Berg ganz abgeschnittenen Kessel. Man entdeckt ihn nicht eher, als bis man durch das bunte Gemisch der schlanksten Buchen, Eichen, Ulmen- und Ahornbäume, die sich an der Bergwand hinaufziehen und mit Kirschbäumen und anderm Obste abwechseln, hindurchgedrungen ist. Hundert Schritte klettert der Wanderer an gelindern Fällen hinauf, bis er auf dem Felsen ausruht, wo der obere Quell aus dem Kalkstein hervorspringt,

Und aus hoher Umschattung
Sein rebseliger Sprudel hüpft.

Urach.

Das Thal, das alle Schönheiten der Alpnatur in grösster Vollständigkeit und Fülle in sich vereinigt, ist das Uracherthal. Die Zierde dieser Gebirgsabhänge, die reichen Buchenwälder, bekleiden seine Berge vom Gipfel bis an den untersten Saum der Wiesen, die den ebenen Grund des Thales bilden und einen zweiten Wald der mannichfaltigsten Obstbäume beherbergen, die im Frühling mit ihren Blüthen die Tiefe, über der in den dürren Wäldern noch der Winter raschelt, zu einem Paradiesesgarten umschaffen. Doch ist der Sommer die schönste Jahrszeit für dieses waldige Felsthal, dessen eigentlich malerischer Theil mit dem in einem lieblichen Obstwalde ganz versteckten grossen Pfarrdorfe Dettingen beginnt, wo es nicht mehr viel über eine Viertelstunde breit ist, und die Felsen zuweilen so nahe rücken, dass das Thal ganz geschlossen scheint. Zur Linken fliesst dem Wanderer die Erms, das klare, muntre Waldwasser, das die schmackhaftesten Forellen beherbergt. Zu beiden Seiten der Heerstrasse vereinigen sich Kirschen-, Zwetschen-, Birn-, Aepfel- und Nussbäume auch zur Sommerszeit, wenn die Blüthe längst vorüber ist, zu einem freundlichen Gemisch von mannichfaltigem Hellgrün; während die abwechselnden Formen des hier ebenfalls in verschiedenen Gestalten sich gefallenden Gebirges in das undurchdringliche, saftige Dunkel der Buchen gehüllt sind und im heissesten Sommer durch ihren blossen Anblick ein Ahnungsgefühl der Kühle erwecken. Auch in stille, schattige Seitenthäler thut das Auge von Zeit zu Zeit einen erfrischenden Blick. Das schönste der-

selben, östlich von der Veste Hohenurach, der Brühl genannt, ist die abgeschiedenste Waldgegend, nach allen Seiten von den höchsten Bergen eingeschlossen, mit immergrünem, bewässertem Wasen bedeckt. Von der südwestlichen Gebirgswand rauscht uns der dreifache Wasserfall des Brühlbaches entgegen, der sich hier die ganze Albhöhe herab über eine Tuffsteinmasse fast senkrecht ergiesst, und auf den die Felsen und Wälder der Albhöhe niederschauen. Gegen Mittag schlingen sich bei günstiger Sonne, wenn man den Fällen ganz nahe getreten ist, durch den Wasserstaub die Edelgesteine eines oft wiederholten Regenbogens. Ein wildes Gehölz umgibt den Schauplatz der Scene; eine köstliche Gruppe überhangender Bäume spiegelt sich oben am Rande in dem hervorspringenden Wasserbogen, dessen Fall gegen 80 Fuss betragen mag. Der Platz oberhalb des Wasserfalles, auf der sogenannten schönen Wiese, übertrifft an düstrer Abgeschiedenheit Alles, was man in diesen stillen Bergen findet, und doch ist der Hinunterblick auf den ruhigen Grund, in das jungfräuliche, unbewohnte Thal, unaussprechlich befriedend. Man freut sich der ungestörtesten Einsamkeit, und nur der Blick auf die Burgtrümmer Hohenurachs im Hintergrunde mahnt an das Leben hinabgegangener Geschlechter.

Hier lebt und webt die Natur noch in ihrer alten Kraft und Stille, ja die Wunder der ewigen Gerechtigkeit wiederholen sich noch heutigen Tages hier auf diesen Höhen, in diesen Gründen. Ein reicher Bauer aus der Umgegend hatte seine Geliebte zu Urach vor Gericht verleugnet und geschworen, nicht auf dem Bette sterben zu wollen, wenn er löge. Dann ging er den steilen Gebirgspfad empor, seiner Heimath zu —

Er liess die Magd wohl weinen
Und an der Brust den Kleinen!

Was murrst du, alter Wasserfall?
Was schüttelt ihr die Häupter all',
Ihr Eichen und ihr Buchen?
Ihr Winde, wen kommt ihr suchen?

Die hohen Felsen stehn zu Hauf,
Sie heben den weissen Finger auf,
Die Bauern alle, die andern,
Mit Eile, mit Eile wandern.

Der Eine schleichet hinterher,
Sein Athem wird ihm kurz und schwer,
Zu den Gesteines Klötzen
Geht er, sich hinzusetzen.

Vergebens warten auf ihn die Wandergenossen.

Zuletzt im Regen und im Wind
Die Dirne kommt mit ihrem Kind,
Ihr ist, als ob es riefe
Wehklagend aus der Tiefe.

Da schleicht der Mond vor, ihr zu leuchten, und zeigt ihr im feuchten Grunde, zwischen Strauch und Baum, zwischen Fels und Wasserschaum, zerschellt und röchelnd, den Ungetreuen. *)

Wir verlassen diese Einsamkeit und nähern uns auf der Landstrasse der Veste Hohenurach wieder. Dieser stumpfe Bergeskegel, von seinem Fuss an mit Wald bewachsen, steht von drei Seiten ganz frei und selbst die vierte, wo er gegen Süden mit dem höheren Gebirge zusammenhängt, hat eine solche Vertiefung, dass er dadurch zu einem ganz abgesonderten Berge wird.

Die Burg, mehr als 2000 Pariser Fuss über der Meeresfläche gelegen, beherrschte den ganzen Rücken des Berges und bot gegen die südliche Alb drei Terrassen dar: die untere Burg auf dem hintern, steil abstürzenden Felsrücken, mit einer in die Felsen gehauenen Brustwehr, in deren Schutze die Burgkapelle stand; dicht über dieser die obere Burg mit hohem Bollwerk, mit Halbmonden auf den vier Ecken und einem starken, hohen Thurm, der den Haupteingang bedeckt; endlich über dem Bollwerk auf dem vordersten Felsengipfel die innere Burg, das eigentliche Schloss, welches die Stirn in das Hauptthal hinabwies. Der einzige Eingang in die obere Burg ist in der östlichen, der Stadt zugekehrten Ecke. Vor dem Hauptthore, welches auf das Bollwerk führt, ist ein breiter, tiefer Graben, in Felsen gesprengt. Der Umfang der innern Burg war nicht von Bedeutung. Der Schlosshof beschrieb ein unregelmässiges Viereck. Zwei Hauptgebäude umzogen die nördliche und östliche Seite; auf der Westseite lief eine

*) S. die Romanze der Schwur; G. Schwab's Gedichte 1, S. 325 f.

hohe Mauer mit einem Thurm im Innern des Hofes; die Seite gegen das Bollwerk schloss der feste, mit einer wehrhaften Plattform bedeckte Eingang. An den äussern Ecken standen sehr feste Thürme. Zudem umlief die ganze innere Burg ein mit vielen Thürmen besetzter Zwinger.

Das Alles liegt jetzt in Trümmern, ist aber auch als Ruine noch gross.

Aus des Gebirgs Kerkern
Schaut Urach ernst hervor
Mit morschen Thurmesterne
Mit seines Dichters Grab.[1])

Dieser Dichter ist Nikodemus Frischlin, der von „den Hofleuten, dem Adel, eifersüchtigen Mitlehrern und endlich den Pfaffendienern, die „der Könige lange Hand gebrauchten", verfolgt, seines Lehrersitzes in Tübingen verlustig, auf der Flucht, aus der er Libellen geschleudert hatte, ergriffen, auf dieser Bergveste eingekerkert ward und freiheitsuchend an den Felsen zerschellte (1590).

Ihn schlossen sie in starre Felsen ein,
Ihn, dem zu eng der Erde weite Lande.
Er doch, voll Kraft, zerbrach den Felsenstein
Und liess sich abwärts am unsichern Bande.
Da fanden sie im bleichen Mondenschein
Zerschmettert ihn, zerrissen die Gewande.
Weh! Muttererde, dass mit linden Armen
Du ihn nicht auffingst, schützend, voll Erbarmen![2])

Die Erde hat ihn wenigstens lange labend in ihrem Schoosse bewahrt, denn im J. 1755 ward auf dem Kirchhofe zu Urach ein eichener Sarg aufgegraben, in welchem der zerschlagene Leichnam, sonst noch unversehrt, eine Papierrolle in der linken Hand und in ein gelehrtes Staatskleid eingehüllt, gefunden wurde. »Er hatte also doch ein ehrendes Begräbniss erhalten, wenn anders die Zeugen sich in ihrem Funde nicht getäuscht haben.«

Ein früherer Gast dieser Kerkerveste war, wenn Hohenurach hier nicht mit dem Schlosse der Stadt Urach verwechselt wird,

---

[1]) S. G. Schwab's Gedichte 1, S. 301.
[2]) Just. Kerners Dichtungen, S. 128.

der Vater des Herzogs Ulrich von Württemberg, der wahnsinnige Graf Heinrich, der im J. 1490 von seinem Bruder Eberhard im Bart hierher gelockt, in einen Ring geschlossen, sein früher Land und Leuten verderbliches Leben hier vertrauerte. Sein edles Gemahl Eva folgte ihm in diese wilde Einsamkeit, gebar ihm in der Gefangenschaft noch einen Sohn (1498), Georg, der durch seinen Sohn Herzog Friedrich I. Stammvater des jetzt blühenden württembergischen Hauses wurde, und wartete ihm getreulich ab bis zu seinem Tode (1519). Auch der berüchtigte Kanzler Enslin sass lange Zeit hier gefangen, bis er mit dem von ihm verführten Commandanten der Burg am 22. Nov. auf dem Marktplatze zu Urach enthauptet ward.

Wer die Burg Hohenurach erbaut hat, ist unbekannt; wahrscheinlich Egon oder Egino I., der im 11ten Jahrhunderte lebte. Von seinen zwei Brüdern baute der erste, Egino; der zweite, Rudolph, vollendete die Burg Achalm. Die urkundliche Geschichte des Hauses Urach umfasst zwei Jahrhunderte; es gehörte zu den ausgezeichnetsten und merkwürdigsten Schwabens. Schon der Sohn des Stifters, Conrad oder Cuno, brachte es bis zum Cardinal. Er war Begleiter des Papstes Gregor VII., Zeuge der Scene zu Canossa und nachher einer der heftigsten Gegner Heinrichs V. Im J. 1111 hielt er als päpstlicher Legat zu Jerusalem eine Kirchenversammlung und sprach hier über den Kaiser den Bann aus, den er auf verschiedenen Synoden wiederholte; auch präsidirte er das Concil zu Soissons, wo Abälards Process verhandelt wurde. Nur sein eigener Wille verhinderte, dass er nicht zum Papst gewählt wurde. Sein Bruder Gebhard, Bischoff von Speyer, liegt im Kloster Hirsau begraben. Von den spätern Grafen erhielt Egon der Fünfte, nach einigem Kampfe, durch seine Gemahlin Agnes im J. 1219 das Breisgau. Sein Erbe war sein ältester Sohn, Egon VI.; der zweite Sohn, Cuno, Bischoff von Oporto und Cardinal, war einer der berühmtesten Männer seiner Zeit, gross in weltlichen wie in geistlichen Geschäften. Als päpstlicher Legat hatte er in Frankreich, England und Deutschland die glänzendste Rolle gespielt. Auch er lehnte als Cardinal die Papstwürde ab und zog sich nach einem langen, geräuschvollen Leben in das stille Ermsthal auf Hohenurach, den Sitz seiner Väter, zurück. Hier mit dem Bau des Klosters Güterstein beschäftigt,

erhielt er den beschwerlichen Auftrag, als Legat nach Palästina zu gehen, um dort einen Kreuzzug leiten zu helfen, und starb im J. 1230 auf der Reise. Egon's VI. Enkel, Graf Berthold von Urach, wurde Stifter des Fürstenbergischen Hauses. Aber seine Linie erlosch mit ihm und mit ihm das Haus der Grafen von Urach. Die Grafschaft Urach mit Stadt und Burg ging jetzt, noch im dreizehnten Jahrhundert, durch Tausch an Württemberg über. Graf Eberhard im Bart liebte Stadt und Veste und hauste oft in beiden. Grausam verwüstete die Burg der Herzog von Alba im schmalkaldischen Kriege (1547), und erst der baulustige Herzog Christoph stellte sie wieder her. Im 30jährigen Kriege war Hohenurach in schwedischen Händen und wehrte sich, als die Stadt längst übergeben war, hartnäckig gegen die Obersten des Feldmarschalls Gallas, und erst ganz ausgehungert erhielt die tapfere Besatzung ehrenvollen Abzug. Urach war das letzte Besitzthum, das nach dem westphälischen Frieden von den Oestreichern dem rechtmässigen Landesherrn wieder eingehändigt wurde. Während der französischen Ueberfälle von 1693 diente die Veste Vielen zum Asyl. Die erste grosse Beschädigung erhielt es durch den Blitzstrahl 1694. Seit dieser Zeit blieb es baufällig und sparsam besetzt, bis es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ganz zerfiel und seine Steine zur Erbauung des benachbarten Jagdschlosses Grafeneck verwendet wurden.

Auf dem höchsten Punkte des Schlosses geniesst man eine herrliche Aussicht in das Uracherthal, das durch seinen schmalen Durchbruch durch das Gebirge, seine waldigen Bergwände und seine Ausmündung in ein breites, ebneres Land viel Aehnlichkeit mit dem Heidelberger Thale hat. Die Fernsicht auf der Burg ist beschränkt, und zwischen den beiden Bergsäulen des sich erweiternden Thales blickt nur ein kleiner Abschnitt der fernen Fläche herein, deren Hintergrund das Schloss Hohenheim und die fruchtbaren Bergebenen vor Stuttgart bilden.

Das Städtchen Urach am östlichen Fusse der Burg, gewerbreich durch die Leineweberei, den Leinwandhandel und die Bleiche, von Herzog Friedrich I. seit 1597 hier eingeführt, bietet einiges Merkwürdige dar, darunter die alte Residenz des Grafen Eberhard im Bart, das von Graf Ludwig von Württemberg 1443 aufgeführte und von Eberhard im Bart aus Gelegenheit seiner

Vermählung im J. 1474 verschönerte Schloss, das schon Martin Crusius herrlicher fand, „als man es von aussen dafür ansieht", und einer königlichen Hofburg verglich. Die Wände des halbhölzernen Gebäudes sind mit üppigen Epheuranken bedeckt; in dem freistehenden Portal ist der Palmbaum des wallfahrenden Eberhards im Bart und sein eines Helden würdiger Sinnspruch: *attempto* (d. h. *tento*, ich wag' es!) farbig eingezeichnet. Im Innern zeigt unter vielen Zimmern ein grosser Saal mit steinernem Boden uns die Brautbettstatt jenes Eberhards, und ein zierlich gemalter und vergoldeter Rittersaal, der äusserst geräumig ist, erinnert vielfach an jenen Fürsten, so wie an einige spätere Perioden der württembergischen Geschichte. In diesem Saale wurden bei der Hochzeit Eberhards mit einer Mantuanischen Prinzessin vierzehntausend Personen gespeist; der Wein lief aus einem Brunnen unmittelbar in dem Saal in die Becher. In der Hausflur sieht man das in Lebensgrösse sehr schön geschnitzte Bild des wahnsinnigen Grafen Heinrich.

Ausser dem Schlosse verdient der durch den edeln Eberhard gestiftete St. Amandushof Erwähnung; Herzog Christoph räumte denselben dem frommen Lutheraner Hans Ungnad, Freiherrn von Sonneg, ein, der, einst österreichischer Gesandter zu Constantinopel, jetzt ein Asyl in Tübingen gefunden hatte und zu Urach slavische Bibelübersetzungen und Drucke leiten wollte, mithin die erste Bibelanstalt gründete. Die Ironie des Schicksals vermachte seine Druckerei — der Propaganda zu Rom. Jetzt ist das Stift ein niederes evangelisches Seminar; seine Kirche, schon durch Eberhard im Bart zur Stadtkirche geworden, bewahrt den schön geschnitzten Kirchenstuhl Graf Eberhards. In dieser Kirche liess Herzog Ulrich im J. 1537 ein Colloquium seiner Theologen halten, in dessen Folge alle Bilder aus den Kirchen entfernt wurden.

Das nahe Karthäuserkloster Güterstein, jetzt bis auf die Spur verschwunden (an seine Stelle ist ein Wasserwerk und in der Nähe ein Fohlenhof getreten), hatte wahrscheinlich grossen Antheil an der Sinnesänderung des edeln, aber in seiner Jugend rohen und ausschweifenden Eberhard. „Der alte Vater", ein Prior zu Güterstein, besass sein ganzes Zutrauen, und als die Reue ihn nach dem heiligen Grabe trieb, legte er hier sein Testament nieder und empfing kniend des alten Vaters Segen.

So erinnert fast Alles in Urach und in der Umgegend an den ersten Herzog Württembergs, den herrlichen Fürsten, dem der Papst sein seltenstes Geschenk, die heilige Rose, zuerkannte, den der Kaiser selbst der Kaiserkrone würdig achtete, der den Wissenschaften ihren Sitz in Tübingen gründete, der in einer schweren und misstrauensvollen Zeit sich rühmen konnte, ruhig sein Haupt im wilden Walde in jedes Unterthanen Schooss legen zu können; und der auf seinem Sterbelager sprach: „So Jemand ist, dem wider Billigkeit meine Regierung schwer und ungerecht gewesen, dem soll es mit aller meiner Habe ersetzt werden; und wenn dir damit, mein gnädiger Gott und Schöpfer, noch nicht genug gethan ist, so ist hier mein Leib: züchtige ihn und mach' ihn zu einem Sühnopfer!“

Schlösschen Lichtenstein.

In einem tiefen grünen Thal
Steigt auf ein Fels, als wie ein Strahl,
Drauf schaut das Schlösslein Lichtenstein
Vergnüglich in die Welt hinein.

In dieser abgeschiednen Au'
Da baut' es eine Ritterfrau,
Sie war der Welt und Menschen satt,
Auf den Bergen sucht sie eine Statt.

Den Fels umklammert des Schlosses Grund,
Zu jeder Seite gähnt ein Schlund,
Die Treppen müssen, die Wände von Stein,
Die Böden ausgegossen sein.

So kann es trotzen Wetter und Sturm,
Die Frau wohnt sicher auf ihrem Thurm,
Sie schauet tief ins Thal hinab,
Auf die Dörfer und Felder, wie ins Grab.

„Die blaue Luft, der Sonnenschein,“
Spricht sie, „der Wälder Klang ist mein.
Eine Feindin bin ich aller Welt,
Zu Gottes Freundin doch bestellt.“ *)

*) Diese und die folgenden Verse aus der Romanze Schloss Lichtenstein; G. Schwab's Gedichte, I. S. 319 ff.

Seitdem wohnten lauter Menschenfeinde auf der Burg und einer von ihnen hat den von den Menschen vertriebenen Herzog Ulrich in seinem Felsenneste aufgenommen:

Er zeiget ihm das finstre Thal,
Das weit sich dehnt im Mondenstrahl.

Der Herzog schaut hinunter lang,
Er spricht mit einem Seufzer bang:
„Wie fern, ach! von mir abgewandt,
Wie tief, wie tief liegst du, mein Land!"

„„Auf meiner Burg, Herr Herzog, ja,
Ist Erde fern, doch Himmel nah;
Wer schaut hinauf und wohnt nicht gern
Im Himmelreich von Mond und Stern?""

Hier lernt der verstossene Herzog mit dem Himmel umgehen und wird aus einem Menschenfeind und Unterthanenquäler zu einem Freunde von Gott und Welt umgeschaffen.

Wie hat er erworben solche Gunst?
Wo hat er erlernet solche Kunst?
In des Himmels Buch, auf Lichtenstein,
Da hat er's gelesen im Sternenschein!

* * *

Das Schloss zerfiel, es ward daraus
Ein leichtgezimmert Försterhaus;
Doch schonet sein des Windes Stoss,
Meint, es sei noch das alte Schloss.

Mehr als diese Romanze weiss auch die Geschichte wenig von dem durch seine ganz eigenthümliche Lage vor allen andern Albpunkten ausgezeichneten „Lichtensteiner Schlösslein", welchen Titel die Jägerwohnung von der alten Burg noch heutzutage entlehnt, zu sagen. Die Burg war Eigenthum und Sitz der Herren von Lichtenstein, die seit 1243 mehrfach vorkommen, auch mehrere Schlösser dieses Namens besessen zu haben scheinen. Im J. 1389 bedienten sich Ansheim und Schwenger von Lichtenstein „scharfer und ehrenrühriger Wort" wider die Reutlinger, die sich dann im Städtekrieg in den Besitz von Lichtenstein setzten, das aber bald württembergisches Lehen wurde. Crusius beschreibt uns die alte Gestalt des Schlosses genau und erzählt: „Am un-

tern Theil des Schlosses sind Festungswerke, auf alte Art gebaut; etwas höher ein herrlicher Pferdestall und kleine Kammern anstatt des Kellers; Alles in Felsen gehauen. Wenn man die Stiege hinaufgeht, findet man eine weite und helle Stube mit gegossenem Boden; vor derselben sind Doppelhaken in der Wand. Im obern Stockwerk ist ein überaus schöner Saal, rings herum mit Fenstern, aus welchen man bis an den Asberg (bei Ludwigsburg) sehen kann: darin hat der vertriebene Fürst Ulrich von Württemberg öfters gewohnt, der des Nachts vor das Schloss kam und nur sagte: der Mann ist da! So wurde er eingelassen."

In dieser Gestalt stand das Schloss bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, wo es abgerissen und, mit Beibehaltung der alten, ganz in den Fels hineingebauten Grundlagen von Mauern und Thürmen, eine freundliche, blanke Försterwohnung an seine Stelle gesetzt wurde. Die alte Burg lebt nur noch in unserer Romanze, in alten Handzeichnungen, in der Chronik des Crusius, vor allen Dingen aber seit zehn Jahren in dem allgelesenen schönen Roman des frühverstorbenen schwäbischen Dichters Wilhelm Hauff. Dieser bevölkerte das Schlösschen mit einem alten Ritter von Lichtenstein und seiner lieblichen Tochter Bertha, und liess, der Sage getreu, den verjagten Herzog Ulrich hier und in der benachbarten Nebelhöhle verborgen und gepflegt werden.

Auf Crusius gestützt, entwirft uns Hauff, wo er seinen jungen Helden Georg von Sturmfeder, nach einem schlimmen Abenteuer, auf Lichtenstein seine Bertha, den alten Vater, den unerkannten Herzog und den treuen Pfeifer von Hardt finden lässt, folgende höchst lebendige Beschreibung des Schlösschens:

„Georg hatte indess Zeit genug, das Schloss und seine Umgebungen zu betrachten. War ihm schon in der Nacht, beim ungewissen Scheine des Mondes, die kühne Bauart dieser Burg aufgefallen, so staunte er jetzt noch mehr, als er sie vom hellen Tage beleuchtet anschaute. Wie ein kolossaler Münsterthurm steigt aus einem tiefen Albthal ein schöner Felsen frei und kühn empor. Weit ab liegt alles feste Land, als hätte ihn ein Blitz von der Erde weggespalten, ein Erdbeben ihn losgetrennt, oder eine Wasserfluth vor uralten Zeiten das weichere Erdreich ringsum von seinen festen Steinmassen abgespühlt. Selbst an der Seite

von Südwest, wo er dem übrigen Gebirge sich nähert, klafft eine tiefe Spalte, hinlänglich weit, um auch den kühnsten Sprung einer Gemse unmöglich zu machen, doch nicht so breit, dass nicht die erfinderische Kunst des Menschen durch eine Brücke die getrennten Theile vereinigen konnte. Wie das Nest eines Vogels auf die höchsten Wipfel einer Eiche oder auf die kühnsten Zinnen eines Thurms gebaut, hing das Schlösschen auf dem Felsen; es konnte oben keinen sehr grossen Raum haben: denn ausser einem Thurme sah man nur eine befestigte Wohnung; aber die vielen Schiessscharten im untern Theile des Gebäudes und mehrere weite Oeffnungen, aus denen die Mündungen von schwerem Geschütz hervorragten, zeigten, dass es wohlverwahrt und trotz seines kleinen Raumes eine nicht zu verachtende Veste sei. Und wenn ihm die vielen hellen Fenster des oberen Stockes ein freies, lustiges Ansehen verliehen, so zeigten doch die ungeheuern Grundmauern und Strebepfeiler, die mit dem Felsen verwachsen schienen und durch Zeit und Ungewitter beinahe dieselbe braungelbe Farbe, wie die Steinmasse, worauf sie ruhten, angenommen hatten, dass es auf festem Grunde wurzle und weder vor der Gewalt der Elemente, noch dem Sturm der Menschen erzittern werde.“... Georg geht mit dem Pfeifer über die Zugbrücke, dann gelangen sie an das innere Thor. „Es war nach alter Art, tief, stark gebaut, und mit Fallgattern, Oeffnungen für siedendes Oel und Wasser, und allen jenen sinnreichen Vertheidigungsmitteln versehen, womit man in den guten alten Zeiten den stürmenden Feind, wenn er sich der Brücke bemeistert haben sollte, abhielt. Doch die ungeheuern Mauern und Befestigungen, die sich von dem Thor an rings um das Haus zogen, verdankte Lichtenstein nicht der Kunst allein, sondern auch der Natur; denn ganze Felsen waren in die Mauerlinie gezogen, und selbst der schöne geräumige Pferdestall und die kühlen Kammern, die statt des Kellers dienten, waren in den Felsen eingehauen. Ein bequemer gewundener Schneckengang führte in die oberen Theile des Hauses, und auch dort waren kriegerische Vertheidigungen nicht vergessen; denn auf dem Vorplatz, der zu den Zimmern führte, wo in andern Wohnungen häusliche Geräthschaften aufgestellt sind, waren hier furchtbare Doppelhaken und Kisten mit Stückkugeln aufgepflanzt. Von hier ging es noch einmal aufwärts in den

zweiten Stock, wo ein überaus schöner Saal, ringsum mit hellen Fenstern, den Ritter von Lichtenstein und seinen Gast aufnahm.“*)

Wo im alten Schlosse jener Saal stand, da hängt jetzt, ebenfalls im zweiten Stocke des Schlösschens, das Fremdenzimmer in der Luft und eröffnet den freien Blick in das wundervolle Thal, an dem gewiss auch das verwöhnteste Auge Wohlgefallen finden wird. Von dem schroffen Fels herab misst der Blick eine Tiefe von wenigstens dreihundert Klaftern, welche, von dem Waldbache der Echag gebildet, etwa eine halbe Viertelstunde breit, rechts und links von waldigen Alpen umlagert, sich eine Meile in die Länge zieht und mit drei lachenden Dörfern, immer wasserfrischen grünen Wiesen und wohlvertheilten Obstpflanzungen besetzt ist. In der Höhe das wildeste Gebüsch mit Wald und Fels, rechts und links die rauheste Alb. Im Hintergrund ein isolirter Bergrücken, hinter dem der vulkanische Gipfel der Achalm hervorblickt, so neugierig, als könnte er scheu jeden Augenblick sich wieder hinter den Vorderberg zu Grunde bücken; rechts und links verliert sich die lachende, hügelige Breite bis gegen Hohenheim und die Stuttgarter Höhen, in den buntesten Farben, bis zur bleichsten Bläue verschmolzen.

In diesen Richtungen liegen in der Nähe die Städte Pfullingen und Reutlingen; links von dem Beschauer etwas ferner, hinter der Bergwand, Tübingen; in seinem Rücken, von Waldfläche gedeckt, Hohenzollern und Hechingen. Aber wer den obersten Boden des Hauses zu besteigen nicht scheut, der wird durch ein zerbrechliches Fenster, mit bewaffnetem Auge, gegen Südost eine ganze Kette von Vorarlberger und Schweizer-Alpen bis zum Säntis und Glarnisch hin, aus weiter Ferne, schneebedeckt, mit Staunen sich entgegen schimmern sehen.

Der Förster, der diese vereinzelte Warte bewohnt, seufzt Jahr aus Jahr ein über die Einsamkeit der Werktage, die Wuth der Stürme, die Strenge endloser Winter und die Kürze lieblicher Sommer. An dem schönsten Frühlingstage des Jahres, dem Feste der Freude, dem Pfingstenmontag, wogt jedoch der Strom des geselligen Lebens auf einmal bis über Bord dieser im Luftmeer einsam schwimmenden Arche. Da wird die benachbarte Nebel-

*) W. Hauff's Schriften. VI. S. 23 ff.

DIE FEENGROTTE.

höhle beleuchtet, und aus Ober- und Unterland kommt eine unzählige Menge fröhlicher Gäste zusammengeströmt, die Jungen, um die Wunder der hiesigen Umgegend zum ersten Male zu geniessen, die Alten, um in Erinnerungen der Natur und der Freundschaft einen frohen Tag sich rückwärts zu versenken. Erst aus der Tiefe von Pfullingen zu Wagen und Rosse, von Unterhausen zu Fusse durch einen Bergspalt, jedenfalls mühsam emporgekommen lagert man sich auf einer ebenen Albwiese, dem begrünten Dache der Höhle, dann wird die von unzähligen Lichtern funkelnde Höhle besucht, endlich schlendern Karawanen um Karawanen durch den Wald der Hochfläche, bis, selbst denen, die zum zehnten Male hier pilgern, unerwartet, die Waldebene am Abgrund aufhört und das steile Schloss mit seinem tiefen Thale dahinter, nur über eine Zugbrücke zu erobern, vor den Wanderern emporsteigt:

Und einsam ist es jetzt nicht mehr,
Es kommt der Gäste fröhlich Heer,
Aus einer Höhle kommen sie,
Doch Menschenfeinde sind es nie.

Manch holdes Mädchenangesicht
Lässt leuchten seiner Augen Licht;
Da führt mit Recht in solchem Schein
Das Schloss den Namen Lichtenstein.

Die Männer stolz, die Mägdlein frisch,
Sie sitzen all' um Einen Tisch,
Die Erde lächelt herauf so hold,
Es strahlt am Himmel der Sonne Gold.

Sie spenden von des Weines Thau
Dem Herzog und der Edelfrau,
Sie bitten sie, diess Schlösslein gut
Zu nehmen in ihre fromme Hut.

Und ziehn sie ab, mit einer Brust
Voll Gotteslieb' und Menschenlust,
Dann steht in spätem Sternenschein
Einsam und selig der Lichtenstein.

Die Nebelhöhle.

Die malerischen Schönheiten Schwabens beschränken sich nicht auf seine Oberfläche, sie setzen sich selbst unter dem Boden fort;

keine Provinz Deutschlands ist so reich an unterirdischen Grotten und grösseren Höhlen; ja fast jedes Jahr setzt die Entdeckung eine neue hinzu; und selbst hier, wo man es weniger erwarten sollte, herrscht das Gesetz der grössten Mannichfaltigkeit, und die Stalaktiten der verschiedenen Höhlen zerfallen in Geschlechter und Arten, wie die Blumen und Früchte, die am Fusse dieser Gebirgsgrotten in den lieblichen Thälern blühen und reifen.

Das ältestbekannte, berühmteste und imposanteste von diesen Subterraneen ist die Nebelhöhle, obgleich sie durch die jährliche Beleuchtung mit viel tausend Talglichtern viel vom feenartigen Schimmer der Tropfsteine verloren hat, und in dieser Hinsicht mit ihren jüngeren oder doch frischeren Schwestern sich nicht messen darf.

Der alte, bescheidene Name, den das Volk der Höhle gegeben hat, ist das Nebelloch, und rührt wahrscheinlich von ihren Ausdünstungen her. Der bekannte deutsche Reisende Keysler machte vor hundert Jahren auch das Ausland mit dieser Höhle bekannt, beschrieb sie und wies auch ihre grosse Aehnlichkeit mit der Baumannshöhle nach. Schon er berechnete die Länge sämmtlicher unterirdischen Grotten und Gänge von dem äussersten Eingange bis an den Ort, wo man von diesem am weitesten entfernt ist, auf 488 Fuss. Seitdem ist sie oft und genau untersucht und vielfach beschrieben worden.

Die Höhle liegt drei Stunden oberhalb Reutlingen, an dem Ende eines Seitenthälchens von Oberhausen, an der Seite eines hohen waldigen Bergfelsens, der Stellenberg genannt. Ihr grosser portalmässiger Eingang ist mit einer, gewöhnlich verschlossenen, Thüre versehen, zu welcher Pfullingen und das nähere Dörfchen Oberhausen die Schlüssel verwahren. Dieser Eingang öffnet sich gegen Nordost an der steilen, felsigen Waldwand, ungefähr 140 Fuss unter dem Rande des Gebirges und 2457 Fuss über der Meeresfläche, zwischen bemoosten Felsen. Die Höhle selbst besteht aus mehreren Abtheilungen, der untern, der obern und den zwei kleinern obern Höhlen. Die untere Höhle theilt sich wieder in die vordere und hintere Höhle, welche beide nur durch einen schmalen Durchgang verbunden sind. Die Hauptrichtung der ganzen Höhle geht von Südost nach Nordwest; ihre Länge beträgt 540 Fuss, wovon 315 Fuss auf die vordere und

225 Fuss auf die hintere Höhle kommen; ihre mittlere Breite hat 75 Fuss, ihre Höhe steigt bis auf ungefähr 70 Fuss.

Durch den Eingang steigt man auf einer Treppe von 68 Stufen, welche 1803 an die Stelle des sehr beschwerlichen und schlüpfrigen Weges gesetzt worden ist, hinab, und kommt dann in die vordere Höhle. Noch auf der Treppe erweitert sich die Höhle in einem hohen Gewölbe, das schornsteinartig über 50 Fuss in die Höhe steigt und oben eine kleine Oeffnung hat, durch welche ein schwacher Schimmer des Tageslichts hereinfällt. Die Wirkung desselben verliert sich aber bald, und mit stillem Staunen langt man in der Tiefe der finstern und geheimnissvollen Unterwelt an und sieht sich hier von einer grossen, an 40 Fuss hohen Halle umfangen. Links von hier breitet sich eine weite Kammer von mehr als 100 Fuss Tiefe aus, an deren Ende gleichsam ein Wasserfall von Tropfsteinen aus der Wand hervorbricht. Die Hauptausdehnung der Höhle geht rechts gegen Nordwest. Der durch Brücken erleichterte Weg führt über Felsen und Tiefen. Auf der ersten Brücke sieht man wundersame Tropfsteine, „den Bären“ und „den Handscherben“, eine gewöhnlich mit Wasser gefüllte Tropfsteinschüssel. Später gelangt man an eine grosse, freistehende Felsengruppe von den schönsten Tropfsteinen, welche in ihrer Mitte einen schauerlichen Kessel einschliesst. Hier theilt sich der Weg in zwei Gänge, wovon der eine links in „die Grotte“ führt, wo die glänzendsten und wunderlichsten Tropfsteingebilde, „Kapelle, Kanzel, Altar, Orgel sammt Vorhängen und Deckenverzierungen, Heiligenbilder in Nischen und Felsenritzen“, sich zeigen; hier ist auch der grösste Wasserbehälter, und bald folgt das Ende der Höhle.

Der Gang rechts führt über zwei Brücken zu einem schmalen Durchgang und damit in die hintere Höhle, die sich gleich beim Eingang in einer Höhe von 20—30 Fuss und in einer Breite von 40—50 Fuss ausdehnt, und wo uns zuerst der Taufstein begegnet. Nach 150 Schritten trennt sich diese minder merkwürdige Höhle in zwei Aeste und setzt sich von beiden aus in einem oberen Stockwerke fort. Diese obere, schwer zugängliche Höhle dehnt sich wieder von Südost nach Nordwest, und kann zum Theil nur erklettert und mit Leitern befahren werden. Sie besteht aus vier Haupttheilen, wovon ein Gewölbe rechts

reich an den sonderbarsten Tropfsteingestalten ist. Endlich finden sich im Norden der hintern Höhle zwei mühsam zu ersteigende kleine Höhlenkammern; in der Wandspalte einer derselben ward ein Knochen von einem menschlichen Schenkelbein gefunden. Die ganze Höhle befindet sich in Jurakalkstein, und die darin vorkommenden Mineralien sind fast lauter Erzeugnisse von aufgelösten Theilen dieses Kalksteins: Mondmilch, Fadenstein, Kalkspath, Stalaktiten. Auch will man verschiedene Versteinerungen darin gefunden haben. Die Temperatur der Höhle ist 4,8° R. *)

Wir entlehnen zur Ergänzung des vorliegenden Bildes die Farben abermals dem Dichter, dem wir schon eine so lebendige Schilderung Lichtensteins verdanken. Denn auch in diese Finsternisse ist die Poesie hinabgedrungen. Mit Recht rühmt Uhland diese vaterländischen Schilderungen des jungen Dichters in seinen schönen Versen „auf Wilhelm Hauffs frühes Hinscheiden“: **)

Noch eben war von dieses Frühlings Scheine
Das Vaterland beglänzt. — Auf schroffem Steine,
Dem man die Burg gebrochen, hob sich neu
Ein Wolkenschloss, ein zauberhaft Gebäu.
Doch in der Höhle, wo die stille Kraft
Des Erdgeists — räthselhafte Formen schafft:
Am Fackellicht der Phantasie entfaltet,
Sah'n wir zu Heldenbildern sie gestaltet;
Und jeder Hall, in Spalt' und Kluft versteckt,
Ward zu beseeltem Menschenwort erweckt.

Die Scene, in welcher Hauff seinen Helden durch den Pfeifer von Hardt dem vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg in die Nebelhöhle zuführen lässt, gehört zu den schönsten und phantasiereichsten seines Romans Lichtenstein. Dort wird der Eintritt Georgs von Sturmfeder in die Höhle folgendermassen beschrieben: ***)

„Der Mann von Hardt ergriff eine der Fackeln und bat den Jüngling, die andere zu tragen; denn ihr Weg sei dunkel und hie und da nicht ohne Gefahr. Nachdem er diese Warnung geflüstert, schritt er voran durch das dunkle Thor.

*) Vergl. Memmingers Beschr. v. Reutlingen S. 12—21.
**) Gedichte, 10te Aufl. S. 157.
***) Hauffs Werke, V. S. 84 ff.

Georg hatte eine niedere Erdschlucht erwartet, kurz und eng, dem Lager der Thiere gleich, wie er sie in den Forsten seiner Heimath hin und wieder gesehen: aber wie erstaunte er, als die erhabenen Hallen eines unterirdischen Pallastes vor seinen Augen sich aufthaten. Er hatte in seiner Kindheit aus dem Munde eines Knappen, dessen Urgrossvater in Palästina in Gefangenschaft gerathen war, ein Mährchen gehört, das von Geschlecht zu Geschlecht überliefert worden; dort war ein Knabe von einem bösen Zauberer unter die Erde geschickt worden, in einen Pallast, dessen erhabene Schönheit Alles übertraf, was der Knabe je über der Erde gesehen hatte; was die kühne Phantasie des Morgenlandes Prachtvolles und Herrliches erfinden konnte, goldene Säulen mit krystallenen Kapitälern, gewölbte Kuppeln und Smaragden und Saphiren, diamantene Wände, deren vielfach gebrochene Strahlen das Auge blendeten; Alles war jener unterirdischen Wohnung der Genien beigelegt. Diese Sage, die sich der kindischen Einbildungskraft tief eingedrückt, lebte auf und verwirklichte sich vor den Blicken des staunenden Jünglings. Alle Augenblicke stand er still, von Neuem überrascht, hielt die Fackel hoch und staunte und bewunderte: denn in hohen, majestätisch gewölbten Bogen zog sich der Höhlengang hin und flimmte und blitzte, wie von tausend Krystallen und Diamanten. Aber noch grössere Ueberraschung stand ihm bevor, als sich sein Führer links wandte und ihn in eine weite Grotte führte, die wie der festlich geschmückte Saal des unterirdischen Pallastes anzusehen war. Sein Führer mochte den gewaltigen Eindruck bemerken, den dieses Wunderwerk der Natur auf die Seele des Jünglings machte. Er nahm ihm die Fackel aus der Hand, stieg auf einen hervorspringenden Felsen und beleuchtete so einen grossen Theil dieser Grotte.

Glänzend weisse Felsen fassten die Wände ein, Schwibbogen, Wölbungen, über deren Kühnheit das irdische Auge staunte, bildeten die glänzende Kuppel; der Tropfstein, aus dem die Höhle gebildet war, hing voll von Millionen kleiner Tröpfchen, die in allen Farben des Regenbogens den Schein zurückwarfen und als silberreine Quellen in krystallenen Schalen sich sammelten. In grotesken Gestalten standen Felsen umher, und die aufgeregte Phantasie, das trunkene Auge glaubte bald eine Kapelle, bald

grosse Altäre mit reicher Draperie und gothisch verzierte Kanzeln zu sehen. Selbst die Orgel fehlte dem unterirdischen Dome nicht, und die wechselnden Schatten des Fackellichtes, die an den Wänden hin und herzogen, schienen geheimnissvoll erhabene Bilder von Märtyrern und Heiligen in ihren Nischen bald auf-, bald zuzudecken.

Der Führer stieg, nachdem er das Auge des Jünglings für hinlänglich gesättigt halten mochte, wieder herab von seinem Felsen. Das ist die Nebelhöhle, sprach er; man kennt sie wenig im Land und nur den Jägern und Hirten ist sie bekannt; doch wagen es nicht viele, hereinzugehen, weil man allerlei böse Geschichten von diesen Kammern der Gespenster weiss. Einem, der die Höhle nicht genau kennt, möchte ich nicht rathen, sich herabzuwagen; sie hat tiefe Schlünde und unterirdische Wasser, aus denen Keiner mehr ans Licht kommt. Auch gibt es geheime Gänge und Kammern, die nur fünf Männern bekannt sind, die jetzt leben.

Und der geächtete Ritter? fragte Georg. — Nehmt die Fackel und folget mir, antwortete Jener und schritt voran in einen Seitengang. Sie waren wieder etwa zwanzig Schritte gegangen, als Georg die tiefen Töne einer Orgel zu vernehmen glaubte. Er machte seinen Führer darauf aufmerksam.

Das ist Gesang, entgegnete er, der tönt in diesen Gewölben gar lieblich und voll. Wenn zwei oder drei Männer singen, so lautet es, als sänge ein ganzer Chor Mönche die Hora. — Immer vernehmlicher tönte der Gesang; je näher sie kamen, desto deutlicher wurden die Biegungen einer angenehmen Melodie. Sie bogen um eine Felsenecke, und von oben herab tönte ganz nahe die Stimme des Singenden (Ulrichs), brach sich an den zackigen Felswänden in vielfachem Echo, bis sie sich verschwebend mit den fallenden Tropfen der feuchten Steine und mit dem Murmeln eines unterirdischen Wasserfalles mischte, der sich in eine dunkle, geheimnissvolle Tiefe ergoss."

Die Männer lauschten, und verstanden durch das Echo und das Gemurmel der Wasser etwa folgende Worte, die der Geächtete sang:

Vom Thurme, wo ich oft gesehen
Hernieder auf ein schönes Land,

Vom Thurme fremde Fahnen wehen,
Wo meiner Ahnen Banner stand.
Der Väter Hallen sind gebrochen,
Gefallen ist des Enkels Loos,
Er birgt besiegt und ungerochen
Sich in der Erde tiefstem Schooss.

Und wo einst in des Glückes Tagen
Mein Jagdhorn tönte durchs Gefild,
Da meine Feinde grässlich jagen,
Sie hetzen gar ein edles Wild.
Ich bin das Wild, auf das sie birschen,
Die Bluthund' wetzen schon den Zahn,
Sie dürsten nach dem Schweiss den Hirschen,
Und sein Geweih steht ihnen an.

Die Mörder ha'n in Berg und Haide
Auf mich die Armbrust aufgespannt,
Drum in des Bettlers rauhem Kleide
Durchschleich' ich Nachts mein eigen Land;
Wo ich als Herr sonst eingeritten
Und meinen hohen Gruss entbot,
Da klopf' ich schüchtern an die Hütten
Und bettle um ein Stückchen Brot

Ihr warft mich aus den eignen Thoren,
Doch einmal klopf' ich wieder an;
Drum Muth! noch ist nicht All's verloren,
Ich hab' ein Schwert und bin ein Mann.
Ich wanke nicht; ich will es tragen,
Und ob mein Herz darüber bricht,
So sollen meine Feinde sagen:
„Er war ein Mann und wankte nicht!"

Dieses schöne Lied ist von Fräulein Emilie Zumsteg, der Tochter des bekannten Componisten, vortrefflich in Musik gesetzt worden, und seine originelle Melodie verdient wohl eine allgemeinere Verbreitung.

Was in Hauff's Roman von der Höhle gesagt worden, ist Alles ganz nach der Natur geschildert. Dem Dichter Wilhelm Hauff selbst tönte der Gesang einer zahlreichen akademischen Jugend, die von seiner Dichtung begeistert war, in seinem letzten Lebenssommer, in welchem er in diese Höhle und später in das Grab hinabstieg, aus den unterirdischen Grotten entgegen

und endigte in ein hundertstimmiges stürmisches Lebehoch, dessen Echo gar nicht verhallen wollte. Da heisst es recht: *)

Dort lassen lust'ge Zecher
Sich auf der Felsbank nieder,
Sie schwingen volle Becher
Und singen trunkne Lieder.
Nie klang die Grotte so wie heut'
Von Feuerlärm und Sturmgeläut'!

Burg Hohenzollern.

Zwei Gebirgskegel treten aus der langen Reihe der schwäbischen Alphöhen weithin sichtbar hervor; am östlichen Ende der dem Freunde dieses Werkes schon vorübergeführte Hohenstaufen, auf dessen kahlem Gipfel, nur dem geistigen Auge sichtbar, aber für dieses unzerstörlich, die Burg eines längst verschwundenen Geschlechts unsterblicher Herrscher thront; gegen das Westende desselben Gebirges Hohenzollern, die mit Trümmern gekrönte Bergwiege eines blühenden Königsstammes. Dieses letztere, einst sehr feste Bergschloss liegt eine halbe Stunde von Hechingen, der kleinen Residenz des Fürstenthums Hohenzollern-Hechingen, auf einem freistehenden kegelförmigen Berge, der gegen 800 Fuss hoch ist. Den Gipfel bildet ein Kalkfelsen, dessen Seiten überall senkrecht abgeschnitten sind. Zu dieser Spitze, welche das Schloss trägt, führt nur ein einziger, mit Brücken verbundener Zugang, und die Veste war noch überdiess absatzweise durch neun stark mit Eisen beschlagene Thore verwahrt. Das Schloss selbst bildet ein längliches Viereck und besteht aus einem Hauptgebäude und zwei Flügeln, an dem die südöstliche Seite, deren Flügel längst eingestürzt ist, mit Ausnahme der Kirche, offen steht. Rechts hat der Eintretende hier das Zeughaus, in welchem einiges Geschütz und eine sehenswerthe Waffensammlung des Mittelalters aufbewahrt wird, eiserne Panzer, Helme, Morgensterne, Spiesse und was sonst von Waffen der veränderte Kriegsgebrauch längst unnütz gemacht hat. Darunter zeichnen sich einige schön von Stahl gearbeitete und mit Zierra-

*) Aus Uhlands Glockenhöhle; Ged. X. Aufl. S. 475.

UNIVERSAL
BIBLIOTECA

then versehene Rüstungen der Grafen von Hohenzollern besonders aus. Das Ganze ist in einem alten Saale aufbewahrt. Neben diesem Zeughause sind zwei Mühlen über einander, von eigenthümlichem Mechanismus, wovon die untere durch Pferde, die obere durch Menschen in Bewegung gesetzt wurde. Jenem Hause gegenüber steht links, unanschnlich, doch nicht ungeräumig, die Burgkapelle, das älteste Gebäude des Schlosses; denn ihre Erbauung fällt gewiss schon ins eilfte Jahrhundert. Die Festung hatte keinen Brunnen mit lebendigem Wasser; eine grosse gemauerte Cisterne, welche die abgeleitete Traufe der Dächer auffing, vertrat für die Bewohner seine Stelle. Den übrigen Theil des Schlosses nehmen hohe und geräumige Zimmer und Säle ein, die jedoch nichts Bedeutendes darbieten. Im Hofe des Schlosses stehen ein paar alte welkende Bäume. Mühevoll in den Felsen gehauene Gewölbe ziehen sich unter der Oberfläche des Berges hin. Das Ganze der Burg war schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts dem gänzlichen Zerfalle nahe, und das topographische Lexikon Schwabens aus jener Zeit sagt mit Bedauern, dass bald dieses berühmte preussische Stammschloss zu einem Schutthaufen geworden sein werde.

Seitdem hat sich die hohe Regentenfamilie, welche dieser Burg entsprossen ist, des Hauses ihrer Väter angenommen, nachdem S. K. Hoheit der Kronprinz von Preussen im Sommer 1823 einen Abend auf seinem ahnherrlichen Schlosse verweilt hatte. Die Wohnungen sind erneuert und wieder in baulichen Stand gesetzt, und dem Ganzen ist ein hoher steinerner Thurm hinzugefügt worden, der die sonst wenig sich in die Höhe thürmenden Ruinen hebt und eine unermessliche Aussicht über Berge, Thäler und Flächen eröffnet. Westen, Norden und Nordosten liegen ganz offen da, der Süden bietet uns die Albkette mit einem Kranze der schönsten Wälder entgegen und ihre Berge lagern sich in amphitheatralischem Halbrund vor dem gern auf ihnen ausruhenden Auge.

Das Geschlecht der Hohenzollern verliert sich in graue und unkenntliche Ferne; die Sage fabelt bald von einem Grafen Meginhard, der schon im fünften Jahrhundert gelebt und aus geistlichem Drange sich in eine wilde Einöde der Schweiz zurückgezogen habe, bald von einem italienischen Grafen Ferfried aus der

berühmten römischen Familie der Colonna, der in den Parteiungen jener Zeit Italien verlassen habe und vom Kaiser um 1040 mit dieser Burg und einigen Reichszöllen belehnt worden sei. Andere leiten den Ursprung des Hauses von den Guelfen ab und halten einen Abkömmling des fränkischen Königs Pharamund, Ethiko I., genannt Adelreich, der zu Anfang des 8ten Jahrhunderts Herzog in Elsass und Alemannien war, für den gemeinschaftlichen Stammvater der erlauchten Häuser Habsburg, Lothringen, Baden und Hohenzollern. Sein jüngerer Sohn, Ethiko II., genannt Hacking, soll die Stadt Hechingen gebaut haben; des ältern Sohnes, Adelberts, Urenkel war Thassilo, der erste, den die Geschichte mit Gewissheit als Grafen von Zollern bezeichnet und der um das J. 800 nach Chr. lebte. Die Burg Hohenzollern — *castrum in colle* —, vermuthet man, stand damals schon; Thassilo kam mit ihrem Erwerbe zugleich zu seinem Namen. Sein Sohn Thanko, ein tapferer Mann, der zu seiner Zeit im Kleinen hiess, was seine Nachkommen im Grossen wurden, „ein Schiedsrichter über Krieg und Frieden", pflanzte den Zollernschen Stamm fort. Das Geschlecht lief nun schon in mächtige Seitenlinien aus; das Stammschloss der Ahnen soll Thanko's Ururenkel, Friedrich I. von Zollern, um 980 erneuert und erweitert haben. „Von diesem Friedle", sagt Münster in seiner Kosmographie, „meldt man nit vielle, ob er zu zit ist gewesst ain Kriegs- Hof- oder Husmann; alle achten ihn hiefür, dass er das Schloss Zollern geneuert und gebessert hab." Sein Enkel Friedrich III., um 1111 Kaiser Heinrich's V. oberster und geheimer Rath, war ein allgemein beliebter Mann seiner Zeit; Rudolph II. von Zollern, sein ältester Sohn, entschied, als ein muthiger Anhänger der Welfen, die blutige Schlacht auf dem Wohred (Wöhrd) bei Tübingen (6. Septbr. 1164). Von dieser Zeit an theilte sich der Zollern'sche Stamm in zwei Aeste, wovon der eine in Franken das Haus der Burggrafen von Nürnberg gründete, der andere durch Rudolphs älteren Sohn Friedrich IV. die väterlichen Erbgüter in Schwaben erhielt. Die Geschichte erzählt jetzt mehr von dem fränkischen Aste, den Burggrafen. Ein solcher war im Gefolge des Königs Rudolph des Habsburgers unter den Belagerern Stuttgarts im J. 1286, während sein Vetter Friedrich Graf von Zollern die Stadt den verbündeten Grafen muthig vertheidigen half. Zu Anfang des

14ten Jahrhunderts sitzt auf Zollern Eitel Fritz III., der Eberhards des Erlauchten von Württemberg Tochter Margaretha zur Ehe hatte. Ihr Erstgeborener, Friedrich V., genannt Ostertag von Zollern, war ein menschenfreundlicher, jovialer Mann, der sich der Jagd und seines häuslichen Glückes freute; ein guter Reichssoldat dagegen war sein Sohn Friedrich der Schwarze (VI.), bis er, vom Glücke verlassen, in der Schlacht von Sempach fiel. Ein tragisches Schicksal hatte Friedrich VII. von Zollern, der Oettinger genannt († 1426), der auch die Burg Hohenzollern an Baden verpfändete. Er war ein Rath Graf Eberhards IV. von Württemberg gewesen. Seiner Wittwe, der herrschsüchtigen Gräfin Henriette, kündete er jedoch mit unhöflichen Worten den Dienst auf. Mit ihrer Feindschaft bedroht, liess er das Wort fallen: „Kann mich auch ein giftiges Weibsbild verschlingen?“ Darauf schrieb ihm die Gräfin — die Romanze mag es erzählen: *)

„Verschlingen alleweg will ich
Dein Gut, dein Schloss, dein Leben, dich!
Kein feiges Weib, wie du geglaubt,
Es traf dein Spott ein Fürstenhaupt.“

Nicht lange, so gerieth der Graf mit den Reichsstädten in Fehde und hielt muthig ihre Belagerung auf seiner Burg Hohenzollern aus:

Er zieht die Flügelbrück' empor,
Verriegelt wohl sein neunfach Thor;
Die Knechte führt er auf den Wall,
Sein Schuss bringt unten viel zu Fall.

Fröhlich zechte der Belagerte auf seiner Veste ein ganzes Jahr lang.

Da naht es schwarz, wie neues Heer,
Zweitausend sind es, oder mehr.
Der Knappe spricht: „Gnad' uns, o Christ!
Die Württemberger Fahn' es ist!“

Der kühne Graf kämpft noch ein Jahr,
Bis Scheune leer und Keller war.
Er beisst die Lippen sich vor Wuth:
„Verschlungen hat sie doch mein Gut!“

Die Thore schliesst er langsam auf.
Es zieht herein der Feinde Hauf;
Die Ulmer brechen Stein um Stein,
Die Württemberger lachen drein.

*) Der Graf von Zollern; Schwab's schwäb. Alb. S. 43 ff.

Nach Stuttgart führt man ihn zu Ross:
„Verschlungen habt Ihr, Frau, mein Schloss.
Ihr liesset mir kein Lösepfand;
Mein Leben steht in Eurer Hand."

Aber die Gräfin liess ihn in einen finstern Thurm werfen.

Zehn Jahre wohnt der Graf in Graus,
Sein Haar wird grau, sein Blick löscht aus.
Da sinkt er traurig in das Knie:
„Verschlungen hat mein Leben sie!"

Endlich stirbt seine Feindin; der Befreite ermannt sich; Gott zu danken will er ins gelobte Land ziehen.

„Mich hat sie mir gelassen, mich!"
Er schwingt, wie sonst, zu Rosse sich,
Er fliegt durch die besonnte Flur
Und denkt an Gottes Fehde nur.

Er springt vom Ross, er steigt ins Schiff,
Er schwimmt vorbei am Felsenriff,
Er ist der erste auf dem Strand,
Er fasset das gelobte Land. —

Da spürt sein Odem erst die Gruft
Und seine Brust die Kerkerluft;
Die Kraft, im Innersten verzehrt,
Ihr Letztes hat sie aufgezehrt.

Dem Knappen sinkt er in den Arm,
Der Morgenwind umhaucht ihn warm;
Sein sterbend Haupt, es neiget sich,
Er seufzt: „verschlungen hat sie mich!"

Diess geschah im J. 1426. Seine Wittwe gerieth in solches Elend, dass sie ihren Feind, das Haus Württemberg, um Almosen anflehen musste. Eitel Fritz, Oettingers Bruder, verglich sich mit Württemberg, trat einige Dörfer ab und versprach mit allen seinen Nachkommen dieses Hauses Diener zu sein. Jost Niclas, der Sohn des Oettingers, baute die zerstörte Burg, wiewohl unterbrochen durch einen Ueberfall der Städte, wieder auf (1454). Wie sie damals aus einem von des Vaters Gefangenschaft und Kreuzzug und des Sohnes fehlgeschlagenen Bauversuchen erschöpften Schatze kümmerlich aufgeführt ward, stand sie, nur durch den Grafen Friedrich von Zollern, Bischoff von Augs-

burg, am Ende des vorigen Jahrhunderts mit einigen Gebäuden vermehrt, bis auf diese Tage, wo königliche Freigebigkeit sie erneuet hat.

Der auf der Veste Hohenzollern selbst eine Zeit lang verkümmernde Stamm wurde durch den fränkischen Ast der Burggrafen von Nürnberg verherrlicht. Schon im J. 1411 hatte der zehnte Burggraf, Friedrich VI., die Statthalterschaft der Mark Brandenburg erlangt, das Burggrafenthum dafür an Nürnberg veräussert und seinen Sitz nach Berlin verlegt. Im J. 1417 kam die Mark mit der Churwürde erb- und eigenthümlich an ihn, und aus seinen Nachfolgern sind Preussens Könige hervorgegangen.

Indessen blühte auch die Nachkommenschaft von Jost Niclas auf dem neuerbauten Zollern wieder fröhlich auf, durch dessen Sohn Eitel Fritz IV., der einen eigenen Orden zu Erhaltung der christlichen Religion gegen den Türken stiftete. Des letztern Sohn, Eitel Fritz V., wurde als Gespiele Karls V. zu Brüssel erzogen und ward zu Pavia im Jahre 1525 ein Opfer welschen Giftes. Von seinem Enkel, Eitel Fritz VI., ist die Hohenzollern-Hechingensche, seit 1653 gefürstete, Linie entsprossen, in deren Besitze noch heutzutage die Burg Hohenzollern ist.

Im dreissigjährigen Kriege, wo Oesterreich das Oeffnungsrecht erhielt, wurde das Schloss von den Württembergern (1634), im bairischen Kriege (1740) von den Franzosen eingenommen. Mit 1798 verzichtete Oesterreich auf jenes Recht, und seitdem hat die Burg keine militärische Bedeutung mehr.

Wir scheiden nicht von dieser Gegend, ohne einen Blick auf das benachbarte Belsen zu werfen, ein kleines Filialdorf, dessen kleine Kapelle erhöht auf einer Wiese zwischen lauter Bäumen steht, von einem grünen Haag sauber eingezäunt, von grossen weissen Quadersteinen überaus einfach, ohne alle architektonische Verzierung und so reinlich aufgebaut, als käme sie heute erst aus den Händen des Meisters. Ich nehme meine früher ausführlich dargelegte Meinung, dass dieses interessante Bauwerk römischen Ursprunges sei *), hier förmlich zurück, und kann sie jetzt nur für einen der ältesten Christentempel des Landes halten, dem die Erbauer einige Steine eines alten, der 22sten Le-

*) Schwäb. Alb. S. 295 ff.

gion angehörigen, römisch-ägyptischen Götzenaltars oder Tempels, Kuhköpfe, Widderköpfe und Zwerge in rohem Basrelief darstellend, als Trophäen in das Frontispiz eingemauert und das Siegerzeichen des Kreuzes darüber gesetzt haben. In den Mund des Volkes ist die Meinung der gelehrten Etymologen des sechzehnten Jahrhunderts übergegangen, die aus der Kirche von Belsen einen Baalstempel gemacht haben.

In der Darstellung des Hohenzollerns auf unserm Bilde, die dessen Vorderseite vom besten Standpunkt aus aufgenommen wiedergibt, hat sich der Künstler in Beziehung auf den Vordergrund eine kleine Freiheit erlaubt und eine benachbarte, jedoch nicht ganz auf dieser Stelle zu suchende Kapelle, deren malerisches Bildchen gar zu einladend war, aus einiger Ferne herbeigezogen.

Haigerloch.

Wer von der Alb in die Ebene herabgestiegen ist und den Hohenzollern hinter sich hat, erwartet von dem flachen Lande zwischen jenem Gebirge und dem Schwarzwalde keine Naturreize mehr. Noch einige Hügel, noch einige dichte Buchenwälder, dann folgt ein langweiliges Blachfeld mit kahl gelegenen Dörfern, ein Weg, auf welchem den Reisenden nur der Rückblick auf die blauen Berge der Alb und die Erinnerung an das Schöne und Erhabene, was ihn auf ihren Gipfeln und in ihren Thälern erfreut und überrascht hatte, für die nichts bietende Nähe zu entschädigen vermag. Hinter dem Dorfe Rangendingen wird das Feld so einförmig, dass man nach stundenlanger Leere froh ist, in der Ferne auf scheinbar ununterbrochener Ebene eine Kapelle von grünen Linden umgeben, auf wenig erhöhtem Boden liegen und die Gegend beherrschen zu sehen. Wenn wir aber auf diese Oase zueilen wollen, um im Schatten der Bäume auszuruhen, thut sich zwischen ihr und uns ein unerwarteter Abgrund auf: wir blicken wie in einen der Trichter aus Dante's Hölle hinab, in welchem, der Himmel weiss um welcher Verschuldung willen, das fürstlich Sigmaringische Städtchen Haigerloch gebannt liegt und auf die wunderlichste Art Platz genommen hat. „Diess ist wahrhaftig eine tollgewordene Stadt!“ war der erste Gedanke,

der dem Verfasser dieser Zeilen laut entfuhr und einen alten fürstlichen Gärtner lachen machte, der ein kleines Gärtchen umgrub, das sich hinter dem Schlosse, welches zu vorderst auf einer Felsenzunge liegt, bis zur Ebene heraufdehnte. Im Angesichte dieses tollen Städtchens erzählte mir der Mann von einem tollgewordenen Volke. Er war während der ersten französischen Revolution bei einem Herzog und Pair zu Paris Gärtner gewesen; aber dieser Herzog hatte die rothe Mütze aufs Haupt gesetzt, war der Pair seines eigenen Dieners geworden und gab den schmutzigen Ohnehosen, die das Estrich seiner Säle besudelten, die republikanische Accolade. Ich horchte dieser Erzählung nur halb und musste immer auf die seltsamen Gassen hinunter blicken, die an den grünen Bergwänden hinab und hinauf und um den Bach herum zu kriechen schienen, während Kirche und Schloss sich eines hohen und behaglichen Platzes auf der die Tiefe zerschneidenden Felszunge bemächtigt hatten. Immer klarer wurde es mir: diese Stadt lebt; sie hat einst auf der Ebene gestanden; irgend ein Ereigniss hat sie zur Verzweiflung getrieben, und in der Todesangst ist sie in diese Tiefe hinabgesprungen. Meine Vorstellung bekam Consistenz in dem folgenden Gedichte:

Hagerloch in Schwaben.

Auf der Höhe schläft die Stadt,
Wie ein frommes Kind,
Ihre Strassen, gleich und glatt,
Schöne Glieder sind.

Drunten tief im Thale schäumt
Durch Gestein der Bach,
Während oben Alles träumt,
Ist er plätschernd wach.

Auch die Wolken schlafen nicht,
Wandeln hin und her,
Endlich drängen sie sich dicht,
Ein Gewittermeer.

Und die Wind'sbraut fährt heraus
Und die Blitze sprüh'n,
Dass die Gassen, Haus an Haus,
Wie von Flammen glüh'n.

Und der Donner grollend fährt
Nieder in die Schlucht,
Wo der Bach, vom Gras genährt,
Strömend Flüsse sucht.

Wasser gährt und Luft und Flur,
Wie am jüngsten Tag,
Und das Volk der Sickler nur
Tief im Schlummer lag.

Da, wie bei dem wilden Drang
Sich nichts regen will,
Wird's den Hämmern endlich bang,
Halten nicht mehr still.

Denn sie selber sind erwacht
In dem grausen Sturm,
Taumeln auf in schwarzer Nacht,
Hoch voraus der Thurm.

Donner wandelt schwer und lang
Durch die Gassen quer,
Unter aller Glocken Klang,
Mit der Kirch' einher.

Doch die leichten Hämmer sind
Bald vorangerannt,
Drängen sich herab geschwind
Von der Bügelwand.

Da erhebt sein moosig Haupt
Hinten auch das Schloss,
Und vom Epheu dicht umlaubt
Schreitet's durch den Tross.

Alles strömt dem Thale zu,
Bis zu Hockenrand
Plötzlich unwillkomm'ner Ruh'
Die Verirrten bannt.

Denn aus Felsenufern spritzt
Drohend er hervor,
Und das ganze Wetter blitzt
Aus der Wellen Lauf.

Jenseits streckt ein Felsenstein
Seine Zung' ins Thal;
„Ach, wer drüben könnte sein!"
Seufzen All' zumal.

Sieh, da fasst der Thorm sich Muth,
Hat besehn den Platz,
Bei der Blitze hellen Gluth
Macht er einen Satz.

Und es thut's die Kirch' ihm nach,
Thut's ihm nach das Schloss,
Drüben stehn sie hinter'm Bach
Auf dem Felsgeschoss.

Und die hüben finden Raum
Leidlich in dem Thal,
Flechten längs dem Wasserschaum
Ihre Gassen schmal.

Winden ihre schiefen Reih'n
Aus der Schlucht empor,
Und zu oberst gräbt sich ein
In den Lehm das Thor.

Und erwachet ist die Nacht
Und die Luft wird stumm;
Und die Städter sind erwacht,
Seh'n sich staunend um.

Seltsam Wunder! Wie und Wo?
Wer erschuf dies Heut??
Welcher Wahnwitz hat sie so
In die Klufft gestreut?

Nach der Heimath heisst der Trieb
Sie zur Höhe seh'n.
Nur ein kleines Kirchlein blieb
Dort in Linden steh'n.

Drauf hat auf Gott vertraut,
Lief nicht in der Irr',
Und noch jetzt es ruhig schaut
Nieder auf's Gewirr.

Drunten Alle schauen sich,
Stadt und Schloss und Thorm,
Ob nicht wieder wunderlich
Nächtlich komm' ein Sturm,

Sie zu führen aus der Schluft
An des Hügels Rand.
Aber stille bleibt die Luft,
Und sie steh'n gebannt

Haigerloch scheint ursprünglich eine Grafschaft gewesen zu sein und ein eigenes Geschlecht dieses Namens besessen zu haben. Wenigstens enthält die Manesse'sche Sammlung ein dem Grafen *Albrecht von Haigerlou* zugeschriebenes Lied (I, 24), der in sittsamer Rede das Loos des Mannes preist, welcher „ein stetes Lieb mit Armen all um und um beschlossen hält, und dem auch sie ohne allen Hass Treue im Herzen trägt; ein solcher ist glücklicher denn der Minnedieb, den man sagen hört: verbotene Wasser sind oft besser denn Wein!“

Die Herrschaft bestand aus der oben geschilderten Stadt Haigerloch, einigen Dörfern, Maiereien und Klöstern, und die Einwohner bekennen sich zur katholischen Religion. Später erscheint sie als ein Besitzthum der Grafen von Hohenberg, kam nach deren Absterben an Oesterreich und von diesem durch Tausch an Hohenzollern-Sigmaringen. Die seltsame Lage des Städtchens bewunderte auch der in seinem eigenen Lande die schönsten Gegenden zu Schlössern und Anlagen auswählende Herzog Karl von Württemberg, und erklärte, dass sie durch Kunst verschönert zu werden verdiene, ja dass er selbst sich arm an diesem Orte bauen würde.

Zur topographischen Ergänzung des Gedichtes sei noch hinzugefügt, dass es nur von drei Punkten einen Zugang zu dieser versenkten Stadt gibt, den einen durch das Thal, die zwei andern von den Bergen herab. Das fürstliche Schloss, das mit andern Gebäuden auf dem Berge steht, ist geräumig und schliesst ein Hauptgebäude, einen Seitenflügel und einen grossen Schlosshof mit starkem Röhrbrunnen in sich; hinter ihm zieht sich ein schöner Lust- und Baumgarten, selbst ein Weinberg, eine Seltenheit in diesem Oberlande — das freilich Sigmaringisches Unterland ist — hin. Dem Schlosse ziemlich nahe, nur etwas weiter unten, steht auf einem ringsum schroff abstürzenden Felsen der Glockenthurm mit der grossen und schönen Schlosskirche, die zugleich Hauptpfarrkirche ist; noch sind zwei andere Kirchen in der obern und untern Stadt, und auf dem gegenüberstehenden Berge liegt niedlich gebaut und von Linden umgrünt jene fromme Kapelle, die der heiligen Anna gewidmet ist. Unfern von ihr führt die Landstrasse in das obere Thor der Stadt; hier fängt

ein anderer Berg an, der von beiden Seiten ein tiefes Thal hat. An diesem Berge nehmen die Häuser ihren Anfang, die bis in die Tiefe hinunter rechts und links stehen. Mitten durch geht die Landstrasse. Ganz im Thalgrunde liegt die untere Stadt. Die Landstrasse zieht sich von oben ohne Beschwerlichkeit bis in die Vorstadt herab und von hier über eine lange, starkgebaute Brücke zwischen den beiden hohen Bergwänden durch, fast unvermerkt wieder die Anhöhe hinauf und zur Ebene. Oben am entgegengesetzten Thore steht ein alter, der Sage nach römischer, hoch und massiv aus Knotenquadern gebauter Thurm, auf welchem die Hochwacht ist und in dem einige Glocken, worunter eine von ansehnlicher Grösse, hängen. Südlich an der obern alten Pfarrkirche von St. Ulrich stand vor Zeiten ein Dominikaner-Nonnenkloster, das schon im 16ten Jahrhundert eingegangen ist, und seit undenklichen Zeiten ist Haigerloch der Sitz eines katholischen Landkapitels. Die sehr zahlreichen Juden Haigerlochs bewohnen ein südlich von der Stadt gelegenes Thälchen, „das Haag", wo sie eine Begräbnissstätte und Synagoge haben. Der Bach, dessen gebäumter Schlangenleib durch die seltsame Stadt sich windet, war ohne Zweifel Zeuge und Mitarbeiter grosser Naturrevolutionen in diesem Thale. Auch sieht man unterhalb der Bleiche wirklich noch auf den mächtigen Granitfelsen schöne Muschelabdrücke. An demselben Flüsschen liegt, eine kleine Meile von Haigerloch, das Dorf und Bad Imnau, werth berühmt zu werden durch sein edles, alkalisch-erdiges Stahlwasser, dessen obere Quelle von Kielmeyer, die untere von Klaproth untersucht worden ist, und das grosse Aehnlichkeit mit den Wassern von Schwalbach und Spaa hat. Die untere Quelle hat Jahrhunderte lang ihre vorzügliche Heilkraft im Stillen bewährt; seit vierzig Jahren ist auch die Badeeinrichtung und der Gasthof auf den Fuss besuchterer Bäder eingerichtet. Die später entdeckte obere Quelle, die Fürstenquelle benannt, wird vorzugsweise zum Trinken benützt. Sie liegt am östlichen Ende des Badegartens, vierhundert Schritte von der untern Quelle entfernt. Beide sind mit niedlichen Häuschen gedeckt und durch Baumalleen verbunden. Das eigentliche Badehaus steht westlich vom Gasthofe. Es ist zu bedauern, dass dieser Kurort, der schlechten Wege halber, von Fahrenden nur durch Umwege besucht werden kann, wenn nicht

die neueste Zeit, die in der Cultur dieser Gegenden rasch vorschreitet, auch hier schon das Nöthige gethan hat.

Tübingen.

Es gibt eine Reihe häufig unscheinbarer Städte in Deutschland, an welche sich die Erinnerungen, der Dank, die Liebe vieler Tausende knüpft, und deren Bild, auch wenn Natur und Menschenkunst ihm keinen äussern Schmuck verliehen hätte, doch von Unzähligen mit mehr Interesse betrachtet wird, als das reizendste Gebirgs- und Stromthal, oder als eine kuppelreiche, mit stolzen Thürmen fernhin prangende Residenz. Diese Städte sind die kleinern deutschen Universitäten, die Asyle des vom Lebensmarkte noch nicht umtosten Jugendgeistes, die stillen Pflanzschulen der Begeisterung für Wissenschaft, Kunst und Poesie, die trauten Zeugen der ersten Freundschaft und Liebe und manches Seelenbundes für die Ewigkeit.

Darum durften in einer Bildergallerie der interessantesten Gegenden Schwabens und der Pfalz die hohen Schulen dieser Länder nicht fehlen, und glücklicher Weise gehören alle drei, vermöge ihrer Lage und Umgebung, zu den allerschönsten Punkten dieser Section. Auch auf dem Bilde Tübingens wird manches Greisen- und Mannes-Auge mit Rührung verweilen und mit dem Schreiber dieser Zeilen in die Empfindung einstimmen, die ihn aus der geliebten Bildungsstätte seiner Jugend in die Fremde begleitet hat: *)

Und wie sollt' ich dein vergessen,
Du getreue Musenstadt,
Die mein ganzes Herz besessen
Und mich wohl gepfleget hat!

Von der singen, von der sagen
Konnt' ich gar viel Leid und Freud';
Nur ist's nicht aus fernen Tagen,
Ach, mir ist's, als wär's erst heut! —

---

*) Diese und die folgenden Strophen aus der Romanze „die Tübinger Schlosslinde." Schwab's Ged. I, 264 ff.

Tübingen hat zwar keine grossartige Lage, wie seine Schwestern Freiburg und Heidelberg, wohl aber eine höchst liebliche und zum ruhigen Verweilen einladende. Seine Vorderseite, die südliche, ist längs dem Ufer des hier noch jugendlich bescheidenen Neckarflusses auf die Terrassen eines Hügels malerisch, Gasse hinter Gasse, gebaut, und kehrt die schönste Seite seines Schlosses, die Hauptgebäude seiner Schule, so wie seine gothische Kirche dem Flusse zu, der durch ein grünes, mit uralten Lindenalleen besetztes Wörth, unter Steg und Brücke, noch ziemlich rasch dahineilt, und jenseits dessen an der Heerstrasse eine schlanke Pappelreihe, die indessen der Tod des Naturnachlasses bedroht, mit der Stadt parallel hinläuft. Ihre Kehrseite verliert sich in das wiesenreiche und einfachere Ammerthal, während die Südseite gerade vor sich das waldige Steinlachthal hat, mit der Aussicht auf die Schweizerstrasse und einem überaus reizenden Durchblick auf die Kette der schwäbischen Alb. So liegt Tübingen gar wohnlich inmitten zweier Berge, die das Ammer- und Neckarthal von einander scheiden, am Trivium drei wechselvoller Thäler, an jene schirmenden Hügel so zuversichtlich angeschmiegt, dass das alterthümliche Schloss den Vorhügel des „Spitzberges" besetzt hält, der östliche Theil der Stadt die Anhöhe hinanklimmt, die eine schmale Bergschlucht vom „Oesterberge" trennt, auf diesem letztern selbst endlich das schöne Gebäude der neuen Anatomie, von vielen Gärten und Gartenhäusern umgeben, Platz genommen hat.

Unser Stahlstich zeigt diese Südseite, oberhalb des Schlosses aufgenommen, im Profile, und der Künstler hat der alten, von innen nichts weniger als anmuthigen Stadt eine Physiognomie abzusehen gewusst, welche auch von ihr selbst ein freundliches und in der Wahrheit begründetes Bild liefert.

An dem Namen Tübingen zerarbeitet sich der Scharfsinn der Gelehrten und leitet ihn nicht sehr glücklich bald von den Tubanten, die doch nach Tacitus in der Gegend von Bonn zu suchen sind, bald von einer fingirten römischen Steinschrift, bald von dem Worte Twinge oder Zwinge ab, was ein Kastell, vielleicht ein römisches, bedeuten könnte; während doch die Endung — ingen dem Orte mit so vielen andern gemein ist und nicht wohl zum Stamme gezogen werden kann. In den ältesten Urkunden heisst die Stadt bald TVVINGEN, bald TIWINGEN,

bald TOINGEN, was allerdings der letzten Meinung einigen Halt geben könnte. Die Geschichte des Orts beginnt erst mit seinen Pfalzgrafen, die, muthmasslich aus Ober-Rhätien hierher gekommen *), ihre Burg oder Pfalz, ungewiss wann, vielleicht auf römischer Unterlage hier gründeten, und unterhalb des Schlossberges ihre Sassen sich ansiedeln liessen. Die ersten, welche die Geschichte als Grafen von Tübingen, um 1100, nennt, sind die Brüder Heinrich und Hugo; der erste Pfalzgraf von Tübingen, ebenfalls Hugo, kommt erst im J. 1149 vor; er besass die Pfalzgrafschaft als ein Lehen des Herzogs Welf von Bayern, gerieth aber mit diesem in Streit, und Welf kam, seine Pfalz Tübingen zu belagern, aber der Pfalzgraf, auf dessen Seite Friedrich, der Sohn des Königs Conrad des Hohenstaufen, die Herren von Zollern und viele Andere waren, schlug in einem glücklichen Ausfalle das grosse Heer des Herzogs gänzlich. Der Welf selbst entkam mit Mühe auf die Burg Achalm **). Im J. 1166 rächte sich dieser durch einen neuen Einfall in das Gebiet des Pfalzgrafen, der sich endlich vor dem Kaiser und vielen Fürsten zu Ulm seinem Lehnsherrn auf Gnade und Ungnade ergeben und sein früheres Glück mit dreijährigem Kerker in Rhätien büssen musste. Der Name der Pfalzgrafen hört mit dem J. 1342 auf, wo Gottfried II. und Wilhelm die Stadt an Württemberg verkauften; nun hiessen sie nur noch Grafen — und eine Seitenlinie Herren von Tübingen; der letzte dieses Namens, Hans Jerg von Tübingen, starb als württembergischer Schlosshauptmann von Hohentübingen im Jahre 1667.

Das Schloss Tübingen in seiner jetzigen ansehnlichen Gestalt rührt aus dem 16ten Jahrhunderte von Herzog Ulrich von Württemberg her. Den dicken, gegen die Stadt gekehrten Thurm, auf welchem sich jetzt ein Observatorium befindet, baute er im J. 1507; ein anderer ward 1515 begonnen; diesen sprengten im J. 1647 die Franzosen in die Luft, und an seine Stelle ist der eckige Thurm getreten, in welchem jetzt die Criminalgefängnisse eingerichtet sind. Ein dritter Thurm findet sich westlich, rechts vom Ausgange aus dem Schlosse; in seinem untersten Stocke

*) S. unsere Beschreibung von Haigerloch.
**) S. ebendaselbst.

war das fürchterliche, fensterlose „Haspelgefängniss“, in welches die Gefangenen durch dasselbe Loch hinuntergelassen wurden, das ihnen spärlich Luft und Tagesschimmer gewährte. Ausserdem umgeben das Schloss mehrere Gräben und feste Bollwerke, die noch aus jener Zeit abstammen. Inzwischen wurde der hölzerne Theil des Schlosses, nachdem dasselbe mit dem jungen Prinzen Christoph im J. 1519 nach kurzer Gegenwehr von 64 Edeln dem schwäbischen Bunde abgeliefert worden und lange in österreichischen Händen geblieben war, nach Ulrichs Rückkehr in sein Land (1535), abgebrochen, neu von Stein ausgeführt und mit schöngeschmückten Thoren und Eingängen versehen, auch von den Nachfolgern würdig ausgebaut und eingerichtet:

Ja, er hat es neu erbauet,
Stark und fürstlich es erhöht;
Blicket, ihr Enkel, auf und schauet,
Wie es noch so stattlich steht.

Stolz auf seinem schlanken Renner
Ritt der Herzog mitten ein,
Hoher Rath der weisen Männer
Zog gemächlich hinterdrein.

Aus den Zellen, aus den Schenken,
Dicht in Mantel und in Bart,
Sah man Hut und Degen schwenken
Den Studenten alter Art. —

Denn seit dem 3ten Juli 1477 besass Tübingen eine Hochschule, von dem edeln Freunde seines Volkes und Beförderer der geistigen Bildung seines Landes, dem nachmaligen Herzog Eberhard im Bart, gestiftet.

„So haben wir“ — sagt die Stiftungsurkunde des Gründers — „in der guten Meinung, helfen zu graben den Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt unersichtlich geschöpft mag werden, tröstliche und heilsame Weisheit zu Erlöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit, uns auserwählt und fürgenommen, eine hohe gemeine Schul und Universität in unsrer Stadt Tübingen zu stiften und aufzurichten, die denn von dem heiligen Stuhl zu Rom mit päbstlicher und vollkommlicher Fürsehung begabt und dazu mit gnug nothdürftigen, gebührlichen und ehrbaren Statuten angesehen ist.“

Die Universität war ein Werk, auf welches Eberhard stolz war, und Tübingen seitdem sein Lieblingsaufenthalt. Oefters, wenn er dort war, schickte er sein Comitat aufs Schloss, er selbst aber kehrte in der kleinen Behausung seines alten Erziehers, des gelehrten Nauclerus, der seinen Gedanken ins Leben gerufen hatte, im Kanzlerhause unweit der Kirche, ein. Da erhub er sich morgens vor Tage, verrichtete sein Gebet, deliberirte drei Stunden und liess seine gegenwärtigen Schreiber Befehle ausfertigen, dann ging er zur Kirche. Hierauf wurde in Nauclers Hause Mittag gehalten, mit zwei oder drei Gästen vom Adel und Gelehrtenstande. Die Mittagsmahle aber waren nicht kostbarer als anderer gemeinen Bürger, desto würdiger die Gespräche von Kirche, göttlicher Lehre, öffentlichem Regiment und gegenwärtigen Gefahren des Vaterlandes. Nach dem Mittagessen war öffentliche Audienz, und der Herr antwortete den ärmsten Unterthanen freundlich. Dann ruhte er ein wenig, las die Vesper und setzte sich wieder mit seinem gelehrten Freunde ans Abendessen, wo er die Regierungssorgen unter fröhlichen Discursen vergass. „Diess war", sagt ein Zeitgenosse, „der Fürstenhof in der Hütte des greisen Doctors."

Tübingen hatte von Anfang an stattliche und angesehene Lehrer in jeder Facultät; den ersten Grund legten Gabriel Biel, Johannes Reuchlin, und besonders die beiden Vergenhause (*Naucleri*). Noch zeigt man das Haus, wo Melanchthon wohnte, der sechs Jahre seiner Jugend in Tübingen zugebracht hat. Herzog Ulrich liebte das abtrünnige Tübingen nicht sehr, doch reformirte er, wovon sofort gesprochen werden soll, die Universität, wie das ganze Land eifrig und beschloss sein Leben auf Hohentübingen. Noch rauscht vor dem Schlossthor im Sommerwind eine Linde, die der Mund der Sage aus einem Reis erblühen lässt, das der festlich Einziehende vom Barette warf.

Die Hochschule selbst hatte kaum vier und zwanzig Jahre geblüht, als sie ihrer zu Wittenberg errichteten Schwesteranstalt schon berühmte Lehrer zuschicken konnte. Bei diesem freundschaftlichen Verkehr beider Universitäten theilte sich die Religionsbewegung Wittenbergs den Tübingern bald mit. Aber Ulrich war vertrieben, und Oesterreich, das im Besitze des württemberger Landes war, leistete, von den alten, unbiegsamen, katholi-

reben Theologen Tübingens unterstützt, hartnäckigen Widerstand. Hören wir ein angebliches Bauerngespräch aus jener Zeit (um 1523):

„Fritz. Lieber Cunz, wo bist du so lange gewesen, dass ich dich nicht gesehen hab?

Cunz. Zu Tübingen, unter den Studenten.

Fritz. Was sagt man Gutes zu Tübingen, wie hält sich die Hohenschul gegen den Luther?

Cunz. Es ist gleich wie anderswo; wer viele Pfründen hat, der ist dem Luther feind, und diese schelten ihn als einen Ketzer; aber die arme Rotte hat ihn lieb.

Fritz. Lieber, ich hab gehört, wie ein Doctor da sei, der heisse Doctor Fetz, der wolle den Paulum nicht lesen lassen, nur darum, dass ihn der Luther so oft herfürzieht.

Cunz. Ei, er heisst nicht Fetz, er heisst Lemp.

Fritz. Fetz und Lemp (Lumpen) ist nicht sehr ungleich; er heisse halt der Hader!“

Und nun folgt ein Strom von Schimpfwörtern gegen Jakob Lemp von Marbach, einen alten Theologen Tübingens, der schon 1494 Rector der Universität gewesen war und seinen Lehrlingen die Transsubstantiation — mit der Feder hinzuzeichnen verstand. Das Gespräch schliesst mit der Hoffnung, „die Zeit sei gekommen, dass die rechte Wahrheit an das Licht komme, und die Finsterniss, darin die alten grauen Esel gelegen sind, verschwinden werde, *et caetera*.“

Die Umbildung der Universität kam auch wirklich unter dem seinem Lande zurückgegebenen Herzog Ulrich durch Simon Grynäus von Basel und den bekannten Reformator Ambrosius Blaurer oder Blarer von Constanz, nach mancherlei Kämpfen und Verlegenheiten, im J. 1535 glücklich zu Stande. Aus eigener, freier Neigung kam im Herbst 1536 der grosse Melanchthon, der Gegenden, Städte, Menschen, die ihm schätzbar waren, besuchen wollte, nach dem Schauplatze seiner Jugend, auf die erneuerte Universität, half dem akademischen Rathe an seinem Reformationsgeschäft und freute sich der „*schola reflorescens*.“ Der Herzog Ulrich hoffte ihn jedoch vergebens zu halten und Melanchthon verliess Tübingen schon am 15. Oct. wieder.

In demselben Jahre wurde die erste Ordnung für Errichtung des theologischen Stifts zu Tübingen, der noch auf den heutigen

Tag blühenden Bildungsanstalt evangelischer Geistlichen, entworfen. Die etwas spätern Statuten waren ungemein streng in Beziehung auf die Hausordnung, unerlaubtes Ausgehen, Tanz u. s. w. Nur gegen das deutsche Laster der Trunkenheit musste ein Auge zugedrückt werden, und nach Gutdünken der Lehrer wurde erst der mit Carcerstrafe belegt, „der sich über beide Ohren vollgesoffen." Im J. 1541 waren die Stipendiaten in der sogenannten *Burse* (zuerst der alten, dann der neuen) untergebracht. Die Anstalt verkümmerte aber hier und war nach zehnjähriger Dauer dem Untergange nahe, als endlich, gerade zur bedenklichsten Zeit, im J. 1546 den Zöglingen das aufgehobene und seit lange leer gestandene Augustiner-Kloster eingeräumt wurde, was auch der ungestörte Sitz des im gemeinen Leben noch auf den heutigen Tag sogenannten „Klosters", d. h. des theologischen Seminars, geblieben ist.

Im Hofe dieses Klosters soll aus grauer Mönchszeit ein Gemälde zu sehen gewesen sein, in welchem die Mönche selbst sich zum Hohn die Gräuel ihres Standes dargestellt. Das abenteuerliche Bild stellte einen mit der Kutte bekleideten Mönch dar, der mit einem Wanderstab in der Rechten die Treppe hinabstürzt. Sein linker Fuss war ein Hirschfuss, sein rechter eine umgekehrte Leuchte; seine Hände hatten Krallen; in dem übergehängten Zwerchsack war das gestohlene Vermögen der Wittwen und Waisen angedeutet, sein Paternoster bestand aus Würfeln und Rechenpfennigen, sein Busen war voll Kartenblätter, in seiner Kapuze ein Kegelspiel, sein Hals war ein Eselshals, sein langer Bart hatte die Gestalt eines Bechers, seine Nase war ein Hundsschwanz und mit dem Munde schien er zu bellen. Aus seinem Rückgrat wuchs ein krummes Horn hervor, dem unter höllischem Dampf ein zweiter Mönch entstieg, der mit der linken Krallenhand den Ablass vertheilte, mit der rechten die Monstranz emporhob.

Sei dem wie ihm wolle, diese Stätte wurde jetzt einem der wohlthätigsten und berühmtesten Institute geweiht, aus welchem seit dreihundert Jahren viel fromme und gelehrte Männer und einige grosse Geister, unsterbliche Zierden des Staats, der Kirche und der Schule, hervorgegangen sind. Ulrichs Werk vollendete Herzog Christoph durch Erweiterung und Dotirung der Anstalt in den Jahren 1557 und 1559, und die Stiftung blühte mit der Uni-

versität aufs Herrlichste auf, so dass schon der Dichter Frischlin in seiner poetischen Schilderung des Stifts (1569) rühmen konnte, dass aus ihm, dem trojanischen Pferde, so viele gelehrte und berühmte Männer hervorgegangen. Am letzten Tage des scheidenden 16ten Jahrhunderts thaten dem Hause fünf junge Fürsten die Ehre an, in seinem Speisesaal mit stattlichem Gefolge, zur Seite der speisenden Stipendiaten, ein öffentliches Mahl einzunehmen.

Der dreissigjährige Krieg führte auch diese Anstalt an den Rand des Untergangs. Man liess die Stipendiaten laufen, die Klostereinkünfte wurden, als Kirchengüter, von den triumphirenden Katholiken zurückgehalten; der Sieg der Schweden, der bessere Tage versprach, war von kurzer Dauer, und nach der Schlacht von Nördlingen fiel das Land dem Feind anheim; das Stuttgarter Consistorium bildeten jetzt zwei Jesuiten; die Landesklöster wurden wieder von Ordenspersonen eingenommen. Dennoch hörte das evangelische Stift nicht ganz auf. Pfarrer flüchteten sich in dasselbe, aus ihm selbst aber gingen — da Mangel und Seuchen in wenig Monaten über 300 Kirchendiener hingerissen hatten — Jünglinge, die noch halbe Knaben waren, auf die Kanzeln über. Seit 1639 fristete der neue Stuttgarter Hofprediger Joh. Valentin Andreä der Anstalt das Leben im wörtlichen Sinne. Den Zöglingen wurde jetzt wieder Fleisch gereicht, aber im J. 1642 wollte der Wein nicht zureichen und man verfiel auf den Gedanken, die Alumnen könnten — nicht Wasser, nur — Bier trinken. Das missriethen aber die weinländisch gesinnten Visitationsräthe; sie mussten von dem Fürsten zurechtgewiesen werden: „dass viele gelehrte Leute in Niedersachsen und andern septentrionalischen Landen mit Bier auferzogen werden, deren Magen und *ingenio* unbeschadet.“ Auch sei ein „gerechtes Bier“ besser als saurer Wein.

Nach dem westphälischen Friedensschlusse lebte das theologische Stipendium bald wieder auf. Doch — der Raum und die Bestimmung dieser Blätter erlauben uns nicht, die weitern Geschicke dieser jetzt dem Geiste der Zeit angepassten Anstalt, um welche das Ausland Württemberg mit Recht beneidet, weiter zu verfolgen, und wir bemerken nur, dass von ihren jetzigen beiden Gebäuden, die dem Neckar und einer köstlichen Aussicht zugekehrt sind, der obere Bau, von der Stadt durch einen breiten

Graben abgeschnitten, das alte Augustinerkloster ist, wie es 1560 erweitert worden. Seine Kirche ist längst in die reichhaltige Klosterbibliothek umgeschaffen, welche besonders aus der Stiftung eines edlen Freundes der Wissenschaften, eines Freiherrn von Palm, erhalten und in dem Fache der Philologie vervollständigt wird. Der untere, dicht am Neckar stehende Bau ist über dem ehemaligen Refectorium des Klosters und den Mönchszellen im J. 1792 neu aufgeführt worden. —

Tübingens Hochschule stand im vorigen Jahrhundert in ihrer vollsten Blüthe; sie hat auch im gegenwärtigen manche Stürme ausgehalten und überdauert, und zählt eine grosse Anzahl berühmter Lehrer in allen Fächern. Seit 1817 ist eine katholisch-theologische Facultät mit ihr vereinigt, und das Wilhelmsstift, ein Seminarium katholischer Theologen, hat seinen Sitz in dem ehrwürdigen „*Collegio illustri*“ erhalten, welches mit dem Jahre 1589 als eine Fürsten- und Adelsschule „aus der Asche des Franziscanerklosters, ein schöner Phönix, hervorgestiegen kam“ und durch den Herzog Ludwig mit grossen Kosten gebaut worden war. Auch diese Fürstenschule suchte ihres Gleichen in allen deutschen Landen. Vom Jahre 1594 bis zum Jahre 1729 studirten hier nicht weniger als 37 deutsche Fürsten, deren Reigen Herzog Johann Friedrich von Württemberg, als Erbprinz, führt, ein so gelehriger Zögling, dass er Kameraden, die ihn gegen seinen jungen Hofmeister aufwiegeln wollten, entgegnete: „Das sei ferne, dass ich also thun wollte! Wenn mein gütigster Herr Vater auch einen blossen Stab mit der Gewalt eines Hofmeisters mir vorsetzen wollte, so würde ich seinen Befehl nicht kraftlos sein lassen.“ Wirklich war die Zucht in diesem Collegium musterhaft und scheint nicht durch Zwangsmittel, sondern durch Kräftigung des Willens gewirkt zu haben. Als eben in jener ersten Zeit einige Edelleute vom Stuttgarter Hof, welche auf dem Schlosse wohnten, nach der Jagd das Collegium Illustre als Mittagsgäste besuchten, griff einer diese studirende Gesellschaft über Tische mit Scherzreden an und nannte sie höhnischer Weise Fuchsschwänzer und Dintenschlucker. Der Hofmeister des Erbprinzen, Abraham de Bellin, hatte dem gegenübersitzenden Spötter lange zugehört und die Tischkumpane unter sich streiten lassen. Auf einmal befahl er Stillschweigen und richtete seine Rede mit sehr

lauter Stimme an jenen Hofcavalier: „*Heus tu*, sprach er, worauf gründet sich denn Euer, der Höflinge, Lob? Vielleicht besteht's im H....., im närrischen Geschwätz, im Courtesiren? Wir könnten auch h....., läppische Reden führen, courtesiren; aber wir wollen nicht. Besteht euer Ruhm im Saufen und Schwelgen? Wir können auch fressen und prassen; aber wir haben kein Belieben daran. Oder rühmt ihr euch des Spielens? Wir können auch dieses thun; aber wir haben keine Zeit dazu. Oder ist das Reiten euer Vorzug? Nun, hat nicht erst heute einer von uns Fuchsschwänzern den Gewinn im Ringelrennen vor euch davon getragen? Oder suchet ihr den Ruhm im Zanken und Balgen? Wohl, so können auch wir fechten. Juckt einem der Buckel, so fordere er uns heraus, wann und wie er will, wir werden ihm mannlich erscheinen. Wenn das eure Künste und Wissenschaften sind, auf die ihr pochet, so wisst, dass Andere diese keines Hellers werth achten! Dagegen schicke man uns allesammt im Namen unsers Herrn zu einem König oder Fürsten! Wir werden freimüthig selbst vor Ihrer Kaiserlichen Majestät reden können, wo ihr kein Maul aufzuthun euch erkühnen würdet; Königreiche wollen wir mit Hülfe unserer Beredsamkeit und Klugheit regieren helfen! Nun wisset ihr, mit welchem Ruhm ihr uns Fuchsschwänzer scheltet, zu eures eigenen Standes Schmach, ihr, die ihr sprechet, als wäret ihr aus dem weitläufigen Geschlechte der *Brutorum*, und wüsstet, als Esel, gar nichts!“

Dieses Collegium Illustre liegt in einem finstern Theile der innern Stadt; eine freundlichere Strasse bilden die Universitätsgebäude nebst einigen Professorenhäusern und einer Freiwohnung für Studenten in der Nähe der Stadtkirche. An die Stelle des alten Sapienzhauses, das kurz vor der Universitätsreformation mit sammt der Bibliothek im Jahre 1534 in Rauch aufgegangen war, trat die *Aula nova*, die 1547 vollendet wurde und im vorigen Jahrhunderte ganz neu aufgebaut worden ist.

Tübingens jetzige geräumige Stadtkirche, dem heiligen Georg geweiht, übrigens nicht mehr im reinen altdeutschen Styl aufgeführt, scheint an die Stelle einer älteren, baufälligen getreten zu sein und wurde ums Jahr 1470 zu bauen angefangen; ihr Bau war bei Gründung der Universität noch nicht vollendet. Ihre grosse, wohltönende Glocke war schon im J. 1411 gegossen und

somit Bewohnerin eines älteren Kirchenbaues. Eberhard im Bart erhob sie zu einer Collegiat- oder Stiftskirche und versah sie mit einem Probst und tauglichen Canonicis. Die schöne Orgel, im J. 1732 erneuert und nachtheilig aufgestellt, ist erst im J. 1836 an ihren alten und zweckmässigeren Platz zurückversetzt worden.

In der Gruft der Kirche finden sich die Begräbnisse und im Chor die inschriftreichen Grabsteine Eberhards im Bart, Ulrichs, der jugendlichen Christina und ihres Bruders Herzogs Christoph, des Heiligen seines Landes, von dem sein Epitaph ohne Schmeichelei sagt: „*dignus qui imperio fuisset orbis.*“

In derselben Kirche ruhen alte berühmte Lehrer der Hochschule, darunter der fleissige Annalist Martin Crusius, dem auch diese Blätter manche merkwürdige Notiz, manche lebendige Sage aus Schwaben verdanken.

Noch darf ein unscheinbares Bauernhaus nicht vergessen werden, das, auf einem nördlichen Hügel vor der Stadt gelegen, den stolzen Namen *Osiandreum* führt. Die mündliche Sage erzählt, dass der Professor *humaniorum* Joh. Osiander, einer der seltensten Männer seines Vaterlandes, später württembergischer Prälat und Oberconsistorial-Director, der — mit französischer Sprache und Sitte seit einem Jugendaufenthalt in Paris bekannt — zur Zeit des Franzoseneinfalls unter Peysonnel im J. 1688 eine Art von Commando über die Stadt bekleidete, hier sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Seine Unterhandlungen retteten die Stadt vor der Plünderung und die Stadtmauern vor der Zerstörung. Weil aber der französische General geschworen hatte, sie niederzureissen, so wurde in Gegenwart Osianders an vier Stellen eine Bresche in die Mauer gesprengt und der Gallier sagte höhnend: „Sehet da die Macht eurer Wissenschaft auf der Erden liegen!“ Ein Denkstein in der hergestellten Stadtmauer bezeichnet dieses Ereigniss.

Die Umgegend Tübingens ist äusserst anmuthig, voll der mannichfaltigsten Spaziergänge und Aussichtspunkte, unter welchen sich gegen Süden im Steinlachthale der St. Blasienberg, gegen Westen die von vier Dichtern *) besungene Wurmlinger Kapelle, gegen Norden das alte Kloster Bebenhausen, tief im Walde

*) L. Uhland, G. Schwab, Nic. Lenau, Alb. Knapp.

ESSLINGEN.

gelegen, mit einer herrlichen altdeutschen Kirche und einem höchst kunstvollen Refectorium, auszeichnen. Zu entfernteren Ausflügen ladet die einst vorderösterreichische Stadt Rotenburg, sehr schön am Neckar liegend, das kleine, angenehme Bad Niedernau mit seinen Tannenwäldern, und in verschiedenen Richtungen die Städte Hechingen, Reutlingen und Herrenberg ein. Köstliche Aussichten auf die Alb gewähren die Berge, die Tübingen umlagern; einen Ueberblick auch schon das Schloss, das jetzt die wissenschaftlichen Sammlungen der Hochschule beherbergt.

Zu Tübingen vom Schlosse
Sieht man ein weites Land,
Zu Wagen, Fuss und Rosse
Bewohner mancherhand,
Und Burgen und Kapellen
Auf fernen Bergen stehn,
Und untenhin die Wellen
Des stillen Flusses gehn. *) —

Die alten, ehrwürdigen Thore der Stadt, deren eines, von Eberhard im Bart gebaut, sein Symbol und seinen Wahlspruch trug, sind jetzt alle abgebrochen, und nach mehrern Seiten hin vergrössert sich die Jahrhunderte lang innerhalb ihres Zwingers gebliebene Stadt. An dem Ufer des Neckars wohnen hier zwei grosse deutsche Dichter. Das freundliche Haus, das (auf unserm Bilde nicht sichtbar), an den Oesterberg angelehnt, gegen die Neckarbrücke herabschaut, ist Ludwig Uhlands Haus; weiter unten, in einem von den Wellen bespülten Thurme, träumt seit 33 Jahren Friedrich Hölderlin, und brütet über seinem verstummten Saitenspiel.

Esslingen.

Wer alle Reize und Denkwürdigkeiten dieser lieblichsten Gegend und Stadt in Schwaben, von welcher unser Blatt die schönste Merkwürdigkeit mittheilt, bildlich darstellen wollte, müsste sich mit seinen Ansichten in ganzen Heften verbreiten können, und

*) Christophsromanzen, 8.

ebenso müsste die Beschreibung Bögen, statt Blätter füllen. Der Verfasser dieses Textes hat vor Jahren einem Freunde, der sich in diesem Segensthale häuslich niederliess und den jetzt eine blühende Familie als glücklichen Hausvater umringt, die Lieblichkeit des Neckarthals im Liede als in einem Spiegel vorzuhalten versucht. Da sich in dem Bilde nichts geändert hat und er noch heute keine bessere und empfundenere Schilderung dieser Gegend aus eigener Feder mitzutheilen im Stande wäre, so soll ein Theil davon die Stelle prosaischer Ausmalung hier vertreten:

Wer in das schöne Neckarthal
Am frühen Morgen blickt,
Wenn ihren ersten Sonnenstrahl
Die goldne Sonne schickt:
Dem regt im Herzen und im Sinn
Sich mannichfache Lust,
Und werdend gehen her und hin
Gedanken in der Brust.

Sie fliegen zum Gebirg hinan,
Das thront im Hintergrund,
Da sieht auf dunkelblauem Plan
Das Auge sich gesund.
Ei! denkt die Seele, solch ein Thal
Ist Mannes würd'ger Sitz;
Bald glühn die Berg' im Sonnenstrahl,
Bald im Gewitterblitz!

Dann senkt das Auge tiefer sich
Nach grünem Wiesenplan,
Dort wandelt frisch und morgenlich
Der helle Fluss die Bahn.
Zur Seite durch die Wälder rauscht
Die linde Frühlingsluft,
Und auf dem andern Hügel lauscht
Der Bäume Blüth' im Duft.

O welch ein Thal — spricht da das Herz —
Für jungfräuliche Gluth!
Für Jünglings ersten Liebesschmerz,
Für stillen Hoffnungsmuth!
Wie lieblich wär's, im Morgenlicht
Zu steigen in den Kahn;
Wie der Geliebten Angesicht
Schaut die Natur dich an!

Das Auge folgt des Flusses Lauf;
Und reicher wird das Gau.
Da steigen Rebenhügel auf,
Mit üpp'gem Grün ins Blau.
Und Berge stehen angefüllt
Mit einem Blüthenhain,
Und in die junge Fülle hüllt
Die graue Stadt sich ein.

Von Lindengängen schmuck belaubt,
Verschmäht sie andern Putz;
Ein schlankes Münster hebt sein Haupt,
Verspricht des Himmels Schutz.
Da regt sich Lust nach Weib und Haus
In solchem Segensthal,
Da geht der Mann auf's Freien aus
Im Morgensonnenstrahl.

Die alte Stadt Esslingen ruht aus und verjüngt sich im Schoosse der reichsten Natur; sie selbst ist in ihrem Innern reich an historischen Erinnerungen.

Ursprünglich stand, an der Stelle kaum gelichteter Wälder, hier nur eine einsame Zelle, in welcher die Gebeine des Märtyrers Vitalis ruhten, zu der die zerstreuten neubekehrten Einwohner der Umgegend zu wallfahrten pflegten. Aber eben dieser Sammlungsplatz der Gläubigen gab dem Orte in ziemlich früher Zeit eine politische Wichtigkeit, und schon im Jahre 1077 hält Kaiser Heinrich IV. zu Esslingen wider seinen Gegenkönig, den Herzog Rudolph von Schwaben. Das Stadtrecht erhält es indessen erst unter dem Kaiser Friedrich II., und damit beginnt Esslingens Flor.

Erst eilt des Neckars leise Welle
Vorbei an einer kleinen Zelle,
Drin ruht ein Heiligengebein:
Doch schon ist es ein Platz der Ehren,
Und mit des Reiches Glanze kehren
Schon deutsche Könige dort ein.

Und bald, wie Staufens grossen Söhnen
Verliehen wird, ihr Haupt zu krönen,
Und nun die Schwaben Meister sind:

Da dehnet sich die enge Klause,
Da wurdest du im Königshause,
O Stadt! ein sorgenfreies Kind!

Der Rothbart baut an deinem Thurme,
Der Philipp nimmt in Kampf und Sturme
Doch deiner jungen Mauern wahr.
Des grössten Friedrichs Adler schmücket
Dein graues Thor, und unverrücket
Bewacht es noch sein Löwenpaar. *)

Wirklich hat Friedrich II. Esslingen mit dem Stadtrecht Mauern und Thore gegeben. Noch steht von ihm das „Wolfsthor", über dessen Bogen ein Adler eingehauen ist, und zu beiden Seiten zwei hoch in Stein erhabene Löwen, das Wappensymbol der Herzoge von Schwaben ausprägend. Die Hauptkirche der Stadt, zu St. Dionys, wurde — wie diess der unterste Theil des Schiffes und der offenbar vorgothische Einbau desselben beweist — noch früher begonnen, übrigens nach chronikalischen Nachrichten erst zu Ende des 13ten Jahrhunderts vollendet. Dieses Jahrhundert war die Zeit des schwäbischen Gesanges; auch Esslingen hatte seinen „Schule-Meister" oder Meistersänger — ein Name, der lange fälschlich dem Zeitalter des Minnesanges abgesprochen worden ist — einen Dichter, der „den lichten Maienschein" dieser Frühlingsgegend pries. Das Glück der Hohenstaufen ging jetzt zu Ende. Heinrich VII. hatte im J. 1233 das Predigerkloster und die dazu gehörige Kirche zu Esslingen gebaut. Als er zwei Jahre später, wegen Empörung gegen seinen Vater abgesetzt, in einem Gefängnisse den Tod fand, trat seine Gemahlin Margarita vor den Prior des Klosters und übergab ihm die goldene Krone mit der Weisung, den Erlös unter den Armen auszutheilen.

„Ihr Mönche, gebt diess Gold den Armen,
Ihr Mönche, flehet um Erbarmen,
Fleht für die Seele meines Herrn!"
Werth ist diess Weib, dass man sein denket,
Das auch der Krone Gold verschenket,
Als unterging der Ehre Stern.

*) Diese und die verwandten Verse aus Schwab's Ged. I. S. 151 ff.

„Sieh zu deinem Reiche, Gott! sonst erschleicht er dir noch deinen Himmel ohne Wehr!“ So sang „der Schulmeister von Esslingen“ unter vielen andern Scheltworten (*Maness.* II, 93—95) feindselig dem Habsburger Rudolph entgegen, als er sich auf den römischen Kaiserthron setzte. Aber bürgerliche Wohlthaten besiegten den Widerwillen der Esslinger, und zuletzt nannten sie Rudolph nur „ihren lieben Kaiser.“

Die Stadt wurde immer blühender, und selbst stürmische Zeiten rüttelten vergebens an ihrem Wohlstande. Sie sah dem Kampfe der Gegenkönige Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich, der den Neckar blutroth färbte, ungefährdet zu. Hundert und dreissig Jahre später ward die Frauenkirche mit ihrem herrlichen Thurme gebaut, den uns das gegenwärtige Blatt vor Augen hält.

In Frieden baust du kühn aus Quadern
Die Kirche, die den Ast von Adern,
Den schlanken Thurm, zur Höhe treibt;
Es stehn die hellen Fensterbogen
Mit lichten Bildern überzogen,
In deren Glas die Sonne bleibt.

Nun waren deine Tempel fertig
Und ihres Gottes neu gewärtig;
Da zückt herein der Morgenstrahl:
Erneut, gereinigt ist der Glaube,
Es reifet deine dunkle Traube
Jetzt für den Kelch im Abendmahl.

Im Jahre 1531 hielt der nach Esslingen berufene Reformator Ambrosius Blarer die erste evangelische Predigt in der Dionysiuskirche am Tage nach Sanct Dionys. Von Jahrzehend zu Jahrzehend wuchs jetzt Esslingens Blüthe; die Handwerker gediehen, Weinbau und Weinhandel machten die Stadt lebendig und wohlhabend, während doch alle Ueppigkeit aus dem häuslichen Leben der Esslinger verbannt blieb. Diesen Flor unterbrach einigemal die Pest und gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts der Einfall Mélacs im Franzosenkriege. Noch trägt ein kleines Häuschen in der nur wenige Mauer- und Thurmruinen zeigenden, verödeten Esslinger Burg seinen Namen, und von Geschlecht zu Geschlecht pflanzt sich die Sage fort, dass ihm sogar eine schöne Jungfrau

Esslingens geopfert werden musste, um ihn von der gänzlichen Zerstörung der Stadt abzuhalten. *)

Die Grafen von Württemberg lebten in beständigen Fehden mit der Reichsstadt, die endlich in Folge der grossen Zeitereignisse im J. 1802 unter württembergische Landeshoheit gekommen ist, unter der ihr Wohlstand nur zugenommen hat. Die blühendsten Baumwollen- und Wollenspinnereien, besonders die ihre kunstvollen Erzeugnisse über ganz Deutschland verbreitende Blechwaarenfabrik des Herrn Deffner, welche mit den berühmtesten englischen Fabriken wetteifert, die Tuchfabrik der Herren Gebrüder Hartmann, und die Weinhandlung der Herren Kessler und Comp., deren moussirende, champagnerähnliche Weine durch ganz Europa versendet werden, gehören nach Gründung und Aufschwung ganz den neuesten Zeiten an. In Beziehung auf die letztere, an deren Spitze der Schwiegersohn eines hohen Beamten und der obengenannte Freund des Verfassers stehen, ist in der unruhigen Zeit von 1831 der nachfolgende Scherz des Verfassers gesungen worden, der hier zum erstenmal seine Stelle im Drucke finden soll:

Schwäbisches Räthsel.

Wir haben einen Insargraten
Im sonst so frommen Schwabenland,
Er tobet gleich den Elementen
Im ersten, wilden Schöpfungsstand.

Wisst, seine Zahl ist viele Tausend,
Er haust im Stems- und Neckarthal;
Dort ist er still, doch wird er brausend,
Wenn man ihn zwingt mit Kerkerqual.

Versüssen will man ihm die Bande,
Mit Zucker füttert man ihn gut;
Doch eben diese milde Schande
Erhitzet ihm sein Jugendblut.

Er schäumt vor Zorn, er sprudelt Rache,
Sein Riegel wird ihm zum Geschoss,
Aus dem verschliessenden Gemache
Bricht er mit einem Schusse los.

*) Siehe die Romanze „das Esslinger Mädchen" in G. Schwab's Gedichten I. S. 240 ff., wo freilich der Sage ein beruhigender Schluss gegeben ist.

Es hat der Frechs die Empörung
Dem wilden Frankreich abgelernt,
Und macht bei uns dieselbe Störung,
Und Niemand ist, der ihn entfernt.

Zwar, hüpft er gleich in welschem Tanze,
Sie sagen ihm zum Schabernack,
Es habe der forcirte Franze
Doch einen deutschen Beigeschmack.

Inzwischen lassen sie ihn toben,
Und schimpft man auch, man steht ihm bei;
In manchen Köpfen gibt er Proben,
Dass er ein Mann vom Berge sei.

Und lasst es nur ins Ohr euch sagen,
Der Hauptmann der Rebellion
(Ihr werdet ihn nicht drob verklagen!)
Ist des Ministers Schwiegersohn!

Als besonderer Eigenthümlichkeit ist des sogenannten Esslinger Gebiets zu erwähnen, das aus mehreren kleinen Weilern besteht, welche still und abgeschieden auf der Strecke zwischen dem Rothen Berg und Esslingen, zwischen Wein, Obst und Wald liegen, meist aus zerstreuten, über das ganze Gebirge bis auf die äussersten Höhen verbreiteten Häusern zusammengesetzt sind und sich höchst malerisch und einladend den Blicken darstellen. Sie sind, auch in vielem andern noch altdeutscher Sitte getreu, nach Weidgerechtigkeiten und Hirtenschaften eingetheilt und, obgleich mit eigenen kleinen Kirchen versehen, doch nach Esslingen eingepfarrt. Stille Frömmigkeit herrscht unter ihnen, und hier und da bewahrt ein solcher „Filialist“ geheime Heilmittel der Natur, die er, von den Voraltern ererbt, zum Nutzen und Frommen der Nachbarschaft anwendet. Auch unser Bild zeigt uns einige von diesen glücklichen Pfarrkindern Esslingens.

Die Stadt war in dem letzten Jahrzehend lange bleibender Sitz der jetzt wandernden Liederfeste für den vierstimmigen Gesang. An einem solchen musikalischen *Agon* wurde auch vor Tausenden von Zuhörern das Gedicht gesprochen, aus welchem unser Aufsatz die bezeichnendsten Strophen mittheilt.

Wer auf der Brücke von Esslingen steht und die erlesensten Gaben der Natur mit den seltensten Schätzen des Alterthums ge-

paart überschaut, wird einstimmend mit dem Dichter der umblühten, ehrwürdigen Stadt die Worte zurufen:

Zeig' immer stolz dein Prachtgelände,
Die schmucken Werke deiner Hände,
Dein Thal, vom Segen Gottes voll,
Und deine grauen Alterthümer,
Der Burg und der Kapellen Trümmer,
Die Kindeskind noch schauen soll!

Dritte Reise.

Der Schwarzwald.

Kloster Hirsau. — Der Wasserfall bei Triberg — Die Hölle. — Freiburg im Breisgau. — Badenweiler. — Forbach im Murgthale. — Das alte Schloss Baden

Kloster Hirsau.

Das hohe Schwarzwaldgebirge fällt nach allen Seiten in tiefer liegende Landschaften ab, im Süden und Westen ins breite Rheinthal, im Norden in die wellenförmige Ebene der obern Rheinpfalz, die den Schwarzwald vom Odenwald trennt, im Osten in die Flussthäler der Nagold, der Waldach, des Neckars und der südlich dem Rheine zueilenden Wutach. Es streicht von Südsüdwesten nach Nordnordosten mit einer Längenausdehnung von fünf und vierzig Stunden; die Breite von Osten nach Westen beträgt zehn, am nördlichen Ende allmälig verschmälert nur fünf Stunden, der ganze Flächenraum etwa neunzig Geviertmeilen. Die höchste Höhe hat das Gebirge im Süden, wo der Gebirgsknoten des südlichen Schwarzwalds, der Feldberg, 4600 Pariser Fuss über das mittelländische Meer sich erhebt. Im Norden vertritt der Kniebis in etwas kleinerem Massstabe (3016 Fuss hoch) den Feldberg. Am steilsten und schroffsten ist der westliche Abfall ins Rheinthal, wo sich das Gebirge in mehreren hinter einander gelagerten Wällen bis zur höchsten Kette aufthürmt. Im nördlichen Theil entsendet der Westabsturz Bergäste ins Rheinthal hinaus, auf welchen sich wieder einzelne Kuppen erheben. Gegen Osten ist der Abfall im südlichen Theile ziemlich bedeutend, jedoch nicht schroff, im nördlichen dagegen, dem Innern Württembergs zu, wo sich das Gebirge allmälig verflächt, gering, so dass der von hier aus den Schwarzwald besuchende Reisende den Boden des Gebirges betritt, ohne es gewahr zu werden. Im Norden, gegen die Oberpfalz, ist der Abfall wieder ziemlich steil und hoch. Die nördliche Hälfte des Gebirges selbst nimmt den Charakter einer Hochfläche an. Vom Süden, aus dem Knoten des Feldbergs, strömen die Quellbäche der Hauptflüsse nach allen vier Weltgegenden, die Wutach, die Wiese, die Dreisam dem Rhein, die Breg und die Briegach der Donau zu. Die Hochfläche des Ge-

birgs wie seine Köpfe bedecken meist ausgedehnte, dicke und dunkle Nadelwaldungen, hier und da von einem Köhlerplatz, einem Feldstück, auch grössern Feldungen unterbrochen. Auf den höchsten Höhen hören die zusammenhängenden Wälder auf. Das rauhe Klima duldet nur verkrüppelte Nadelbäume, und mit jedem Schritte sinkt der Fusstritt in schwarzen, schwammigen Moorgrund ein, welcher von einzelnen Rasen hoher Sumpfgewächse besetzt ist. Seine Wunder erschliesst der Schwarzwald erst im Schoosse der Thäler, wo die Natur vom Erhabensten und Schauerlichsten allmälig ins Lieblichste und Mildeste übergeht, so dass der Wanderer, der am Morgen vom Gebirgssturm umsaust unter verkrüppelten Fichten einherschritt, am Abend zwischen Hirsefeldern, zahmen Kastanien und Weinbergen wandelt. Die Hauptzierden dieser Thäler sind ihre hingestreuten Hütten, Höfe, Mühlen und Dörfer, und der rasche Fluss, der anfangs braun, doch klar vom Moorgrunde kommend, immer krystallheller wird, häufig anfangs ein Sturzbach ist und die ungeheuersten Felsblöcke mit in sein Bett hinabnimmt, bis er in der Ebene zum breiten und leicht zwischen niedrigen Ufern dahin gleitenden Gewässer wird.

Die Hauptmasse dieses Gebirges, als eines Urgebirges, besteht aus Gneiss und Granit, jener im südlichen, dieser im nördlichen Schwarzwalde vorherrschend. Gegen Norden und Osten verliert sich das Urgebirge allmälig unter der Decke des rothen oder bunten Sandsteins, der zuoberst ganz in eine Thonlage übergeht. Als Zwischenglieder treten mehrere untergeordnete Steinarten auf, darunter schöner, dem Urgebirge sich anschliessender Porphyr. Auch Metalle umschliesst die Gebirgsmasse, und besonders beträchtlich ist ihr Eisenreichthum. Kalte und warme Mineralquellen voll edler Heilkräfte entströmen jene dem Sandstein, diese dem Urgebirge.

Als Bewohner theilen sich in den Schwarzwald im Süden und Westen die Alemannen des Breisgau's und der nordwestlichen Schweiz, die Oberschwaben im Osten, im Norden die Niederschwaben. Die Wohnungen sind hölzern, die Tracht ist ernst und schwarz, die Beschäftigung des Schwarzwälders richtet sich nach dem Boden, den er besitzt. *)

*) Vergl. Völter a. a. O. S. 3—41.

Von allem diesem, was hier übersichtlich gesagt worden, erzählen wir umständlicher bei einzelnen Bildern. Vorest folge uns der Naturfreund in eines der bescheideneren Thäler des württembergischen Schwarzwaldes, zum Kloster Hirsau.

Helicena, erzählt uns die Sage, war eine fromme, reiche Wittwe, die brünstig ganz dem Herrn sich anzutrauen strebte und oft auf den Knieen ihn fragte, auf welche Weise sie ihre Erdengüter am besten anwenden könnte.

Da lag sie in der Nacht einmal,
Gewiegt in fromme Träume,
Und sah ein seltsam fremdes Thal,
Darin drei Fichtenbäume.
Die Bäume waren wundersam
Aus Einem Stamm gesprossen;
Aus ihren duft'gen Wurzeln kam
Ein klarer Born geflossen.

Und ob der fremden Wunderau
Sah sie am Himmel wallen
Hoch einen Dom auf Wolken blau,
Hört' eine Stimme schallen:
„Diess Gotteshaus, du fromme Braut,
Sei, wo die Bäume stehen,
In bestem Grund von dir gebaut,
Nimm's aus geweihten Höhen!"

Die Frau erwacht, zieht ihr Feierkleid an, schmückt sich mit duftigen Blumen, wandert in ein fremdes Thal, bis ihr Alles klar im Sonnenschein entgegenblickt, die drei Bäume und der Born voll Himmelsthau, der hell über Blumen fliesst.

In stiller Demuth ging sie aus,
So stille kehrt sie wieder,
Und setzet hier das Gotteshaus
Aus Himmelshöhen nieder.

So lautet die Legende von der Stiftung des Klosters Hirsau.*) Diess soll im J. 645 geschehen und Helicena aus dem Geschlechte der Edelknechte von Calw gewesen sein. Inzwischen stiftete sie wahrscheinlich nur die St. Nazarius-Kapelle und das dazu gehörige Haus, und erst zur Zeit Ludwigs des Frommen brachte No-

*) Kerners Dichtungen S. 101 ff.

tung, Graf von Calw, Bischoff von Vercelli, die Gebeine des heil. Aurelius nach Deutschland und fand durch ein himmlisches Zeichen hier, am rechten Ufer der Nagold, wo die St. Nazariuszelle Helicena's stand, die Stätte, wo er dem Heiligen Kloster und Kirche gründete (830). Inzwischen gerieth es in den folgenden Jahrhunderten ganz in Verfall, so dass Albert der ältere, Graf von Calw, 1066 ff. dasselbe von neuem stiften musste und es auf dem linken Ufer der Nagold baute, auf welchem noch jetzt seine Trümmer stehen. Von nun an beginnt die Glanzperiode Hirsau's. Das Kloster kam durch Schenkungen bald so in Aufnahme, dass die Zahl der Mönche mit den Laienbrüdern sogar auf dreihundert stieg. Es wurde von ausgezeichneten Aebten regiert und bald der Sitz mittelalterlicher Bildung und Gelehrsamkeit. Aus Hirsau gingen jetzt Colonieen von Mönchen nach Frankreich und Schwaben. Um das neue Kloster, das Abt Wilhelm 1083—1091 gebauet, erhoben sich in der Folge viele und stattliche Gebäude, die eine Ringmauer umschloss. Im J. 1525 wurde Hirsau von den Bauern geplündert. Angezogen durch die Schönheit der Gegend — die klare Nagold bewässert hier das lieblichste Wiesenthal zwischen himmelhohen Tannenbergen, und das Kloster blickt auf einer kleinen Erhöhung frei durch den Thalgrund hin — liess der gute, baulustige Herzog Christoph von Württemberg hier ein Schloss aufführen, hob aber als Reformator seines Landes im J. 1558 das alte Kloster auf und verwandelte dasselbe in eine evangelische Klosterschule. Der erste lutherische Abt, *D.* Heinrich Weickersreuter, wurde dem letzten katholischen Abte, den man christlicherweise im Kloster absterben liess, als Coadjutor gegeben. Die neue Stiftung blieb unangefochten, bis in Folge der Ereignisse des dreissigjährigen Krieges die evangelischen Aebte dem Katholicismus wieder weichen mussten. Das Kloster sah jetzt wieder zwei katholische Aebte. Erst der westphälische Frieden brachte die evangelische Ordnung der Dinge zurück. Die Klosterschule blühte unter der Leitung würdiger Prälaten, unter welchen berühmte Namen Schwabens glänzen, ruhig fort, bis das verhängnissvolle Kriegsjahr 1692 die gänzliche Zerstörung des Klosters und damit die Verlegung der Klosterschule nach Denkendorf unweit von Stuttgart herbeiführte. Aebte von Hirsau wurden indessen fortcreirt, so lange die alte Verfassung Württembergs dauerte.

Die Franzosen, die grausamen Verwüster der Pfalz, verbrannten am 20. Septbr. 1692 auch hier Kloster und Klostergebäude. Die Veranlassung zu der Unthat soll ein Strich des Bürgermeisters der Nachbarstadt Calw durch einen Contributionsbrief Melac's und die Ermordung eines französischen Officiers gewesen sein. Was Melac zerstörte, vollendeten die Beamten selbst. Die herrliche Klosterkirche, die gegen 300 Fuss lang war und zwei hohe gleiche Thürme hatte, lag freilich schon in Asche, aber eine schöne Kapelle, welche 1783 noch unversehrt dastand, wurde um 1800 zu Baumaterialien verwendet. Kirche und Kreuzgang hatten damals noch gemalte Fenster, über welche der grosse Lessing aus einer Hirsauer Handschrift des evangelischen Abtes Johann Parsimonius von 1579, die Joh. Jak. Moser der Wolfenbüttler Bibliothek überlassen, seiner Zeit berichtet hat. Sie sind unter König Friedrich nach Monrepos bei Ludwigsburg gewandert und decoriren jetzt in den dortigen Anlagen ein zierliches Kirchlein.

Von sämmtlichen Gebäuden sieht man noch die Ruinen der Peterskirche und den einen ihrer Thürme, eine ganz erhaltene Kapelle, einen grossen Theil des Kreuzgangs; vom Kloster selbst einen achteckigen und einen runden Thurm; die ausgebrannten vier stattlichen Wände des Jagdschlosses, die Reste der Aureliuskirche und rechts von der Nagold ein Kirchlein auf dem Platz der alten Stiftung. Diese sämmtlichen Ueberbleibsel in dem von immergrünen Tannenbergen beschauten, wiesenreichen Nagoldthale, in wucherndes Gebüsch eingekleidet, gewähren einen rührenden, doch nicht lustern Anblick.

In der Hauptkirche sollen sich in den alten Zeiten sehr viele Gemälde befunden haben; in einer Seitenkapelle sah man die ledernen Kriegskleider eines Riesen, der einst in diesem Revier gehauset. So lange das evangelische Seminarium bestand, war über dem Kreuzgange das Dormitorium der Stipendiaten und darin je auf vier Seiten vierzig Fenster mit alt- und neutestamentlichen Glasmalereien. Innerhalb des Kreuzganges plätscherten drei Brunnen, worunter ein schöner Springbrunnen. Einer von ihnen steht jetzt im Bade zu Teinach, die Schale des andern wird zur Viehtränke in Teinach selbst benützt.

Unter den Monumenten des Klosters fand sich auch das Grabmal des Abtes Bruno, eines Herren von Württemberg (um 1100),

das zu den ausgezeichnetsten Denkmälern des Alterthums gehörte. Ein ebenfalls gut erhaltenes Grab ist das des Abts Aurelius. Mehrere andere Gräber von Aebten sind zerstört; es werden deren immer mehrere ausgegraben und neuerlich durch Anordnung der Regierung gehörig geschont, die Gebeine aber an einer und derselben Begräbnissstelle beigesetzt. Mit den Denksteinplatten, die sonst offen in der Kirche dagelegen haben mögen und jetzt mehrere Fuss tief aufgegraben werden müssen, ist man bisher nicht geschickter umgegangen, als früher räuberisch und muthwillig mit den darunter befindlichen Skeletten, deren goldene Siegelringe und andere Kostbarkeiten die Habsucht reizten. Die Denksteine sind bis auf wenige völlig zerschlagen und die Stücke liegen ohne Zusammenhang umher. Auch das Denkmal des Reformators Brenz soll hier aufgegraben worden sein. Einer der vielen Steine besagt, dass der Abt Johannes Schulthess das Kloster nach einem Brande wieder aufgebaut, was ohne allen Zweifel nach dem Bauernkriege geschehen ist, wo Schulthess die Leitung des Klosters seit dem Jahre 1524 führte. Merkwürdige Schriften über das Kloster Hirsau, deren Verfasser der nach Weingarten geflüchtete Abt Wunibald († 1637) ist, hat man in letzterem Kloster vor etwa 20 Jahren gefunden.

Im Ganzen findet der Forscher in Hirsau nur wenig, aber diess Wenige, aus der unschätzbaren Hirsauischen Chronik des Trithemius ergänzt, ist für die Kunstgeschichte von grosser Bedeutung *). Die Aureliuskirche, von der nur Reste stehen, ist aus dem 9ten Jahrhundert und höchst merkwürdig als treue Copie der römischen Basiliken, wie solche seit dem vierten Jahrhundert angelegt wurden; namentlich sind die Hirsauer Kreuzgewölbe — wohl die ältesten in Deutschland — eine treue Nachbildung der römischen aus der letzten Kaiserperiode. Wie denn die deutsche Kunst bei allmäliger Zunahme technischer Fertigkeit diese Vorbilder verliess, zeigt sich bei der dritthalbhundert Jahre später erbauten Peterskirche zu Hirsau, von der sich der Grundriss in Gestalt eines lateinischen Kreuzes, so wie einer der Thürme noch erhalten hat. Abenteuerlich schauen die Menschen- und

*) S. in Mone's Anzeiger für Kunde der d. Vorz. den gelehrten Aufsatz vom Hauptmann Krieg Sachfelden im 1. u. 2. Hefte des 4. Jahrg. 1835.

Thiergestalten hier von dem hohen Gesimse herunter. Diese häufig vorkommenden und vielfach gedeuteten Steinbilder beruhen theils auf biblischen Darstellungen, theils auf Legenden und Sagen von den Schutzheiligen, theils endlich auf heraldischen Beziehungen. Auf der Südseite des Thurmes sieht man einen sitzenden Arbeiter in Laientracht, mit lockigem Haupthaar, der mit beiden Händen den mittlern Pfeiler trägt. Die Figur stellt einen der sogenannten Oblaten (freiwillig angebotener Laien) vor, durch deren Beihülfe Abt Wilhelm hauptsächlich den Bau ausgeführt. Alle Bilder zusammen formiren eine Hieroglyphenschrift, welche sich auf den Bau der Kirche bezieht. — Aus den hohen Mauern der Schlossruine strebt eine schlanke Ulme empor, die unsterblich bleiben wird, weil Ludwig Uhland sie besungen hat.

Zu Hirsau in den Trümmern
Da wiegt ein Ulmenbaum
Frisch grünend seine Krone
Hoch über'm Giebelsaum.

Er wurzelt tief im Grunde
Vom alten Klosterbau,
Er wölbt sich statt des Daches
Hinaus in Himmelsblau.

Weil des Gemäuers Enge
Ihm Luft und Sonne nahm,
So trieb's ihn hoch und höher,
Bis er zum Lichte kam.

Es ragen die vier Wände,
Als ob sie nur bestimmt,
Den kühnen Wuchs zu schirmen,
Der zu den Wolken klimmt.

Wenn dort im grünen Thale
Ich einsam mich erging,
Die Ulme war's, die hehre,
Woran mein Sinnen hing.

Wenn in dem dumpfen, stummen
Getrümmer ich gelauscht,
Da hat ihr reger Wipfel
Im Windeshug gerauscht.

Ich sah ihn oft erglühen
In ersten Morgenstrahl;
Ich sah ihn noch erleuchten,
Wenn schattig ringe das Thal.

Zu Wittenberg, im Kloster,
Wirkte noch ein solcher Strom
Und brach mit Riesenkräften
Zum Himmelslicht hinaus.

O Strahl des Lichts! du dringest
Hinab in jede Gruft.
O Geist der Welt! du ringest
Hinauf in Licht und Luft.

Die tiefen Töne dieses Liedes verhallen wie der Gesang im Gewölbe einer Klosterkirche; ich aber, der Berichterstatter, werfe noch einen Blick voll eigenthümlicher Wehmuth auf diese Ruinen, die bald ein treues Blatt vervielfältigen soll: Im J. 1692, gerade hundert Jahre vor meiner Geburt, wurde der dreijährige Sohn des Klosterbeamten aus den flammenden Gebäuden von den flüchtenden Eltern getragen. Das Kind ward ein achtzigjähriger Greis und war der mütterliche Grossvater meiner längst auch ruhenden Mutter, die ihm als kleines Mädchen noch oft die Locken des schneeweissen Hauptes gescheitelt hat.

Der Wasserfall bei Triberg.

So gern wir bei den Bädern des württembergischen Schwarzwaldes, dem einsamen und heilkräftigen Wildbad, dem lebendigen, noch manche alte Volkssitte freilich nicht rein bewahrenden Teinach, dem stillen Liebenzell, dem Wallfahrtsort unfruchtbarer Frauen, mit der gewaltigen Ruine eines Raubritters, „des Merklinger Tyrannen“, verweilt hätten, so treibt uns doch die beschränkte Zahl dieser Blätter dem Kerne des Hochgebirges zu, der für malerische und romantische Darstellungen die reichste Ausbeute liefert und im Breisgau zu suchen ist. Dieser neun Meilen lange, in grösster Ausdehnung sieben Meilen breite Gebirgsstrich, einst eine eigene Landgrafschaft, ist reich an hohen Kettenbergen, vielen Felsen, auch fruchtbaren, mit Wein gekrönten Hügeln, die sich in ihrer letzten Abdachung in die reizende

Rheinebene verlieren. Unter den Bergen des Breisgau's überschaut der Feldberg, der höchste Berg unsers deutschen Vaterlandes, an Höhe wie an Pracht der Aussicht dem Rigi der Schweiz wenig nachstehend, wo neun Monate des Jahres der Schnee nicht schmilzt, die ganze Kette der Tyroler- und Schweizeralpen, vom Hochvogel an bis zur Jungfrau und Blümlisalp, die Ketten der Vogesen, des Taunus, des Odenwaldes, der schwäbischen Alb, und die waldigen Wellen des Schwarzwaldes, über welche der Feldberg wie ein Ararat hervorragt, und hinter diesen die unermessliche Rheinebene mit ihrem silbernen Strome. Es ist die schönste Fernsicht, die Deutschland zu bieten hat. Nächst dem Feldberg zeichnen sich der Kandelberg, der Blauen und der Belchen aus, lauter köstliche Punkte für Aussichten. Zwischen allen diesen Bergen sind tiefe Thäler voll der ernstesten Reize, das gefeiertste unter ihnen, wiewohl von bescheidnerer Schönheit als die meisten, Heleis Wiesenthal; die andern durch die Treisam, die Glotter, die Alb, die Elz gebildet, alle das Gebirge in den verschiedensten Richtungen durchziehend. Auch zwei Seen hat das Breisgau aufzuweisen, den Feldsee und den Titisee. Natur, Häuserbau, Sprache und Sitte der Bewohner mahnt hier allenthalben an die benachbarte Schweiz, und so ist es denn kein Wunder, wenn wir in diesem Gebirge auch den einzigen Wasserfall Deutschlands finden, der sich kühn mit dem gepriesenen Schweizerfalle, dem Giessbach, messen darf.

Tryberg ist ein kleines Städtchen von keinen hundert Häusern und kaum achthundert Einwohnern; es bietet an sich keine Merkwürdigkeit dar, als dass es zu den Landstädtchen Schwabens gehört, die von Zeit zu Zeit mit einer Feuersbrunst heimgesucht zu werden vom Geschicke bestimmt scheinen; denn im J. 1525 wurde es sammt seinem Schlosse von den rebellischen Bauern verbrannt, im J. 1642 zerstörten die eigenen Bewohner Trybergs die den Herren dieses Namens angehörige Ritterburg in einem Aufruhr und warfen Feuerbrände darein; vor etwa zehn Jahren endlich ist das ganze Städtchen durch Nachlässigkeit in Brand gerathen und ganz in den Flammen aufgegangen, so dass aus dieser finstern Gegend jetzt ein neuer Ort mit heitern Gebäuden aufgestiegen ist. Die Stadt liegt in einer engen, kaum hundert Morgen messenden Bergschlucht, etwa zweihundert Schuh tiefer,

als die drei dieselbe nicht besonders malerisch umschliessenden Bergrücken, und doch liegt sie noch höher als der höchste Gipfel des Kaiserstuhls am Rheine. Die neue Anlage des Städtchens ist so berechnet, dass hinter der breiten Hauptstrasse der Wasserfall herniederwallt und die Bergschlucht emporsteigt.

Denn in nächster Nähe haben hier die Naturgeister ihren Sitz aufgeschlagen; in einer von ferne kaum bemerkbaren Bergschlucht spielen auf dem stürzenden Fallbach, der vom westlichen Rücken des Bergkessels herabtost, die Wassergeister auf ihrer gewaltigen Orgel, während auf nordwestlicher Seite an der Felsenecke der Gebirgskluft, wo der enge Fusspfad an der rauschenden Schonach hinaufführt, die Luftgeister auf der tannenbesaiteten Aeolsharfe des Waldes mit ihren seufzenden Hauchen das Rauschen des strömenden Waldbaches begleiten. In mancher stürmischen Nacht kann der Wanderer diesen natürlichen Aeolsgesang unter den hohen Tannen belauschen. Vielleicht war es hier, wo der frühvollendete Schenkendorf seine feierliche Hymne auf den Schwarzwald gesungen hat. Wenigstens lässt sich hier der Ton vernehmen, von welchem er so begeistert singt, die uralten Säulen des Waldes anredend:

Euch Bäume hat kein Mensch gestreut,
Euch säte Gottes Hand;
Ihr alten, hohen Tannen seid
Mir meines Gottes Pfand.

Durch eure schlanken Wipfel geht
Sein wunderbarer Gang,
In eurem grünen Zweigen weht
Ein schauervoller Klang.

Das ist ein ferner Liederton,
Er klingt wohl tausend Jahr,
Von Geistern, deren Zeit entfloh'n
Und deren Burg hier war.

Wie schaurig hier und wie allein
Im höchsten schwarzen Wald,
Nicht fern kann hier die Wohnung sein
Der seligsten Gestalt,

Der Freiheit, die mein Herz gewann,
Der einzig Heldenbraut,

Der ich, ein lebenbenoter Mann,
Für ewig mich vertraut.

Der Mund des Volkes hat eine andere Deutung für die Lieder dieser Naturharfe. Zum erstenmal hörten den ungewöhnlichen Klang in den Tannenwipfeln zu Ende des 17ten Jahrhunderts einige auf den nahen Schönwälder und Schomacher Höhen stationirte Soldaten eines kaiserlichen Regiments. Ihr frommer Aberglaube liess sie übernatürliche Wirkungen ahnen. Bald fanden sie auch am höchsten und schönsten Tannenbaum bei einer lautern Felsenquelle ein aus Lindenholz geschnitztes Marienbild, das Jesuskind im Arme haltend, angeheftet. Ein Bürger von Tryberg, mit Namen Friedrich Schwab, hatte das Bildchen als Weihgeschenk für seine an der Quelle des Felsens erlangte Genesung im Jahre 1680 an diesen Tannenbaum angeheftet. Die Soldaten, die in jenem Gesange der natürlichen Windharfe die Huldigung der Engel hörten, der Mutter des Heilandes dargebracht, bessern dem Bild eine blecherne Kapsel verfertigen und diese mit der Inschrift schmücken: *Sancta Maria, patrona militum, ora pro nobis.* Dazu fügten sie eine Opferbüchse, die bald so reich wurde, dass vom Ertrag eine, freilich vergängliche und vergangene Kapelle aus Brettern gezimmert werden konnte.

Dichterohr vernimmt diesen Gesang nicht nur an der Felsenecke bei Tryberg. Von demselben Engelsklang im Walde hat noch neulich Alphons von Lamartine in seinem Jocelyn auf seiner eigenen Dichterharfe die sanften Laute nachhallen lassen, die hier ihre passende Stelle finden:

Ihr Tannen, Wohlklangs voll! ihr Harfen in dem Wald,
Drauf jeder Himmelswind die eigne Stimme hallt,
Ihr seid das Saitenspiel, wo Alles weint und singet,
In tausend Echo's sich Natur mit Lust verschlinget;
Kein Menschenseufzer ist, der nicht mit süssem Hall
In einem Aetherhauch fand' einen Widerschall.
Ihr heil'gen Bäume wisst, was Gott uns zuherbindet,
Singt, weinet, tragt mit mir die Trauer wie den Frieden!
Gott aber weiss allein, ob euer süsser Klang
Sei Weinen über uns, sei froher Lobgesang!

Wir kehren jetzt zum Gegenstande des vorliegenden Bildes, dem Tryberger Wasserfalle, zurück. Dieser Fallbach verleiht der nächsten Umgebung einen sehr romantischen, schweizerischen An-

strich, wo sich im verjüngten Massstabe vieles Malerische vereinigt: Felsengruppen, sanftere Wiesenflaren im Hintergrunde, kahle Berghöhen, Partieen schattiger Schwarztannen, an welche sich einfache Holzhütten und Bauerhöfe anlehnen, in deren Umzäunungen die Heerden, Kühe und Ziegen, von strohflechtenden Hirtenknaben oder Mädchen geleitet, bergan und ab gleiten. Der Fall stürzt sich in der engsten Schlucht in neun bis zehn Absätzen herunter, die jedoch nicht, wie beim Reichenbach des Berner Oberlandes, durch horizontale Strömungen des Wassers von einander getrennt sind, sondern, dem Giessbache bei Brienz ähnlicher, zusammen doch wieder nur ein einziges, wallendes Wasserband ausmachen, dessen Mitte — fast wie jenar — durch einen betretbaren Steg durchschnitten ist. Die mächtigsten Tannen steigen zu beiden Seiten wie die Posten eines zerfallenen Portals empor, als dessen einstige zerfallene Wölbung ein gewaltiger Felsblock mitten im Wasserschaum auf dem Boden liegt.

Bei dem Städtchen vereinigen sich die drei Waldbäche, die Nussbach (vom nordöstlichen Bergeinschnitt herabfliessend), der Fallbach und die Schonach, und strömen drei Stunden durch ein tiefes und breites Thal fliessend, unter dem malerischen Städtchen Hornberg in die Kinzig, die von dort an das mit Recht berühmte Kinzigerthal bildet, dessen romantische Bergwände die lieblichen Städtchen Hausach, Gengenbach und Offenburg umschliessen. Von dem erstgenannten dieser drei Orte führt ein Seitenweg über das waldige Wolfach, das treffliche Bergwerke besitzt, in das Schappacherthal, das die schmucksten Schwarzwaldhütten zeigt, aus denen in eigenthümlicher Landestracht freundliche Bewohnerinnen mit grossen blauen Augen dem schaulustigen Wanderer lächelnde Grüsse zunicken. Ist man einmal dort, so sind die Bergpfade allzulockend, als dass die Bäder Rippoltsau, Griesbach, Petersthal und das tief in dem Abgrund versteckte Antogast übergangen werden dürften.

Könnten dreihundert statt dreissig Bilder aus Schwaben gegeben werden, so dürften aus allen diesen Gegenden mehrfache Darstellungen nicht fehlen.

Die Hölle.

Von Tryberg fördert uns ein Gebirgsweg südwestlich in das von Südosten nach Nordwesten streichende Felsthal, das von seiner furchtbaren, selbst im rauhesten Schwarzwald unerwarteten Wildheit den Namen Höllenthal davongetragen hat. Dieser Weg, der zunächst nach den Dörfern Schönenwald und Furtwangen führt, geht am Scheitel der Tryberger Wasserfälle vorbei, welcher dadurch höchst interessant ist, dass das Bergflüsschen Gutach hier völlig verschwindet und sich unter einer Masse, ja, man könnte sagen, einem horizontalen Mauerwerk jener rundgewaschenen Felsblöcke verbirgt, welche in dieser Höhe, auf diesen Gipfeln der Gebirge ein wahres Räthsel sind. Unter dieser Steindecke hört man das Rauschen des Waldstromes. „Hier muss einmal das Meer gewesen sein", sagte unser Führer trocken und gläubig, und der Anblick widersprach seiner Behauptung nicht. Auch ist der Wasserreichthum auf dieser Gebirgshöhe sehr gross, Felder und Wiesen vertrocknen im heissesten Sommer nie ganz, und wenn in unsern fruchtbaren Ebenen und Tiefen die letzteren in den jüngsten heissen Jahrgängen afrikanischen Steppen glichen, labte sich das Auge dieser Gebirgsbewohner an unverwelklichem Grün. Schönenwald und Furtwangen liegen in solchen bewässerten Thälern, deren Höhen mit Tannenwäldern bekränzt sind. Die Gegend ist hier an sich nicht malerisch, namentlich hört alles Felswesen auf, das der untern Gegend zwischen Horaberg und Tryberg den Namen der kleinen Hölle verdient hatte; doch erhalten die einförmigeren Tiefen und Hochflächen einen eigenthümlichen Reiz durch die zum Theil abenteuerlich schweizerische Bauart der Häuser und Höfe, die anmuthig zerstreut umherliegen und bei denen die verschiedensten häuslichen und landwirthschaftlichen Zwecke vielmehr im Relief und in ihren ungekünstelten Forderungen erscheinen, als bei uns im übercultivirten Lande. Ihr Anblick gewährt den mannichfaltigen Wechsel und die Unterhaltung, ja selbst hier und da den malerischen Reiz, den die Gegend selbst den Blicken des Wanderers versagt. Eine starke Bevölkerung in mannichfaltigen Nationaltrachten belebt diese zerstreuten Gehöfte, doch ist gerade die Kleidung der Weiber, obwohl charakteristisch, keineswegs schön zu nennen. Nur der Kopf, den der

weisse oder auch grellgelb gefärbte Schwarzwälder Strohhut von männlicher Form noch über der Haube deckt, hat einen der rothen Wangen und blauen, hellen Augen würdigen Schmuck. Das schwarze manchesterne Leibchen ist allzukurz und knapp, nach hinten nicht einmal zu der kurzen Taille herabreichend. Der dunkle Faltenrock breitet sich nach unten im Dreieck unter vielen Falten aus und entfernt sich gänzlich von der Form des menschlichen Körpers, so dass die schmucksten Mädchen zu einer Missgestalt abgestumpfter wandelnder Kegel werden und besonders von hinten gesehen recht abscheulich sind. Die Farbenzusammenstellung jedoch, schwarzmanchesterne Spencer, unter diesen rothe Mieder, dunkle Röcke und blaue oder rothe Strümpfe, hat etwas sehr Gefälliges. Die einsamen Orte Schönenwald und Guttenbach, über welche der Weg führt, haben alte Kirchen, mit Hof- und Hofthor umgeben, durch welches die vergoldeten Kirchhofkreuze hell herausblicken. Furtwangen aber ist ein stattliches, sehr lebendiges Uhrmacherdorf im ausgesprochensten Schwarzwald-Charakter. Hier geht die Strasse nach „der Neustadt“ durch, einem gewerbthätigen Städtchen, das seine hölzernen, zum Theil sehr kunstreichen Uhren durch halb Deutschland versendet.

Der Wanderer zur Hölle verlässt hier die Strasse und schlägt sich rechts durch immer steiler werdende Waldgegenden an der „kalten Herberge“ (einer in Schwaben sehr häufig vorkommenden Benennung) vorbei, welche eine Wasserscheide zwischen dem Rhein und der Donau bildet, nachdem er kurz zuvor die der Kinzig und somit dem Rheine zueilende Guttach verlassen und über den einen der Donauzuflüsse oder vielmehr der Donauquellen, die Breg, gegangen war. Sein Weg führt ihn jetzt zwischen zwei Seitenthälern hindurch; von der linken Seite her winkt ihm in ziemlich freundlicher Lage das Pfarrdorf Urach (wohl von jener Albstadt und Veste zu unterscheiden), rechts schaut aus wilderer Thalumgebung Neukirchen heraus; vom höchsten Bergrücken öffnet sich ihm die Aussicht auf die gestreckten Schwarzwaldshöhen, welche das Rheinthal begrenzen, namentlich auf den Rücken des Feldberges, den schon im Augustmonat jedes Unwetter mit Schnee bedeckt. Selbst die ganze Umgegend kann mitten im Sommer bei besonders ungünstiger Witterung unter Schnee gelegt werden. Nachdem wir auf diesen Höhen in grossen

Einsamkeit dahingepilgert, that sich uns endlich am südlichen Abhang ein weites, nicht steil und hoch eingeschlossenes Wiesenthal mit der Dorfschaft Langenorlach auf, deren vereinzelt stehende Häuser das ganze weite Thal ausfüllen. Dann ging es durch fruchtbare Geländer, immer abwärts, dem Höllenthal zu. Neustadt, das, wie Tryberg, nach einem Brande neu aufgebaut ist, bleibt links liegen, und unversehens ist man auf der breiten Strasse, die zur Hölle führt, und wo der schwarze Dämon dieses Passes, der übrigens ein unschuldiger Waldgeist ist, von Viertelstunde zu Viertelstunde ein einladendes Wirthshaus hingezaubert hat. Das erste führt einen Stern im Schilde und ist noch eine Stunde vom Eingang in das eigentliche Höllenthal und von seinem steilsten Abhang entfernt.

Die Ankunft bei den Felsen selbst bildet einen um so überraschenderen Moment, je weniger die letzte Strecke, die noch zurückzulegen ist, den Reisenden auf sie vorbereitet. Das Thal ist nämlich auf diesem ganzen Wege breit genug, um rechts und links von der bequemen Strasse jene gewohnten Uebergänge vom Thale zu den Bergen zu gestatten, jene Unebenheiten und Wellenlinien, die der Blick durchlaufen kann, ohne unmittelbar auf den Bergwänden aufzuprallen. Plötzlich aber, nachdem man vom zweiten Wirthshause, welches zugleich das Posthaus ist, eine starke Viertelstunde die steiler werdende Bergstrasse bis zum Thale hinab verfolgt hat, rücken die Berge ganz nahe zusammen, und ehe man es sich versieht, findet man sich von den ungeheuersten, bald hervorspringenden, bald thurmähnlich emporsteigenden, bald überhangenden Felsenmassen umringt, eingeschlossen und fast bedroht. Bei jedem Schritte, den der Wanderer thut, treten ihm neue Felsenkolossen entgegen; der Vorschritt scheint ihm abgeschnitten; und blickt er, wie zagend, hinter sich, so ist auch hier die eben noch offene Strasse durch wie plötzlich hervorgesprungene Steinblöcke gesperrt. Nur der Wald wuchert furchtlos unter diesen versteinerten Riesen; sein lustigstes Grün bekleidet ihre Wände und überkleidet sie oft, und seine kühnsten Stämme scheinen eben erst die höchsten Gipfel der Felsen erklettert zu haben und blicken triumphirend in die Tiefe hinab. Hier und da bildet das hervorstehende Gestein die thurmhohe Wand der Strasse und der Wandelnde sucht vergebens den Himmel über sich. Ihm zur

linken Seite rauscht ein schäumender Bach, der sich mit der Strasse durch die Felsengassen windet und in der Ebene, von andern Bergwässern verstärkt, die meergrüne Treisam bilden wird. Der kühnste Fels, den unser Bild zeigt, heisst der Hirschensprung. Die Sage von einem Wilde, das ein kühner Sprung von Fels zu Felsen rettete, während der nacheilende Jäger von der Tiefe verschlungen ward, knüpft sich an denselben.

Die Vergleichung des Höllenpasses mit dem berühmten Münsterthal in der Schweiz liegt sehr nahe. Der Verfasser dieser Zeilen, der binnen sechs Tagen beide Thäler durchmustert hat, glaubt, dass der erstere, was das Grossartige und besonders was das Pittoreske unserer Felsenpartie betrifft, keine Vergleichung mit den Wundern jenes Schweizerthales zu scheuen habe, nur dass dort sich durch mehrere Stunden fortsetzt, was hier eine Viertelstunde dauert. Wilder, zerreissender, zermalmender ist es allerdings dort in der grossen Werkstätte der Natur zugegangen. Die Wasser der Sündfluth scheinen die Stirnen der höchsten Felsengipfel mit ihren Wirbeln ausgehöhlt zu haben, während höhlenartige Grotten ihre Füsse spalten; in seltsameren Gestalten treten dort die Felsenkoulissen reihenweise aus den grünen, häufig waldlosen Bergwänden hervor, und die zischende Schlange der Birs windet sich unzufrieden und zornig durch die finstern Abgründe. Hier im Höllenthal trägt Alles einen ruhigeren, aber auch erhabeneren Charakter; die Natur scheint selbst im Kampf ihre Ruhe und Würde nicht vergessen zu haben. Ein entschiedener Vorzug des Höllenthales endlich ist die herrliche Vegetation der Wälder, mit welchen der Jura im Münsterthale sich nicht zu messen vermag.

Dem staunenden Wanderer dauert freilich bei uns diese erhabene Naturscene nur allzukurz. Kaum hat er, wenn ihn Bewunderung nicht länger fesselt, funfzehn Minuten vom Eingang in die Höllenpforte zurückgelegt, so öffnet sich auch schon wieder eben so unerwartet ihr Ausgang. Ein malerischer Fels, welchen die ganz zerfallenen Trümmer der uralten Burg Falkenstein krönen, schliesst diese grandiosen Felspartieen. Von ihr erzählt eine geschichtliche Sage, die des schauerlichen Bergspaltes, dessen letzter Vorposten sie ist, vollkommen würdig erscheint, und von der sich der Berichterstatter, der sie aus dem Munde des Volkes ver-

nommen hat, nur so viel erinnert, dass von wilden Rittern hier ein gefangener Knecht unmenschlich über die Zinnen gestürzt worden. In der neuen Zeit ist der Höllenpass durch den Rückzug der Franzosen im J. 1796 bekannt geworden.

„Nach den letzten Felsengruppen zeigt die Natur noch mitten im Thale ein anderes Angesicht. Bald erscheinen jetzt wieder Wirths- und Bauernhäuser, die Berge treten, noch während der Weg abwärts führt, immer weiter zurück, und wie weggehaucht sind die Felsen. Fruchtbarkeit drängt sich in das offene Thal herein, die Reben erscheinen wieder in Ranken an den Hütten und bald auf den freien Hügeln; endlich breitet sich, von einem weiten Runde entfernterer Gebirge rings eingeschlossen, der heitere Grund aus, dem die Phantasie des Volkes den vielleicht allzuschmeichelhaften Namen des Himmelreichs verliehen hat. In zerstreuten, schmucken Häusern zieht sich das Dorf, das ebenfalls diesen Namen führt, die Heerstrasse entlang, lustig rauscht die Dreisam der Strasse bald näher, bald ferner; links schaut aus üppigem Baumgrün das heitere Dorf Kirchgarten mit Thurm und Häusern hervor; bald nimmt uns Zarten, das alte römische *Tarodunum*, auf, dann das Dörfchen Ebnat; bisher durch den Schlossberg verdeckt, verkündigt endlich das himmelansteigende Münster die Hauptstadt des schönen Breisgau's, Freiburg, und ihr mittelalterliches Thor verspricht dem Wanderer nach den Schaudern der Hölle und dem Sonnenschein des Himmelreichs sanfte Ruhe und friedlichen Schatten.

Freiburg im Breisgau.

Die Stadt Freiburg hat eine der prachtvollsten Lagen unter den Städten Deutschlands, die sich im Bilde nicht ausdrücken und überschauen lässt. Aber der Reisende mag von Wien oder Dresden, von Heidelberg oder vom Bade Baden kommen, satt von Bewunderung und ungläubig gegen Weiteres: hier wird er von Neuem seine Augen aufthun und, wenn ihn ein blauer Himmel und die schönste Jahreszeit — Spätfrühling oder Herbst — begünstigt, sich an Nähe und Ferne nicht satt sehen können. Das Münster von Freiburg entschädigt für Burgruinen, Paläste oder

andern Schmuck der Gegend von Menschenhänden; es ist gerade dadurch eine so hohe Zierde der Stadt und ganzen Gegend, weil es die einzige ist und kein anderes Gebäude auch nur über seinen Fuss emporragt. An der schönen protestantischen Kirche, die jetzt eben, aus einem Gebirgsdorfe hierher verpflanzt, emporsteigt und die unsere Zeichnung anticipirt hat, wird es, in gehöriger Ferne, einen edeln, aber sehr bescheidenen Nebenbuhler erhalten.

Freiburg liegt fast in der Mitte des Breisgaues, dessen Hauptstadt sie ist, dicht am Fusse der Schwarzwälder Gebirgskette, die hinter ihren Mauern emporsteigt. Ihr zunächst erhebt sich der Schlossberg, von allen Seiten in frisches Rebgrün gekleidet, aus dem hier und da dunkle Trümmer der Vergangenheit hervorblicken; an ihn schliesst sich der freundliche Johannisberg und, beide weit überschauend, der Rosskopf. Gegenüber beherrschen der Schönberg, Kibfels, Schauinsland, und tiefer hinein der Belchen und des Schwarzwaldes höchste Spitze, der Feldberg, die obere Gegend.

Zwischen diesen Bergreihen rauscht aus dem Thale von Kirchzarten die Dreisam herab, links am Saume der Stadt vorüber. Hier ist einer der Hauptpässe des Schwarzwaldes, der sich durch das genannte Thal, das Himmelreich und die Schluchten des Höllenthales hinaufzieht und zum benachbarten, eigentlichen Schwabenlande den Zugang öffnet.

Vor der Stadt aber entwickelt sich in einer Ausdehnung von mehrern Stunden eine ungemein fruchtbare und bevölkerte Fläche, ähnlich einem ununterbrochenen, lieblich wechselnden Garten, längs dem Ufer des Rheines, noch vor diesem aber begränzt durch das waldgekrönte Rebgebirge des für Botaniker und Mineralogen so merkwürdigen Kaiserstuhls, über welchem in dunkler Ferne die Häupter der Vogesen emporragen.

An diese Orientirung, die wir fast wörtlich von dem trefflichen Geschichtschreiber und Topographen Freiburgs entlehnen, dessen Werke hier unser Leitstern sind *), schliesse sich die be-

*) Freiburg im Breisgau mit seinen Umgebungen, von Heinrich Schreiber. Freiburg, Herder. 1825. — Das Münster von Freiburg, von Demselben. 2te Aufl. Ebendas. 1825.

geisterte Schilderung des Dichters, der hier im J. 1814 in der Morgenröthe der deutschen Freiheit, ohne Ahnung der Gewitter, die eine zu stechende Sonne zusammenziehen sollte und die er nicht erlebt hat, voll Jugend und Hoffnung sang *):

Wie fröhlich hier im reichen Thal
Die hehren Bäume stehn,
Gereift an Gottes mildem Strahl,
Geschützt von jenen Höh'n.

Ihr Kirschen und ihr Kästen sollt
Noch manches Jahr gedeih'n,
Auch du, Getreid', Sicherud Gold,
Auch du, Markgrafenwein.

Doch höher, immer höher zieht,
Zum Walde zieht mich's hin,
Dort nach dem dunkeln Gipfel zieht
Mein liebetrunkner Sinn.

O Dreisam, süßer Aufenthalt,
O Freiburg, schöner Ort,
Mich ziehet nach dem höchsten Wald
Die höchste Sehnsucht fort.

Nicht schrecket mich im Höllenthor
Der graue Felsensteg,
Weit über Land und Fels empor
Zum Gipfel geht mein Weg.

Du mit dem weißen Wälderhut
Und mit dem schwarzen Rand,
O Mägdlein, sittig, schön und gut,
Grüß' mir das deutsche Land!

Ich muss hinauf zum schwarzen Wald,
So liebend und allein,
Dort soll fortan mein Aufenthalt
Und meine Kirche sein! —

Die erste Lichtung dieser dichten Urwälder, die sich bis tief ins Thal und in die Ebene erstreckten, verdankte das Land den Römern, welche den wichtigen Engpass, wo die Dreisam aus den Bergen tritt, aufs Sorgfältigste besetzt hielten. Ihr Tarodurum

*) „Der Schwarzwald", von Max v. Schenkendorf.

lag unfern von Freiburg, wahrscheinlich oberhalb des Dorfes Zarten, wo eine quer das Thal durchlaufende Verschanzung, „der Heidengraben“, mit steilen Abhängen und darunter hinrauschenden Waldbächen, die Niederlassung gegen die wilden Gebirgs-Alemannen vertheidigen half. Auch auf dem Schlosse von Freiburg mag eine römische Warte gestanden haben, welche das nahe Tarodurum mit dem fernen Mons Brisacus (Breisach) verband, und von der noch zahlreiche Bruchstücke roher Mosaik zeugen, die vor etwa funfzehn Jahren hier gefunden worden sind.

Die Stelle, wo Freiburg steht, war indessen noch zu Anfang des eilften Seculums, wie aus einer Urkunde erhellt, mit Walde bedeckt. Erst zu Ende dieses Jahrhunderts sollen Jäger, Fischer und, um der reichen Erzgruben willen, die bis auf die neueste Zeit in den umliegenden Bergen bearbeitet werden, Bergleute sich in einem Dorfe hier angesiedelt, und nach einer Chronik soll ein Graf von Kyburg seinem Schwager, einem Herzoge von Zähringen, die Erlaubniss ertheilt haben, auf dem jetzigen Schlossberge von Freiburg ein Jagdhaus aufzuführen. Der eigentliche Begründer der Stadt Freiburg ist Herzog Berthold III., aus dem uralten Geschlechte der Bertholonen, die schon im 8ten Jahrhundert der Bertholdesbara ihren Namen gaben, von einem Schlosse bei Freiburg, das, am Rande des Schwarzwaldes über dem gleichnamigen Dorfe gelegen, bis 1111 sein Vater Berthold II. bewohnte, der Zähringer zubenannt. Mitten in unruhigen Zeiten gründete er hier, nach dem Muster Cölns, das er als mächtige rheinische Handelsstadt persönlich kennen gelernt hatte, ein freies Gemeinwesen, eine freie Burg, der eine eigene Verfassungsurkunde bestimmte Rechte zusicherte, und die er und seine Nachkommen bald, so wie im Osten des Schwarzwaldes das neu begründete Villingen, zu fröhlichem Blühen brachten. Unter seinem Bruder Conrad (1122—1152) lässt die Sage den herrlichen Münsterbau beginnen, und als im J. 1146 der h. Bernhard, das Kreuz predigend, in diese Gegenden kam, verweilte er zwei Tage zu Freiburg und bezeichnete viele Reiche und Vornehme zur Fahrt nach Palästina mit dem Kreuze. Der Letzte des Zähringerstammes, Berthold V., starb in dieser Stadt (1218) und liegt im Münster, wo noch sein riesiges Steinbild Ehrfurcht gebietet, begraben.

Sein Erbe ward zerstückelt. Die Stadt Freiburg überliess

der Kaiser, der sie als vorgebliches Reichslehen an sich gezogen hatte, dem Grafen Egon I. von Urach, dem Schwager Berthonds. Unter seinen Nachfolgern nahm die Stadt an Kraft und Umfang zu. Zünfte treten hervor (1293) und mit ihnen erscheint der erste Bürgermeister. Aber die Grafen von Urach versanken in schwere Schuldenlast, und als die Stadt diese bezahlen sollte, geriethen Herr und Land, die Waffen in der Hand, aufs feindseligste aneinander. Graf Egon III. belagerte sie (1299) vergebens, ein kühner Fleischer erschlug ihm seinen eigenen Schwager, Conrad von Lichtenberg, den Bischoff von Strassburg. Seitdem nahm Achtung und Gewalt der Grafen ab, und die Stadt wurde so mächtig, dass sich selbst die Markgrafen von Hochberg um ihr Bürgerrecht bewarben. Sie verordnet sich jetzt unter einer Schattenbestätigung der Grafen ihre Obrigkeiten selbst und erkauft sich bald (1327) eine förmliche Freiheitsurkunde, vermöge der sie mit den bedeutendsten Städten, Fürsten und Edeln nah und fern Schutz- und Trutzbündnisse schloss. Handel und Gewerbe standen jetzt in voller Blüthe. Neue Strassen entstanden; begüterter Adel liess sich in Freiburg nieder und lange behauptete die „Stube zum Ritter" die Oberhand über die „Bürgerstube."

Aber als Graf Friedrich im J. 1356 ohne männliche Erben dahinstarb, gerieth die Stadt in mancherlei Unglück, in die Acht, und endlich einem aufgedrungenen Herrn, dem Bruder des Verstorbenen, dem Grafen Egon, in die Hände. Die Stadt erwehrte sich seiner, er aber brütete mit Fürsten und Edeln im Bunde einen Ueberfall aus. Ein verwiesener Bettler, der der Herren Anschlag in einem nahen Dorfe belauscht hatte, verrieth ihn den Bürgern, und den in der Stille heranziehenden Feind empfing die Sturmglocke. „O weh", rief er bei diesen Tönen, „heute Herr zu Freiburg, und nimmermehr!" Jetzt brachen die Bürger das Schloss ob der Stadt, eine der schönsten Vesten Deutschlands, zogen siegestrunken vor die Burg zum Weiher bei Emmendingen und gewannen auch diese. Aber die muthwillige Ermordung zweier Edeln zog ihnen die Feindschaft der Herren und Städte zu, und mit dieser Hülfe bezwang sie Graf Egon in einer grossen Schlacht am 18. Oct. 1366. Ueber 1000 Freiburger wurden erschlagen, bei 400 in den Rhein getrieben, wohl 400 gefangen. Doch ermannte sich die Stadt, und nach langen Unterhandlungen

erkauft sie sich durch Burg und Herrschaft Badenweiler die Befreiung von dem verhassten Grafen und unterwirft sich in Folge ihrer Bedrängniss dem Hause Habsburg, das auf diese Weise leichten Kaufes zur Perle seiner Vorlande kam.

Jetzt war Freiburgs kräftige Jugendzeit vorüber; es kränkelte an einer unerschwinglichen Schuldenlast, und Sempachs Schwert frass seine edelsten Söhne. Darüber gewannen die Bürgerlichen die Oberhand in der Stadt, die zugleich der Juden ledig wurde. Als Herzog Friedrich von Oesterreich, ihr nunmehriger Herr, zur Zeit des Concils von Constanz dem entsetzten Papste Johann XXIII. treu geblieben, verlor der Geächtete mit seinen übrigen Landen auch Freiburg, und die Stadt schwor am 15. Mai 1415 dem Reiche, aber schon am 10. Nov. 1427 wieder dem Herzoge. Hochverdient machte sich Erzherzog Albrecht VI. um Freiburg durch die Stiftung der Hochschule im J. 1456. Seine Nachfolger aber verpfändeten und versetzten von der Stadt, was sie konnten; unter Erzherzog Sigmund kam die ganze Stadt als Pfand an Karl den Kühnen von Burgund, der ihr einen tyrannischen Mann zum Vogte setzte. Endlich kam Sigmund, mit den Schweizern verbündet, seinen alten Landen zu Hülfe. Der böse Vogt wurde zu Breisach in einem Aufstande gefangen und nachher dort hingerichtet. Mit Jubelgesängen empfingen an Ostern die treuen Bürger zu Freiburg ihren Sigmund. „Christ ist erstanden, der Landvogt gefangen!“ sangen sie. Granson und Murten demüthigten den racheschnaubenden Burgunder und vor seinem eigenen Nancy sank er in den Staub (1477). Seitdem entwickelten sich die Landstände zu Freiburg und dieses wurde der entschiedene Mittelpunkt des Staatslebens in den österreichischen Vorlanden.

Aber der Erzherzog war aufs Neue bereit, die Stadt an den Meistbietenden loszuschlagen. Da fand sie einen festen Anker an König Maximilian, der die Vorlande liebte und manche Abenteuer des Theuerdanks in diesen Gegenden bestanden haben soll. Ihm huldigte die Stadt am Pfingstmontage (31. Mai) 1490, und als Reichsstadt sah sie acht Jahre darauf, blühend und durch den Kaiser von ihrer Schuldenlast befreit, den herrlichen Reichstag zur Einleitung des Schweizerfriedens in ihren Mauern.

Der Bauernkrieg drohte auch Freiburgs Mauern Zerstörung. Joss Fritz, ein Flüchtling des Speyerer „Bundschuhes“, hatte

sich im J. 1513 an die Spitze von zweitausend unter 10 Hauptleute vertheilten Bettlern gestellt, und wollte unter einer Fahne, die das Leiden Christi zwischen Papst und Kaiser darstellte, Befreiung von den Herren, von Zöllen und Abgaben, vom Rotweiler Hofgericht, Freigebung der Wälder und Wasser, bedingte Tilgung der Schuldbriefe mit Feuer und Schwert erobern. Die Verschwörung wurde zu guter Stunde an den Markgrafen von Baden und an Freiburg verrathen, das schleunige und abschreckende Massregeln zur Unterdrückung des Aufruhrs ergriff. Im spätern Verlaufe dieses Krieges wurde von einem 50,000 Mann starken Bauernhaufen das Blockhaus auf dem Schlossberge genommen und die Stadt selbst gebrandschatzt. Bald aber sagte sie den Bauern, durch Zuzug verstärkt, feierlich ab, und der Krieg endete aller Orten mit einer furchtbaren Treibjagd auf die Bauern, wobei jedoch Freiburg und der Umgegend das Lob ehrenvoller Mässigung gebührt. Im Verlaufe des sechzehnten Jahrhunderts erholte sich die Stadt von ihren Anstrengungen, aber im folgenden sah es sich unerwartet schnell in den dreissigjährigen Krieg hineingezogen und musste alle seine Verheerungen in vollem Masse theilen. Im Decbr. 1632 wurde es von dem schwedischen Obersten Schaffalizki belagert. Zwei verkleidete Jesuiten bedienten das Geschütz der Stadt, die endlich in Brand gerieth, erobert und geplündert wurde. Zum zweiten Mal ergab sich das wieder geräumte Freiburg dem Herzog Bernhard von Weimar (11. April 1638) und wurde erst im J. 1644 von dem bairisch-kaiserlichen Feldherrn Mercy dem Feind im Sturme wieder genommen. Ruhmvoll behauptete sich dieser gegen den später so genannten grossen Condé und Turenne im Besitze der Stadt. Der westphälische Frieden gab Freiburg, während Alles rings umher an Frankreich fiel, noch Frist, aber im Herbst 1677 wurde die Stadt, deren neue Befestigungen ihr einen verderblichen Reiz gaben, von den Franzosen überfallen und nach sechs Tagen erobert. Volle zwanzig Jahre, bis zum Riswycker Frieden (30. Octbr. 1697), blieb Freiburg, bald förmlich abgetreten, unter französischer Botmässigkeit und wurde von Ludwig XIV. nach Vaubans Planen unter grosser Verwüstung der Stadt zu einer Hauptfestung umgestaltet, die auf der obersten Spitze des Schlossberges das Adlerschloss (*Fort de l'aigle*), auf dem untern Vorsprunge das Sanct Peters-

Schloss (*Fort St. Pierre*) beschützte, dessen Werke sich bis zur Stadt herabsenkten. Beide vermittelte die sehr feste Sternschanze (*Fort de l'étoile*) durch verdeckte Wege. Noch jetzt überschaut man mit Staunen die Ueberbleibsel dieser Schlösser, ungeheure Mauerblöcke, in Felsen angelegte Gewölbe, tiefe Brunnen, über den Bergrücken laufende Gräben und Verbindungslinien, Alles in kurzer Zeit, aber mit Verwüstung von Kirchen, Thürmen, Klöstern und Bürgerwohnungen ausgeführt. Im Uebrigen bestätigte Ludwig die alten Rechte und Freiheiten der Stadt; aber Freiburg verblutete durch Auswanderungen und Ludwigs Riesenwerk wurde spottweise *la dernière folie de Louis XIV.* genannt.

Die Zurückgabe an das Reich führte eine gehässige Reaction gegen die Stadt und ihre Beamten herbei, und den Frauen Freiburgs wurde urkundlich vorgeworfen, dass sie sich den französischen Truppen geneigter erwiesen, als den Oesterreichern. Endlich, mitten unter den Drohungen des spanischen Erbfolgekrieges, erhielt die Stadt ihre alten Rechte wieder; aber am 21. Septbr. 1713 erschien das französische Heer unter Villars, 150000 Mann stark, vor der Stadt, die nach verzweifelter Gegenwehr mit den Schlössern sich ergab, im folgenden Jahre jedoch mit dem Frieden unter ihre vorige Oberherrschaft, das Erzhaus Oesterreich, zurückkehrte. Unter diesem mannichfaltigen Kriegsjammer war Freiburg zu einer ausgebrannten Stadt mit 500 Bürgern zusammengeschmolzen, die regelmässig eine Besatzung von 5—6000 Mann zu beherbergen hatten. Eben erst fing ihr Wohlstand an, sich wieder zu erheben, als der polnische Thronfolgekrieg sie in den vorigen trostlosen Zustand zurückwarf. Nach Kaiser Karls VI. Tode (1740) huldigte sie Marien Theresien, wurde aber bald im blutigen Kriege mit österreichischen und darauf mit französischen Truppen überschwemmt. Der Marschall Coigny beschoss im September 1744 die Stadt mit einziger Schonung des Münsters, während der König von Frankreich selbst auf dem Lorettoberge (demselben, von dem aus unser Künstler das Bild der Stadt entworfen hat) eine Nacht zubrachte und den Truppen Geschenke austheilte. Die Belagerung der 8000 Mann starken kaiserlichen Besatzung dauerte fort bis in den November und endigte mit einer Capitulation. Die Franzosen zerstörten jetzt die Festung, ihr eigenes Wunderwerk; die drei unbezwungenen Schlösser wurden in grosse

Schutthaufen verwandelt, Strassen wurden aufgerissen, die Häuser vom Pulverdampfe geschwärzt, die Dächer durchgeschlagen, die Fenstergestelle zertrümmert, die zwei- und dreifachen Gürtel von Mauern und Wällen zerrissen, das Münster selbst schwer beschädigt. Das alte Freiburg war nicht mehr zu erkennen. Seitdem verlor es seine historische Bedeutsamkeit. Es wurde nach dem Aachener Frieden (1748) nicht wieder befestigt, die Trümmer seiner Veste dafür in blühende Gärten und Rebgelände umgeschaffen, auf dem Schlossberge selbst fing anstatt seiner Schlösser ein Hain von anmuthigen Bäumen und Büschen zu ergrünen an.

In der Revolution erschienen im Juli 1794 die Franzosen wieder zu Freiburg, aber Moreau's Rückzug gab die Stadt den Oesterreichern zurück. Der Frieden von Campo Formio (17. Oct. 1798) warf die arme deutsche Stadt dem Herzog von Modena als Entschädigung zu, aber der Frieden von Pressburg führte einen erwünschten Regentenwechsel herbei. Dem würdigen Nachkommen seiner ältesten geliebten Fürsten, der Herzoge von Zähringen, dem Grossherzog Karl Friedrich von Baden öffnete Freiburg am 30. Juni 1806 Thore und Herzen. Grosse Ereignisse gingen seitdem an Freiburg vorüber, aber es blieb bei seinem alten Regentenhause.

Ausser diesem besitzt die verjüngte, kleine Stadt von ihrem Alterthume nur noch ihr Gebirge, ihre Hochschule und ihr Münster. Wir verweilen bei diesem letztern, wie unser Auge, den Bilde der Stadt zugekehrt, auf diesem ätherischen Kolossen ausruht.

Das Münster, durchaus von rothem Sandstein aufgeführt, ist in der gewohnten Kreuzform angelegt und, wie alle christlichen Tempel, von Abend gegen Morgen gerichtet. Der Thurm erhebt sich an der Abendseite in gleicher Breite mit dem Mittelschiffe, dem er zum vordern Strebepfeiler dient. Durch ihn führt der Haupteingang zur Kirche. Zwei Nebenschiffe treten aus dem Hauptschiffe zu beiden Seiten und von gleicher Weite hervor. Niedriger als das Hauptschiff, höher als die Nebenschiffe, folgt sodann der Querbau, an dessen Rückseite, gegen Osten, sich kleinere Thürme erheben. An ihn reiht sich der Chor, nicht breiter, aber beträchtlich höher als das Hauptschiff, von einem Kreuzgang und einer Kapellenreihe umgeben. Von diesen verschiedenen Theilen stellt der Querbau mit den „Hahnenthürmchen", als ältester

Theil der Kirche, den byzantinischen Styl in seiner Auflösung und seinem Uebergang in den deutschen Styl dar, weiter vorwärts im Langhause nur noch an den Bogenstellungen, womit die Wände der Seitenschiffe bekleidet sind, und einigen Säulenknäufen sichtbar; das Ganze stellt die deutsche Baukunst in ihrem ersten Erwachen und ihrer raschen Ausbildung dar. Aus gleicher Zeit und in gleichem Styl ist der Thurm selbst bis zur obern Hälfte und zur Pyramide, die beide, reicher und köstlicher als die grossen und einfachen, wiewohl würdig geschmückten Massen der untern Hälfte, die kühnste Höhe der altdeutschen Kunst bezeichnen. Der älteste Theil der Kirche dürfte von Herzog Conrad von Zähringen (reg. von 1122—1152) herrühren, das Langhaus unter Graf Conrad von Freiburg (reg. von 1236—1272) nebst dem alten Chore vollendet worden sein. Um Jahrhunderte weiter vorgerückt zeigt sich die deutsche Kunst am jetzigen Chor, der an die Stelle jenes älteren (1354—1513) aufgeführt worden. Hier erregen die künstlicheren Gewölbe, die kühnen, weitgespannten Bogen, der köstlichere Bilderschmuck auf Strebepfeilern und über Thüren, endlich die phantasiereicheren Ausschmückungen der Fensterbogen unsere Bewunderung, aber die feierliche Grösse der Anordnung und die ernste, wohlthätige Harmonie der ältern Kunst wird vermisst. Gleichzeitig mit dem Chor scheinen die obern Stockwerke der beiden Hahnenthürmchen zu sein.

Das Ganze zusammen macht dennoch den Eindruck eines in sich Vollendeten; Plan und Kräfte wirkten bei dem Freiburger Münster mehr als irgendwo im Einklang und schufen ein Werk, das unter die ersten Zierden des deutschen Vaterlandes zu rechnen ist.

Was die Einzelheiten betrifft, so nimmt zuvörderst der untere Theil des Thurmes unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Sein Viereck, dessen Stützpfeiler weit hervortreten, bildet einen Vorplatz, in welchem einst öffentlich Gericht gehalten wurde, was mehrere Zeichen und Inschriften an den Wänden andeuten. In der vordern Thurmmauer befindet sich das äussere, säulenreiche Portal, das bis zur Spitze seines Bogens offen ist und in seiner Giebelverdachung eine Vertiefung mit schönen Hochbildern hat. Eine mit dem reichsten Bilderschmucke versehene Vorhalle zieht sich von hier aus nach dem innern Hauptportale. Seine Seiten

sind mit dichtgedrängten Stäben bekleidet und in vier im Spitzbogen zulaufende Höhlungen getheilt, welche mit Bildern verschiedener Grösse ausgefüllt sind. Auch die durch einen Mittelpfeiler in zwei Theile geschiedene Thüre ist vom Gesimse bis zur Bogenspitze ganz mit Bildwerk bedeckt. Ueber der Dachhöhe des Mittelschiffes wird die viereckige Form des Thurmes durch eine vortrefflich construirte zwölfeckige Gallerie in ein Achteck umgebildet. Vier grosse spitzige Winkel, welche über den rechten Winkeln des untern Gebäudes hervorspringen und durch ihren Anschluss an den Thurm zu gleichschenkeligen Dreiecken werden, lassen die frühere Form des Vierecks vorherrschend bleiben; dabei wird auch das Achteck nicht aus den Augen verloren, denn jene vier spitzwinkeligen Vorsprünge dürfen als die Strebepfeiler des mittleren Thurmes genommen werden, ohne welche das Achteck seine volle Reinheit haben würde.

Von der untern Gallerie führt eine Wendeltreppe von 56 Stufen auf die Plattform, den schönsten Standpunkt auf dem ganzen Thurme. Acht kolossale Fensterräume öffnen in hohem und reichem Spitzbogen die Wände des völlig ausgebildeten Achtecks, und auf den schmalen Pfeilern zwischen diesen Bogen ruht die hochgethürmte, gleichfalls in ihren acht Seiten kühn durchbrochene Pyramide; man findet sich in einem Tempel voll wunderherrlicher Kunst, und doch geben diese Wände und dieses Dach die Aussicht nach dem Himmel und nach der entzückenden Ferne fast ganz frei. Die Fensterbogen sind zweimal durchschnitten und oberhalb reich verziert. Hohe Giebel mit geschmückten Feldern krönen sie, und bis zu ihrem Scheitel steigen an vier Seiten die zarten Schlusssäulchen der mit der untern Gallerie hervortretenden vier spitzen Vorsprünge herauf. Von der Plattform führen 70 weitere Stufen zur obern Gallerie. Die Pyramide hat hier an ihrem Fusse einen Umfang von 120 Schuh. Ihre weitgeöffneten Rosen sind mannichfaltig und wechseln auf gefällige Weise. Ausführung und Dimensionen sind in dieser höchsten Region des Thurmes weise und glücklich auf die Ferne berechnet.

Der an den Strebepfeilern angebrachte Bilderschmuck hat zum grossen Theile historische Bedeutung; man glaubt vier Grafen von Freiburg, mehrere Herzoge von Zähringen, die Grafen von Urach und Kyburg mit ihren Gemahlinnen zu erkennen.

Die ganze Höhe des Thurmes wird zu 513 Werkschuh oder 355 Pariser Fuss, nach einer andern Berechnung zu 385 Fuss 10 Zoll rhein. Maasses angeschlagen.

Das Langhaus der Kirche besteht aus einem Mittelschiffe und zwei Abseiten. Die Wände des ersteren werden auf jeder Seite von sechs freistehenden Pfeilern und je einem Wandpfeiler getragen; gegen die Abseiten ist es durch tiefer gesprengte, gegen Querbau und Chor durch einen hoch geschwungenen Bogen geöffnet; 140 Fuss rhein. lang, 35 breit; die Breite jeder Abseite beträgt 16 Fuss. Die Pfeiler sind mit Standbildern von Engeln und Aposteln geschmückt. Die sechs Fuss dicken Mauern haben an den innern Wänden im Kleeblatt geschlossene Bogenreihen; die Knäufe der darunter freistehenden kleinen Säulen umfassen eine ganze Pflanzenwelt. Unter den Fenstern sind am Mittelschiffe und an den Abseiten durchbrochene Gallerien angebracht. Die Gewölbe sind einfache deutsche Kreuzgewölbe; die Höhe des mittlern beträgt 82 Fuss. Von aussen stützen sechs Strebepfeiler das Langhaus und senden, nachdem sie das Dach der Seitenschiffe weit überstiegen haben, hochgespannte, grösstentheils durchbrochene, auf ihrem Rücken mit Blumen bekleidete Bogen nach dem Mittelschiffe herauf. Die Strebepfeiler enden sich in schmale Giebeldächer, an deren Schlusse nach hinten hohe, schlanke Thürmchen aufsteigen. Sehr auffallend ist es, dass sich in der rechten oder südlichen Seite des Langhauses ein weit heiterer Geist und eine üppigere Kunstblüthe ausspricht, als in der gegenüberliegenden nördlichen. Die erstere ist mit weit mehr Bildern geschmückt, die Laubverzierungen sind gedrängter und mannichfaltiger, die Giebel mit Schmuck bedeckt, ihre Thürmchen in zahllose Blumensäulchen gespalten; ganze Gruppen von Thiergestalten drängen sich in kühner Verbindung zusammen. In gleichem Verhältnisse erscheinen auch die Fenster der verschiedenen Theile, deren zusammen die Schiffe allein 26 zählen. Von später Ausführung, wiewohl gewiss früh beabsichtigt, sind die durchbrochenen, schmuckvollen Gallerien, die sich an den Dächern des Mittelschiffs und der Abseiten fortziehen und die schmalen Gänge schützen, die daran herumführen. Noch hat dieser Theil der Kirche einige Angehäude aus verschiedener Zeit.

Eine herrliche Zierde des Langhauses, die von keiner andern

Kirche in der Welt übertroffen wird, sind die gemalten Scheiben seiner Fenster, in denen das Münster eine Reihe der schätzbarsten Kunstdenkmale besitzt. Die ältesten reichen in das vierzehnte Jahrhundert hinauf. Hier ist das Glas sehr dick, durch und durch gefärbt und stückweise zusammengesetzt. Die Umrisse der Figuren sind mit schwarzer Farbe und zwar von innen aufgetragen und eingebrannt. Daher das lebendige Farbenspiel und die unzerstörbare Haltbarkeit dieser ältesten Glasgemälde. In solcher Verschwendung und Fülle, mit Ausschliessung jedes ungefärbten Tageslichtes aus dem zauberisch durch sie beleuchteten Tempel, versichert auch unser Künstler sie nirgends auf seinen Wanderungen angetroffen zu haben. „Als wenn durchsichtige, leuchtende Decken in Farbenpracht vom hohen Gewölbe niederhingen, so harmonisch verbinden sich die schönen Fenster mit dem ehrwürdigen schattenreichen Gebäude.“ Wenn irgendwo, so ist Uhlands verlorene Kirche hier wieder gefunden:

Der Himmel war so dunkelblau,
Die Sonne war so voll und glühend,
Und eines Münsters stolzer Bau
Stand in dem goldnen Lichte blühend.
Mir däuchten helle Wolken ihn,
Gleich Fittigen, emporzuheben,
Und seines Thurmes Spitze schien
Im selgen Himmel zu verschweben.

Wie mir in seinen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten schildern.
Die Fenster glühten dunkelklar
Mit aller Märt'rer frommen Bildern;
Dann sah ich wundersam erhellt
Das Bild zum Leben sich erweitern,
Ich sah hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesstreitern.

Die Kunst der neuesten Zeit hat an dieser theils unvollendet gebliebenen, theils wieder zertrümmerten Welt fortgeschaffen und der Münster ist in diesem seiner Theile aufs Glücklichste restaurirt worden. Freiburg gehört zu den Städten, welche die ersten Versuche in der wiedererfundenen Kunst der Glasmalerei mit glücklichem Erfolg anstellten. Die Münsterhütte setzte sich mit den Glashütten auf dem Schwarzwald in Verbindung und errich-

tete eigene Oefen. Bald gingen aus diesen unter der Leitung des berühmten Glaskünstlers Hermann aus Neustadt die schönen Scheiben hervor, welche die Rundfenster westwärts an den Abseiten des Langhauses zieren und an sonnigen Abenden ein zauberisches Farbenspiel über den Estrich und an den Pfeilern verbreiten. Ihm folgte Maler Andreas Helmle von Breitenau, der sich nicht mehr mit blosser Färbung und Mosaik des Glases begnügte, sondern Gemälde von vortrefflicher Zeichnung und Schattirung lieferte. Von ihm sind die vier Evangelisten im fünften Fenster des südlichen Seitenschiffes, und die köstliche Leidensgeschichte Christi in den beiden Kapellen des Abendmahles und der Grablegung (dort über der steinernen Darstellung des Nachtmahls vier, hier acht Bilder), lauter Vorstellungen nach Dürer'schen Zeichnungen. Unser Künstler konnte in den letztern die sichere Hand, die hier mit flüssigen, glühenden Farben so tadellos geschaffen hat, nicht genug bewundern, und uns Beide zog es immer wieder nach jenen Meisterwerken hin. Der Freiherr von Rheinach-Werth hat diese herrlichen Bilder dem Andenken seiner Eltern gestiftet.

Wir gehen zu dem uralten Querbau der Kirche über, zu dem zwei rundbogige Thüren führen. Auch hier ist die nördliche Seite wieder die einfachere und rohere, während die südliche Thüre ein schönes Portal bildet. Auch in seinem Innern ist der nördliche Theil des Querbaues schmucklos; der südliche zeigt eine seltsame Gesimsverzierung: links eine Sirenenfamilie, daneben ein Krieger, der gegen einen Greifen ausholt, endlich eine Gruppe von zwei sich bekämpfenden Centauren. Am Gesimse zur rechten Seite gehen Wolf und Widder bei einem Mönch in die Schule; der Wolf ergreift den Widder und wird von dem Mönche gezüchtigt; ein Weib reisst einem Löwen den Rachen weit auf; zween Greifen hält ein Mann an Stricken gebunden. Ein uraltes Hochbild in der Halle stellt die Krönung Davids durch Samuel vor.

Auf fünf freien Stufen steigt man zu dem neuen Chor empor, der sich zu seinem Umfange verhält wie das Mittelschiff zu den Abseiten. Er ist in der Mitte abermals erhöht, und auf vier weiteren Stufen erhebt sich fernhin sichtbar der schöne Hochaltar, dessen Schnitzwerk erst seit wenigen Jahren kunstreich ergänzt und erneut worden ist. Der Altar enthält vortreffliche Gemälde

von Hans Baldung aus Gmünd in Schwaben, dessen Name zum erstenmal im J. 1513 erscheint und der sich später auch durch Holzschnitte und Kupferstiche berühmt gemacht hat; er starb am Lorenztag 1552. Diese Gemälde bestehen aus zwei Hauptbildern, welche auf dieselbe hölzerne Tafel des freistehenden Altars nach vorn und hinten gemalt sind, und aus acht kleineren Vorstellungen, die auf gleiche Weise die Vorder- und Rückseite der vier Flügel zieren.

Das Hauptbild gegen den Chor enthält die Krönung der Jungfrau Maria, die im Goldstoffgewande, die Hände abwärts gefaltet, das Haar gescheitelt, in der Mitte sitzt, zur Linken Gott den Vater, zur Rechten den krönenden Heiland, über ihr schwebend der heilige Geist und Musikchöre von Engeln; im Hintergrund ein lichtstrahlendes Wolkenmeer, aus lauter verschwebenden Engelsgestalten gebildet. Die beiden Flügel dieses Bildes zeigen als Zuschauer der feierlichen Scene die Apostel, lauter Köpfe voll scharfer Zeichnung und kräftiger Haltung. Geschlossen stellen sich auf diesen Flügeln vier kleinere Gemälde dar: die Verkündigung, durch Farbenschmuck und Idee ausgezeichnet; die Heimsuchung, mit freundlicher Landschaft; Haupt und Brust der Jungfrau, eine der lieblichsten Schöpfungen; die Geburt Christi, ein Nachtstück, bei dem, wie in Correggio's Nacht, alle Beleuchtung, ein mondartiger Glanz, vom Kinde ausgeht und besonders die liebliche Mariengestalt beleuchtet; endlich die Flucht nach Aegypten, vielleicht das gelungenste Bild von allen: die h. Familie an einem Dattelbaum vorüberziehend, Maria auf einem Maulthier, das Kind mit der Linken umfangend, mit der Rechten den Zügel führend, Joseph, mit ausdrucksvollem Gesicht, zu Fusse, den Rosenkranz in der Linken, den Wanderstab, an dem eine Flasche hängt, in der Rechten, über die Achsel gelegt. An dem Baume klettern vier Engel in der gefälligsten Anordnung, ein fünfter lässt sich am äussersten Aste auf das Thier herab und reicht dem Kinde, das schon mehrere Früchte im Schoosse hat, mit der Linken drei Datteln.

Das Hauptblatt der Hochaltarbilder auf der Rückseite stellt die Kreuzigung Christi dar, reich an Figuren voll Kraft und Ausdruck; Christus eben vollendet, der Schächer links gläubig aufblickend, der Schächer rechts in Qual sich windend. Am Kreuze

Magdalena verzweiflungsvoll emporblickend; todesblass zusammengesunken Maria, die Johannes in den Armen hält. Hinten trauernde Frauen; links gegenüber Gruppen von Kriegern und Zuschauern, darunter das helle, freundliche Antlitz eines Mannes mit rothem Barett, der ohne Zweifel der Künstler selbst ist, denn vor ihm steht sein kindlich staunendes Söhnlein, das auf einem Täfelchen das Monogramm des Malers trägt. Die Flügel stellen einerseits die Heiligen Georg und Laurentius, andererseits Johannes den Täufer und den heil. Hieronymus vor.

Zur Seite des Hochaltars zeichnet sich durch treffliche Arbeiten des Meissels der Sitz der Priester aus. Das Gewölbe des Chors bildet ein kunstreiches, netzförmiges Gewebe, und ist bedeutend höher, als das des Langhauses. Eine Scheidewand sondert von Pfeiler zu Pfeiler den Umgang mit seinen Kapellen vom Chore. Dreizehn Strebepfeiler, Fortsetzungen der Mauern, wodurch die Kapellenräume im Innern von einander geschieden werden, stützen den Chor durch hochgespannte Bogen, die sie über das flache, mit Quadersteinen belegte Dach der Abseiten werfen, und die an ihrem Anschluss an das Chordach dreimal durchbrochen sind. Nur wenige dieser Pfeiler haben Verzierungen. Die Reihe der Kapellen nimmt nordwärts mit der Sanct Alexanders-Kapelle ihren Anfang; unter den Glasgemälden, die den Chor schmücken, enthält sie das ausgezeichnetste, dessen Zeichnung von dem trefflichen Hans Baldung selbst herrührt. Ueberhaupt ist die Erfindung der Glasgemälde in dem Chor phantasiereicher und die Zeichnung richtiger, als bei jenen im Langhause. Dennoch bringen sie nicht dieselbe Wirkung hervor, denn das Glas ist nicht mehr selbst gefärbt, sondern weiss, und die Farben sind nur auf beiden Flächen eingebrannt; daher sind auch gegen die Wetterseite hin ganze Theile abgefallen. Die Universitätskapelle bewahrt auf zwei nicht sehr grossen Altarflügeln, die nur von einer Seite bemalt sind, Gemälde von Hans Holbein dem Jüngern; der eine Flügel stellt die Geburt Christi vor, wieder ein Nachtstück. Der Mond blickt nur schwach durch zerrissenes Gewölke; das Hauptlicht geht von dem Kinde aus, das in einer weiten Halle, von fünf Engeln umgeben, in einer Wiege ruht. Joseph und Maria neigen sich zu ihm, und in unübertrefflicher Beleuchtung tritt ein alter Hirt hinter einer Säule hervor. In

der Ferne verkündet ein Engel den Hirten die Geburt. Im Bilde des zweiten Flügels ist die Opferung der drei Könige dargestellt. In goldener Schale reicht der eine kniend dem Kinde, das die sitzende Mutter im Arme hält, seine Gabe. Der zweite steht mit seinem goldenen Gefässe neben Marien. Ihm gegenüber hält mit einem Begleiter, der, wie geblendet, die Hand vor die Augen hält und zu dem Sterne emporschaut, im goldverbrämten Kleide der Mohrenkönig. Vor ihnen geht ein Windspiel, im Hintergrunde sind einige Krieger, in der Ferne die Mauern von Bethlehem sichtbar, über dessen Brücke dichtgedrängte Soldatenschaaren ziehen. Unter dem Gemälde, das Holbein wahrscheinlich vor seiner Abreise nach England (1526) ausgeführt hat, sind die Donatoren abgebildet. Wahrscheinlich kamen die Bilder durch ausgewanderte Domherren in die Hände der Universität. Schon den Kaiser Rudolph II. gelüstete nach ihrem Besitze; vor dem 30jährigen Kriege flüchteten sie nach Schaffhausen; die Franzosen entführten sie mit Hans Baldungs Altarbildern im Jahre 1796 und vergebens forschte die verwaiste Stadt nach allen; endlich wurden sie ihr im J. 1808 zurückgegeben.

Ausserdem ist im Chor noch der Giebel der nördlichen Thüre merkwürdig durch eine Höhlung in dem Spitzbogen, der ihn umzieht, in welcher ganz eigenthümliche Vorstellungen der Schöpfungstage vorkommen, die unser Auge unwillkürlich als Ironie auffasst. Da ballt z. B. Gott in Greisengestalt Kugeln zu Sonne, Mond und Sternen; in den Giebelreihen bearbeitet Adam die Erde, Eva spinnt und ihr Erstgeborener füllt im Hintergrunde ein Fässchen am Felsenquell.

Noch manches andere Bild- und Schnitzwerk fesselt unsere Neugierde und selbst unsere Bewunderung, und nur weil der Raum uns mahnt, hören wir auf, aus der reichen Quelle zu schöpfen, die uns noch so viel Interessantes spenden könnte.

Auf dem Wege nach dem herrlichen Gebäude hatte mich ein liebenswürdiger junger Landsmann, ein Studirender der Medicin auf der Freiburger Hochschule, begleitet, und mich von den Resultaten seiner Wissenschaft unterhalten. Er sitzt mit Eifer zu den Füssen eines berühmten und ernsten Lehrers der Anatomie, und erzählte von den Versuchen seines Meisters, dem Sitz der Seele auf die Spur zu kommen, die, zum Kummer des Lehrers

wie des Schülers, auf ein nicht sehr tröstliches Ergebniss zu führen schienen. So hatte unser Gespräch eine schmerzliche Wendung genommen, als wir die Kirche zusammen betraten. Das ahnungsvolle Zauberlicht, das hier herrschte, hatte uns bald umgestimmt; aber erst, als wir wieder vor dem kolossalen Werke menschlicher Andacht standen und von aussen den herrlichen Bau, der ins wolkenlose Morgenhimmelblau hineinstieg, mit weit zurückgeworfenem Nacken massen, fand unsere Hoffnung und unser Glaube wieder Worte; wir gaben einander die Hand und schieden mit dem Ausrufe: Nein, der Menschengeist, der dieses Werk ersonnen hat, ist kein Product der Nervenreibung; die Monaden, in welchen der Entwurf so erhabener Schönheit zum Bewusstsein, durch welche er zur Ausführung und zur Dauer für Jahrhunderte kam, können keine Eintagsfliegen gewesen sein; sie müssen ihre Besinnung zum Schöpfer, den sie verherrlichen wollten, mit hinübergetragen haben, sie müssen dauern und ihr Werk in Ewigkeit überleben! —

Freiburgs Hochschule darf in unserm Texte nicht übergangen werden. Sie gehört zu den ältesten Deutschlands. Ihr Stifter, Albrecht VI., Erzherzog von Oesterreich, begleitete ihre Gründung am 21. Sept. 1457 mit denselben schönen Worten, deren sich zwei Jahrzehende später Herzog Eberhard im Bart von Württemberg bei der Stiftung der Universität Tübingen bediente, und die somit eine ältere Formel wiederholt zu haben scheinen. Beide wollten „einen Brunnen des Lebens graben, daraus von allen Enden der Welt das Wasser der Weisheit unaufhörlich möge geschöpft werden.“ Die ersten Lehrer kamen von Heidelberg, Wien und Erfurt. Unter den ersten Schülern befand sich der durch seinen Freimuth so berühmt gewordene, nachmalige Domprediger von Strassburg, Gailer von Kaisersberg, der nach wenig Jahren schon Lehrer und Rector wurde, und (um 1463) Johannes a Lapide, der einige Jahre darauf in der Sorbonne die erste Buchdruckerei in ganz Frankreich errichten half und in der Folge Beförderer der Universität Tübingen ward. Schnell wuchs der Ruhm der hohen Schule Freiburg; Fürsten, Grafen und Edle strömten hier aus Deutschland, Burgund, der Schweiz, Frankreich und Polen zusammen und verschmähten selbst die Rectorswürde nicht; aus ihren Lehrern wählte der edle Kaiser Maximilian sei-

nen Kanzler Stürzel, das Hochstift Augsburg seinen Weihbischoff Rerer, Herzog Eberhard von Württemberg seinen Leibarzt und Begleiter auf der Römerreise, Widenmann. Noch mehr Glanz brachte ihr das sechzehnte Jahrhundert. Hier lehrten jetzt die ersten Rechtsgelehrten, Theologen, Arzneikundige und Philologen, und der erste Encyklopädist jener Zeit, Georg Reisch, hiess sogar *Oraculum Germaniae*. Das Land erhielt aus der Schule seine ersten Räthe, Augsburg zwei, Wien drei Fürstbischöffe und die Wiener Universität einen Kanzler. Während der Reformation zeigte die katholische Universität grosse Mässigung, mehrere Professoren standen in freundschaftlichem Briefwechsel mit Luther, Calvin und Zwingli; Luther selbst berief sich auf das Urtheil der hohen Schule Freiburg, und der Senat duldete nicht, dass Glarean auf Luthern in seinen Vorlesungen schimpfte. Das siebzehnte Jahrhundert begann die Universität mit einem Kampfe gegen die Jesuiten, in welchem sie besiegt ward. Der Eintritt dieses Ordens verscheuchte den schützenden Genius der hohen Schule; ihr Ruhm sank und ihre Erhaltung wurde immer mehr gefährdet. Der dreissigjährige Krieg brachte sie ihrem Untergang nahe und verzehrte ihr Kapital. Kaiser Leopold I. nahm sich endlich der Universität väterlich an, aber während der französischen Occupation lag sie begraben. Im achtzehnten Jahrhundert begann mit der Aufhebung der Jesuiten (1773) eine glückliche Epoche für sie, ihr Ruhm wuchs, wie ihr Vermögen, und unter Josephs weiser Regierung erhielt ein Protestant nicht nur ein Lehramt, sondern wiederholt die Rectorswürde. Blutige Wunden schlug ihr der Revolutionskrieg; aber im neunzehnten Jahrhunderte kam sie unter Badens Scepter in neuen Flor, und eben jetzt sind berühmte Aerzte, Chirurgen, Anatomen, Theologen, Geschichtsforscher, Juristen und Staatsmänner eine Zierde ihrer Lehrstühle oder doch ihrer Mauern, und treffliche Institute stehen der Universität zur Seite.

Neben der Hochschule blühen ein Gymnasium und zwei bescheidene, aber nicht minder ehrwürdige Töchteranstalten, die eine in dem Gebäude des ehemaligen Klosters Adelshausen (Neukloster) seit Kaiser Joseph; die andere bei den Ursulinerinnen, schon seit 1695. In jener erhalten 500, in dieser 450 Mädchen einen zweckmässigen und gründlichen Unterricht und stehen unter vortrefflicher Leitung.

Für geistigen und geselligen Genuss ist in Freiburg durch ein Museum, ein Casino, Lesezirkel, Leihbibliotheken, Concerte und zeitweilige Schauspiele hinreichend gesorgt, die Umgegend bietet die anmuthigsten näheren und entfernteren Ausflüge in eine theils reiche, theils grossartige Natur dar, so dass die Stadt gewiss nicht weniger als Heidelberg und Baden der Sommersitz glücklicher Fremden zu werden verdiente, die den Grundsatz, *ubi bene ibi patria*, wenigstens monatweise geltend zu machen Lust und Mittel haben.

Badenweiler.

Willst du der Natur dich freuen,
Willst du einen ungestört
Ueber Alles, was der neuen,
Was der alten Zeit gehört;

O so komm in dieses Eden,
Wo mit Sonne, Mond und Thau
Bäch' und Nachtigallen reden
Zwischen heitrem Grün und Blau.

Hier, dem Erdenqualm enthoben,
Trinkst du rein des Himmels Luft,
Siehst von Strahlen dich umwoben,
Wallst, umweht von Blumenduft.

Kämst du mit zerriss'nem Herzen,
Mit geheiltem gingest du;
Schnell entflieh'n des Grames Schmerzen,
Lacht dir dieses Thales Ruh'.

Schau' umher! Die Menschenalter
Brausten, stürmten durch das Thal,
Folgten wechselnd sich, wie kalter
Winter folgt dem Sonnenstrahl.

Zartes siehst du Rauhes mildern,
Blüthenglanz im Fels verstreut,
Allwärts bei des Lebens Bildern
Bilder der Vergänglichkeit.

Tief des Römerbades Trümmer,
Wo im Thal der Heilquell floss;
Hoch im reinsten Aetherschimmer
Ein zerfall'nes Ritterschloss.

Blumenreiche Wiesen grünen,
Wo der Adler Roms geglänzt,
Und der deutschen Burg Ruinen
Voll Gesang ein Hain umkränzt.

Hinter segensvollen Auen,
Hell durchströmt vom stolzen Rhein,
Sind im Fernegedüft zu schauen
Bläulicher Vogesen Reih'n.

Holde Gegend! wunderselig
Wall' in deinen Thälern ich;
Manches Bild erblich allmälig,
Stets verklärt das deine sich!

J. H. v. Wessenberg.

Der edle und liebenswürdige Sänger dieser Zeilen, dessen Namen Deutschland mit Verehrung nennt, verlebte einen der lieblichsten Maimonate in diesem paradiesischen Thale, und wir konnten uns keinen bessern Führer durch dasselbe wählen. Hören wir ihn zuerst über die Aussicht, die ihm durch seine Fenster im Römerbad (so wird das neueste und ansehnlichste Gasthaus zu Badenweiler genannt) entgegenlachte. „Es gibt zwar, schreibt er, viele Aussichten, die ausgedehnter, die grossartiger, die romanesker sind; aber gewiss wenige, die dieser an Reizen gleichkommen, die für das Auge stets erquickend sind und zu jeder Tagesstunde sich durch Abwechselung erneuen und verjüngen. Den äussersten Fernkreis bilden die sanft gezeichneten bläulichen Vogesen; an ihrem Fuss die fruchtbaren Fluren des Elsasses, belebt von Ortschaften, darunter die Stadt Mühlhausen sich deutlich zeichnet; dann näher der vielfach sich windende und oft durch Inseln durchbrochene Rheinstrom, der mit allerlei Lichtern wie ein Band von Edelsteinen hervorglänzt. Von dieser Herrlichkeit zeigt sich den Blicken nur ein Abschnitt, der aber auf das Uebrige schliessen lässt. Mässige Anhöhen in der Umgebung machen als der nächste Gränzkreis die Einfassung jener Fernsicht. Nur wenige Schritte vom Gebäude, das sich Römerbad nennt, erhebt sich der gefällig gestaltete Hügel, den die Trümmer des alten Schlosses des erloschenen Geschlechts der Herren von Badenweiler krönen. Diese malerischen Trümmer, deren Unterlage zunächst von einem buschigten Hain, den angenehme Gänge durchkreuzen, und weiter unten theils mit Schattengängen, theils mit

Wiesen und Rebgeländen geschmückt ist, dienen rechts der Landschaft zu einem angenehmen Vorgrund. Links wird ein solcher von übereinander ragenden grünen Hügelreihen gebildet, an deren Fuss die Orte Niederweiler und Müllheim sich hindehnen. Ueber den letztern Ort hinaus erblickt man die Landstrasse, die von Freiburg nach Basel führt, und noch weiter, dicht am Rhein, das Städtchen Neuenburg. Die Menge von Obst- und Nussbäumen, die in dieser weiten Thalbucht vortrefflich gedeihen, trägt viel zum Reichthum und zur Verschönerung der Landschaft bei.

Einen Theil der hier geschilderten Aussicht zeigt auch unser Bild, und der Künstler hatte nur zu bedauern, dass der Flecken Badenweiler selbst dem Malerischen der Gegend nicht gehörig entspricht und so zu sagen nicht in der Landestracht gebaut ist.

Hinter sich hat Badenweiler ein stilles, überaus liebliches Wiesenthal von sanften Hügeln, die zu Bergen ansteigen und deren Nadelholz durch untermischten Laubwald freundlich gemildert ist, amphitheatralisch umschlossen. Hinter den südlichen Anhöhen dieser Kette verbirgt sich der mächtige Blauen, nächst dem Feldberg und Bölchen zu den höchsten Gipfeln des Schwarzwaldes gerechnet. Die Bewohner zeigen gewaltigen Respect vor seiner Höhe und betrachten seine Besteigung als ein Wagestück, das den weichlichen, städtischen Badegästen nicht wohl zugemuthet werden könne. Indessen führt in zwei vollen Gebirgsstunden ein sehr gebahnter Weg unter Leitung eines Führers den Fremden durch herrliche Buchen- und Tannenwaldung zu seinem Gipfel, der aus freier Haide besteht, empor, und die Aussicht von dieser luftigen Höhe ist eine der herrlichsten, die der Schwarzwald gewähren kann, noch belohnender, als die vom bedeutend höheren, aber ins Gebirge zu tief versteckten Feldberge gebotene. Der Blauen ist diejenige Bergspitze der Schwarzwaldskette, die den vorgeschobensten Posten gegen den Rhein behauptet und daher dem majestätischen, weithin auf- und abwärts zu verfolgenden Laufe dieses Stromes am nächsten ist. Ausser der fruchtbaren Rheinebene überschaut hier das staunende Auge vier Gebirgsstöcke, den vielköpfigen Schwarzwald gegen Osten, gegen Westen die Kettenberge der Vogesen, gegen Süden die Vormauer des Jura und hinter ihr bald mit den Wolken sich mischend, bald über sie hervorragend, die schneeblinkenden Kanten der Berneri-

schen Hochalpen; diese jedoch freilich nur bei besonders günstiger Witterung.

Wir steigen wieder hinab ins Thal und sehen uns etwas näher nach dem Geschichtlichen von Badenweiler um. Die ganze Umgegend bildete einst eine Herrschaft in der obern Markgrafschaft Baden, machte ein Oberamt aus, das zu Müllheim seinen Sitz hatte, und war in dreizehn evangelische Vogteien, zu welchen noch eine katholische kam, eingetheilt. Berge und Hügel neben fruchtbaren Ebenen schmücken diese Landschaft mit schönen Waldungen, Getraidebau, Wiesen, vortrefflichen Weinbergen, und die Eingeweide des Gebirges sind mit Mineralien, vorzüglich mit Eisen, gesegnet. In der Nähe des Fleckens ist auch ein Silber- und Bleibergwerk, das jetzt ein Privatmann aus dem benachbarten Frankreich besitzt und betreibt.

Schloss und Herrschaft ist durch die Hände vieler Besitzer gegangen. Sie kamen vom Herzoge Heinrich dem Löwen an den Kaiser Friedrich, dann an die Grafen von Strazberg, und nach Aussterben dieses Hauses an die Grafen von Fürstenberg. Als die Stadt Freiburg im Breisgau sich von ihrem Grafen Egon loskaufen wollte, brachte sie Badenweiler ums J. 1368 um fünf und zwanzig tausend Gulden an sich und übergab sie dem Grafen. Sein Sohn Conrad verpfändete sie an Oesterreich, sie wurde aber wieder eingelöst und von dem letzten Grafen von Freiburg im Jahre 1444 an Markgraf Rudolph von Hochberg-Sausenberg verschenkt. Jahrhunderte lang zankten sich nun Oesterreich und Baden um ihren Besitz; der langweilige Streit wurde erst im Jahre 1741 beigelegt, und Baden, das durch das Aussterben der Hochbergschen Linie seit 1503 im factischen Besitze jener Herrschaft gewesen war, sicherte sich deren rechtliches Eigenthum durch eine ansehnliche Summe.

Badenweiler ist ein uralter Badeort und strömt über von warmen Quellen, die sich hier in solchem Ueberflusse finden, dass selbst das Trinkwasser erst abgekältet werden muss. Schon die Römer streckten ihre Heldenglieder in diesen Sprudeln und haben hier in grossartiger Ueberbleibseln eines prachtvollen Bades das stolzeste Denkmal ihrer Weltherrschaft hinterlassen, das in ganz Deutschland zu finden ist. Der Sturm späterer Zeiten hatte dieses Römerbad zerstört und mit Erde zugedeckt. Ein Zufall führte

aus Veranlassung von Neubauten im J. 1784 auf die Entdeckung dieser und anderer Alterthümer, die jetzt, unter Dach und Fach gebracht, friedlich neben den Burgruinen der Alemannen gelagert sind. Ein einheimischer Dichter schaut von den Höhen auf beide in Gewitterbeleuchtung herab und bricht in die Worte aus:

Der Römer und der Ritter
Erscheinen im Gewitter
Vor Gottes Wolkenthron. *)

Kein Fremder darf Badenweiler verlassen, ohne diesen glänzenden Ruinen, die zur Fürsorge mit einer hölzernen Hülle überbaut sind, einen aufmerksamen Blick zu schenken.

Die ganze Länge dieser Römerbäder, die zu einem einzigen Gebäude vereinigt waren, beträgt 324 Fuss, die Breite etwa 100 Fuss, und da, wo ein etwa 100 Fuss langer Vorsprung angesetzt ist, gegen 120 Fuss. Das Ganze ist mit der den Römern eigenthümlichen und bekannten Präcision und Dauerhaftigkeit gebaut. Ring- und Zwischenmauern des Gebäudes, die von Viertels- zu ganzer Manneshöhe noch stehen, sind aus kleinen festverkitteten Steinen gebaut, Fussböden und Treppen der Bäder selbst aus bläulichweissen Marmorplatten. Diese sind meist gleich gross, lang und dick, und passen auf das Genaueste zusammen. An den beiden äussersten Seiten des ganzen Gebäudes gegen Abend und Morgen sind grosse Vorhöfe *(atria)* befindlich. An jeden Vorhof schliessen sich, durch einen breiten Gang oder Vorsaal getrennt, zwei geräumige Zimmer an, wovon je das eine, nordwärts gelegene, von unten geheizt wurde und deswegen, vielleicht zu voreilig, für ein Schweissbad *(Calidaria cum hypocaustis)* erklärt wird. Den innern Raum zwischen diesen Zimmern und Vorsälen nehmen nun grössere und kleinere Bäder ein. Die Hauptbäder, vier grosse Bassins, liegen symmetrisch geordnet in einer Linie. Die zwei äussersten sind die grössten und haben unten gegen Süden einen halbzirkelförmigen runden Auslauf, der sich über die äussere Linie erhebt. An der südlichen Seite schweift der Stufeneingang zu diesen beiden Bädern in ein zierliches Rondel aus. Die zwei mittleren, kleinern Bassins sind dagegen ununterbrochene Vierecke. Alle vier Becken sind 5 Fuss

*) Aus dem liegenden Blatte „Badenweiler" von Pfarrer Graf.

tief und in ihrem innern Umfange mit dreifachen Absätzen versehen, die anderthalb Fuss von einander stehen, so dass die Badenden sich mehr oder weniger tief ins Wasser tauchen konnten. Wände und Böden sind mit jenen schönen Marmorplatten belegt, an welchen sogar hier und da noch die Politur bemerkbar ist; sie sind in einen sechs bis acht Zoll dick aufgetragenen, nach Römersitte aus Kalk und Ziegelmehl zusammengehärteten Kitt eingesetzt, zum Theil auch schon wieder ausgefallen. Die Gelehrten haben diese Bassins für Schwimmbäder (*Frigidaria*, *natationes*, *baptisteria*), die zwei unheizbaren Zimmer aber für Auskleidezimmer (*apodyteria*, *spoliaria*) erklärt. In jenen 4 Becken zusammen konnte wenigstens ein Manipel, vielleicht eine ganze Cohorte auf einmal, den Schweiss der Märsche und das Blut der Schlachten abwaschen.

An die beiden Seiten dieser vier grössern Bäder sind neun kleinere Badegemächer, deren jedes ungefähr für zwei Personen Platz hat, im genauesten Ebenmasse angehängt. Zwei dieser nischenartigen Plätzchen sind rund, die andern viereckig, alle aber mit grössern Platten belegt, als die Hauptbäder; auch sind sie nicht, wie jene, fünf Fuss tief ausgegraben, sondern stehen mit dem Boden in gleicher Höhe, mit drei bis viertehalb Fuss hoch aufgesetzten Platten, so dass man zu ihrem Gebrauche hinaufsteigen musste. Andere länglichrunde Nischen in den Quergängen zwischen den verschiedenen Becken könnten Laracien gewesen sein. Auf der Südseite befinden sich hinter den Bädern durch ein Cabinet in der Mitte geschieden zwei breite, einst bedeckte Spaziergänge (*xysti*). Auf der Nordseite, wo ein Vorsprung dem Gebäude grössere Breite gibt, zeigt sich ein ganz neuer Complex von Zimmern und Bädern: rechts und links zwei mit Marmor belegte, ziemlich grosse Rondele, welche die Erklärer zu Unctorien (Salbezimmern) machen, dazwischen wieder drei von unten geheizte Caldarien. Auf dem äussersten Vorsprung sieht man eine Reihe von Gemächern, welchen die Erklärung verschiedene Bestimmungen anweist: theils sollen es Heizstübchen mit Oefen sein, um Wasser in Kesseln siedend zu machen, theils gewölbte Kohlenbehälter, theils Holzplätze, theils kleine unterirdische Kanäle zum Ablaufe des Wassers, wie sie sich auch sonst in dem Gebäude finden.

Unter dem östlichen Vorhofe öffnet sich ein gewölbter Gang von sechs bis sieben Fuss Höhe, in welchem die Steine ohne Mörtel nach dem Fugenschnitte gespitzt sind. Dieser merkwürdige Gang durchschneidet unter der Erde von Norden nach Süden das fast 100 Fuss breite Vestibul, lauft sodann im Süden hinter den Bädern, ihrer ganzen Länge nach 260 Fuss, fort, und kommt wieder durch den westlichen Vorhof in schiefer Richtung gegen Nordwesten heraus, so dass man durch ihn ganz unter der hintern Seite dieser Bäder durchgehen kann. Welches die Bestimmung dieses unterirdischen Kanals gewesen sei, lässt sich nicht mehr mit Gewissheit ermitteln; dass er zur Abführung des Wassers gedient habe, ist kaum wahrscheinlich, da auf der nördlichen Seite des Gebäudes noch zwei aus Stein gehauene Ablaufskanäle zu sehen sind, welche das Wasser aus den Bädern unmittelbar abgeführt haben. Auch laufen von den beiden Vorhöfen aus, unter die Hauptbäder selbst, ähnliche kurze Abzugskanäle. So mag jener grosse Kanal irgend ein Communicationsgang zu uns unbekannten Zwecken gewesen sein.

In beiden Vorhöfen beim Eingang in die Bäder standen Altäre, von welchen der westliche, ziemlich erhaltene und nur an der Inschrift beschädigte noch seinen Platz behauptet. Die Inscription lautet: DIANAE ABNOB.*) „Der Diana des Abnoba-Gebirges, d. h. des Schwarzwaldes, heilig.“ Der östliche Altar wurde in Trümmern gefunden, auf welchen jedoch auch noch der Name Diana zur Hälfte erscheint. Ausserdem fanden sich unter den Ruinen viele Münzen aus den Kaiserzeiten und Stücke von Hausgeräthen. Die Hoffnung, eine Inschrift zu finden, welche auf den Erbauer dieser Bäder und auf den Namen der bedeutenden römischen Niederlassung, die hier gestanden haben muss, leiten könnte, ist jedoch nicht verwirklicht worden. Zwar liegt vor uns in gedoppelter Abschrift der Buchstabeninhalt eines silbernen Täfelchens, dessen Original, in diesen Bädern gefunden, zu Karlsruhe aufbewahrt wird. Es ist diess indessen nur ein sinnloses

*) Nicht ABNOP., wie die Inschrift aus einem mangelhaften Kupferstiche hier und da aufgeführt wird. Der Augenschein belehrte uns, dass der letzte sichtbare Buchstabe kein P, sondern ein beim Aufgraben des Altars durchhauenes B ist.

Aggregat griechischer Buchstaben, und in der ganzen Schrift erscheint nichts Zusammenhängendes, als der Name „Lukiolos“ (Luciolus). Das Genauere der beiden Facsimile's verdankt der Verfasser der zuvorkommenden Güte des um die Geschichte Freiburgs hochverdienten Gelehrten, Herrn G. Raths und Professors zu Freiburg, Heinrich Schreiber, der ihm darüber folgenden Aufschluss ertheilt:

„Aug. Gottl. Preuschen, in seinen Denkmälern der physischen und politischen Revolutionen in Deutschland, besonders in den Rheingegenden (Frankf., bei Varrentrapp. 1787. S. 209 ff.), hielt die Tafel für das Schreiben eines gewissen Nathan aus Alba Akra an einen Freund Fagel im Römerbade zu Badenweiler, und gerieth dadurch auf die abenteuerlichste Deutung. Der berühmte Oberlin von Strassburg dagegen erkannte das Täfelchen sogleich für das, was es ist, nämlich für ein sogenanntes Amulet, und nannte es: *Phylacterium gnosticum Lucioli.*“

Der befreundete Künstler, mit welchem der Berichterstatter diese Merkwürdigkeiten durchwanderte und welcher fast zwei Jahre unter den Denkmalen Roms zugebracht hat, konnte sich über den Umfang und die Wohlbehaltenheit dieser Bäder nicht genug wundern. Er stand keinen Augenblick an, dieselben der gewaltigen Trümmermasse der Caracalla's-Bäder zu Rom, deren Hohebau nur viel erhaltener ist, an die Seite zu stellen. Wer weiss, ob sie nicht auch den gleichen Erbauer mit denselben haben, da ja auch die nicht allzu entfernte Römerstadt *Aurelia Aquensis* (Baden-Baden) ihren Namen dem Kaiser Caracalla zu Ehren führt.

Nachdem uns die alte Römerwelt zu Badenweiler genug beschäftigt, kehren wir zur allemannischen Welt zurück, und zwar zu derjenigen Periode derselben, die durch Hebels Poesie in steter Jugendfrische erhalten und gewissermassen unvergänglich geworden ist.

Badenweiler selbst ist von Hebel nicht verherrlicht worden; gewiss störten seine deutsche Phantasie eben jene Römerbäder. Dessenungeachtet ist es für denjenigen, der in die reizenden Gegenden des badischen Oberlandes Wanderungen anstellen will zu der Natur, die Hebels allemannische Poesie mit dem Zauberdufte der Dichtung übergossen hat, als Haupt- und Standquartier vortrefflich gelegen.

Nur eine halbe Stunde von dem Bade liegt das freundliche Städtchen **Müllheim**, zu welchem der Allemannen-Dichter den durstigen Wanderer mit so saftigen Worten einladet: *)

Z' Müllen an der Post,
Tausigsappermost!
Trinkt me nit e gute Wi!
Goht er nit wie Baumöl i,
Z' Müllen an der Post!

Schade, dass der Reisende, der in der Post zu Müllheim anlangt, um Hebels Markgräfler-Wein zu trinken, nur das unfruchtbare Postamtszeichen anstatt des Wirthsschildes an das Posthaus angeheftet findet, und dass ihm die Pforte jetzt mit dem Donnerworte aufgethan wird: „Mer wirthet nümme!“ (wir schenken keinen Wein mehr aus.)

Gegen Süden führt der Fusspfad von Badenweiler in zwei Stunden über Berg, Wald und Wiese nach der höchst anmuthig und zur Fernsicht nach dem Rheine, den Vogesen, dem Jura und den Alpen einladend gelegenen ehemaligen Commenthurei des Klosters Sanct Blasien, **Bürglen**, von welchem Hebel in demselben Liede singt:

Z' Bürglen uf der Höh',
Nei, was cha me seh'!
O, wie wechsle Berg und Thal,
Land und Wasser überal,
Z' Bürglen uf der Höh'!

In das schöne Schloss, seine bilderreichen Säle und Zimmereihen theilen sich jetzt zwei Besitzer, S. K. Hoheit der Grossherzog von Baden und ein wohlhabender Bauersmann. Den herrschaftlichen Theil bewohnt ein freundlicher, gebildeter Pfarrherr; in dem bäuerlichen finden Gäste von Badenweiler gastliches Gelass. Der Verfasser dieser Zeilen wird den schönen Abend und Morgen, den er hier in ächt Hebel'scher Umgebung zugebracht hat, nicht vergessen. Um ihn her schnurrten die Spinnräder schmucker Allemannentöchter, auf deren Stirn, über dem oft bleichen, oft rosigen Angesicht mit sanft gekrümmter Vogelsnase ein paar malerisch geschleifte schwarze Bänder flatterten, welche die Ausläufer

*) „Der Schwarzwälder im Breisgau.“

eines kleinen seidenen Schüsselchens sind, das an Hauben Statt den Scheitel deckt; schlanke, rothwangige Bauernknechte mit langen blonden Haaren schnitten sich, sittsam um den Tisch gelagert, ihr schwarzes Abendbrod; auch das Abendessen war eine ganz Hebel'sche Scene: ein Lichtspan aus Buchenholz, der, von Zeit zu Zeit erneuert, in eine eiserne bewegliche Beisszange gesteckt war, die auf einem langen hölzernen Stocke mit breitem Gestelle ruhte, erleuchtete die ganze Stube und gab mit seinem flackernden Lichte den Gesichtern der um den Tisch gelagerten Hausgenossen einen seltsamen Ausdruck. Am andern Morgen schien die Sonne in das erheiterte Gemach, und aus Südosten blickte von ihrem Aetherthrone die Jungfrau des Berner Oberlandes mit ihren Silberhörnern durchs Fenster auf den sein ländliches Frühstück gemächlich geniessenden Wanderer herab.

Eine Stunde von Bürglen lauert Hebels „Gespenst auf der Strasse von Kandern."

In nördlicher Richtung von Badenweiler zeigt das Allemannenland städtischere Scenen:

Z' Staufen uffem Märt (Markt)
Heut se, was me gert,
Tanz und Wi und Lustbarkeit,
Was eim numme 's Herz erfreut,
Z' Staufen uffem Märt.

Z' Friburg in der Stadt
Sufer isch's und glatt.
Riche Here, Geld und Guet,
Jumpfere wie Milch und Bluet,
Z' Friburg in der Stadt.

Nach Nordosten und Osten führt der Weg durchs Gebirge auf den vielbesungenen Feldberg, und zu Feldbergs Tochter, der lieblichen Wiese, über Todtnau, Schönau, Mambach, Zell, Schopfheim, am Röttlerschlosse vorbei, nach Lörrach, lauter durch die allemannischen Gedichte vielfach verherrlichte Stellen, bis wo in der Nähe von Basel „der Chlei-Hüninger Pfarer" die Oberlandsmaid mit „Gotthards grossem Bueben" traut.

Tief im Gebirge endlich, nordöstlich von Schopfheim, liegt das Dörfchen Herrischried, zu welchem sich Hebel mit so schalkhafter Liebe wendet:

Woni gang und stand,
Wär's e lustig Land.
Aber zeig mer, was de witt,
Numme näumis findi nit
In dem schöne Land.

Minen Augen gfallt
Herischried im Wald.
Woni gang, so denki dra,
's chunnt mer nit uf d' Gegnig a,
Z' Herischried im Wald.

Imme chleine Huus
Wandelt i und us —
Gelt, de meinsch, i sag' der, wer?
's isch e Sie, es isch kei Er,
Imme chleine Huus.

Doch zurück endlich nach Badenweiler. Das Gasthaus zum Römerbade, so genannt, weil ein alter Römerstein, unter spätern Ausgrabungen gefunden, dem Wirthshause zum Grundstein diente, steht jetzt über zehn Jahre. Seine Lage, sagt Herr v. Wessenberg, konnte nicht glücklicher gewählt werden, und das Freundliche seiner innern Einrichtung entspricht der heitern Lage. Der geräumige hohe Speise- und Tanzsaal, der den ganzen Raum im Gebäude zwischen den zwei Doppelreihen von Wohnzimmern einnimmt, und in welchen man von den Gängen vor diesen Gemächern hinabschaut, gibt dem Ganzen ein schmuckes, zierliches, beinahe zauberhaftes Aussehen, und es weilt sich hier mit wahrem Behagen. Die Bewirthung ist trefflich, und die grosse Reinlichkeit, die sich überall zeigt, erhöht die Annehmlichkeit des Aufenthalts. Im Erdgeschoss befinden sich die Bäder, die ohne überflüssige Verzierung ganz nur zur Bequemlichkeit eingerichtet sind. Auch das Gasthaus zur Stadt Karlsruhe hat sich sehr erweitert und verbessert. Diesem ist jetzt ein grosser und zierlicher Speise- und Tanzsaal angebaut. Es gibt Tage im Jahre, wo dieser Saal und der im Römerbade die Gäste kaum zu fassen vermögen, die hier Belustigung suchen. Auch der Gasthof zur Sonne hat guten Fortgang, und es fehlt sonst im Orte nicht an guten Miethwohnungen für Kurgäste.

In dem kleinen Gesellschaftshaus auf dem Schlossberg ist jetzt eine Leseanstalt errichtet. Der Standpunkt von hier bietet dem

Betrachter einen seltenen Verein von weiter Fernsicht in ein lachendes Land von der einen Seite, und vom Anblick eines weiten, reich bewachsenen Thalgrundes, der von ansehnlichen Waldgebirgen umfasst ist, dar; zugleich zeigen sich hier auf beschränktem Raume die Trümmer der stolzen Römerzeit und des rauhen, aber kraftvollen Mittelalters neben einander.

Das Geschlecht, das jetzt hier wohnt, ist von sanftem und mildem Charakter und trägt alle Wahrzeichen einer aufgeklärten und gebildeten Sinnesart. Die Fremden sind gern gesehen und man begegnet ihnen mit zuvorkommender Freundlichkeit und bedächtlichem Wohlwollen, ohne Kriecherei und Niedertracht. Dieses Wesen geht auch auf die Kinder über:

Wie freundlich sind die Kinder!
Viel williger, geschwinder
Dient hier die Achtsamkeit,
Als in dem Fürstensaale,
Bei Tanz und reichem Mahle
Der schnöden Ueppigkeit. *)

Kein Wunder, dass der Dichter, dem wir diese Worte entlehnen, hier sein Hüttchen bauen und in Natur und Geschichte schwelgen möchte.

Des Römerbades Trümmern,
Der Bergruine Flimmern
Im Abendsonnengold,
Des Heilquells reicher Kammer,
Dem Schacht, dem Eisenhammer
Ist meine Seele hold.

Natur, mit alter Kunde
Stehst du im Schwesterbunde,
Erquickst hier Geist und Sinn.
Frei von der Sorgen Schwarme
Ruh' ich in deinem Arme,
Du Freudengeberin!

*) Graf's „Badenweiler."

Forbach im Murgthal.*)

Im tiefen Schwarzwalde, auf dem im Revolutionskriege beim Rheinübergang der französischen Truppen unter Moreau berühmt gewordenen Kniebis, entspringen drei Quellen, welche vereinigt die Murg bilden, einen der merkwürdigsten Bergflüsse Schwabens. Auf dem fichtenbeschatteten „Ruhstein" nimmt die Rothmurg zwischen Felsen ihren Ausgang und ergiesst sich unmittelbar in einen Kessel, den nacktes Gestein umgibt; die Weissmurg quillt ebenfalls aus Felsen im sogenannten „Buhlenbach" hervor. Sie wird von der Rothmurg beim „weissen Kreuz" ereilt und beide ziehen nun unter wildem Geräusch das Baiersbrunner Thal hinab, die Ufer von vielen Hütten taglöhnender Holzhauer besäet. Die dritte Quelle, der Fohrenbach, entspringt beim württembergischen Kniebis-Zollhaus, treibt, durch das „Rothwasser" verstärkt, im Christophsthale eine Mahlmühle und viele Hammerwerke, in welchen cyklopische Laboranten schmieden, lässt am rechten Ufer Freudenstadt, ursprünglich (1599) eine Colonie aus Steiermark, Kärnthen und Mähren vertriebener und in Württemberg evangelisch-brüderlich aufgenommener Protestanten, liegen, und vereinigt sich vor dem württembergischen Dorfe Baiersbronn mit den beiden andern Quellen. So bildet sich die Murg, die hier schon ihren Namen führt und etwa dreissig Fuss breit sein mag. Ihre beiden Ufer sind hier durch die erste hölzerne Brücke verbunden.

Der Lauf dieses Flüsschens, welches sich von Osten nach Westen durch eine Strecke von funfzehn Stunden schlangenförmig fortwindet, durcheilt eines der tiefsten und wildesten Thäler in jener grossen Gebirgskette des Schwarzwaldes. Sechzehn Brücken verbinden seine Ufer und acht und vierzig Waldbäche nimmt es während seines Laufes auf. So lange die Murg noch im hohen Gebirgsthale fliesst, zeigt sich das Thal noch ziemlich breit und sie befindet sich mitten zwischen den gedehnteren Gipfeln der Berge. So ist sie bei dem ehemaligen Benedictiner-Priorate und nunmehrigen Dorfe Reichenbach, so bei Hesselbach, wo die Aussicht, welche die erhöhte Lage des Dorfes hier dem Auge

*) Vergl. Jägerschmids Murgthal; Klübers und Schreibers Baden.

erlaubt, sogar zierlich genannt werden kann; das heitere Thal umzingeln Bergesgipfel, deren entferntere Häupter sich durch Lichtblau malerisch auszeichnen. In der Nähe wimmelt es von kleinen hölzernen Scheunen, die, am schroffen Abhang der Bergwiesen hingestreut, nothdürftig das kräftige Heu für den Winter bergen. Keine Gegend, mit Ausnahme der Schweiz, hat einen beträchtlicheren Viehstand, und die herrlichen Waldungen liefern eine Menge vortrefflichen Brennholzes. Doch sieht der Wanderer ganze Strecken verheert, öde und schwarz daliegen. Diese noch immer sichtbare Verwüstung rührt von dem grossen Waldbrande des heissen Sommers von 1800 her. Der Verfasser dieses Textes erinnert sich aus seinen Kinderjahren noch sehr gut, wie viele Wochen lang die Schulknaben mit banger Sorge einander jeden Morgen fragten, ob der Schwarzwald noch brenne. Die Phantasie malte sich dabei diesen Waldbrand als ein furchtbar herrliches Schauspiel aus und dachte sich die unzähligen Tannen und Föhren des Gebirges als eben so viele Pechfackeln, deren Flamme durchs ganze Land hin sichtbar lodere. Die Augenzeugen schildern aber jene Verheerung ganz anders. Sie besteht in einem langsam fortschleichenden Verkohlen der Bäume zu Kohle, und ist nur in ihren Wirkungen entsetzlich. Der Brand des Jahres 1800 dauerte vom 4. bis zum 21. August und frass über 7000 Morgen württembergischer Waldungen. — Die Wälder dieser Gegend bestehen meistens aus Föhren, Fichten, Weisstannen, wenigen Buchen und noch selteneren Ahornen. Föhren und Fichten bilden die stolzesten Säulenhallen und erreichen gar häufig eine Höhe von funfzig Fuss.

Ein eigenthümlicher Gegenstand der Waldbenutzung ist hier das Theerschweelen, oder, wie es die Gegend nennt, das Schmierbrennen. Der Theerschweeler pachtet einen grossen District und erbaut sich seinen Destillirofen aus Backsteinen selbst. Auf einer kleinen Blösse, welche trocken an einem etwas flachen Berghange liegt, ringsum aber durch Wald oder Hügel vor dem Winde geschützt ist, wird hier, wie in den Urwäldern Amerika's von den Auswanderern Europa's, durch den Theerschweeler zuerst ein Blockhaus aus übereinander gelegten Baumstämmen erbaut. Das Dach ist flach, mit Schindeln belegt und mit Steinen beschwert; die Ritzen der Blöcke werden mit Moos verstopft. Die ganze

Hütte mag 30 Fuss lang, 15 breit, 8 hoch sein bis ans Dach. Ein Lehmofen sorgt für die Nahrung und Winterfeuerung; die sparsamen Fensterluken geben das nothdürftige Licht für die häuslichen Geschäfte. Diess ist der Pallast, in welchem der Schweeler mit seiner Familie in der tiefen Waldesabgeschiedenheit lebt und oft Tage lang keine fremde menschliche Seele erblickt. Von der eingeschneiten Hütte bahnt er sich mühsam einen Weg, um auf einen Gang für sich und die Seinigen die Nahrungsmittel einer ganzen Woche herbeizuschaffen. Neben der Hütte legt er sich einen mit Reisig bedeckten Schuppen an, um die Kienstöcke zu zerkleinen und aufzubewahren. Dann wird der Theerofen gebaut und kunstreich eingerichtet; fünf stets beschäftigte Personen sind nöthig, um für die Destillation einer Woche in zwei Tagen die nöthigen Kienstöcke auszugraben und zur Hütte zu bringen. Am dritten Tage zerkleinen die Arbeiter das Kienholz, am vierten Tage wird eingesetzt und in dreimal vier und zwanzig Stunden ist die Destillation vollendet. Vor dem Ofen holen Händler die Theerschmiere ab und verkaufen sie im Kleinen; das schwarze Peeh aber wird in grossen und kleinen Partien an Kaufleute abgelassen.

Wir kehren aus dem Waldgewerbe an die Murg zurück. Das kleine Dorf Röth auf dem linken Ufer, aus 17 Lehenshöfen zusammengesetzt, ist das rechte Ideal eines Schwarzwalddorfes. Die ziemlich langen, zweistöckigen Häuser sind sämmtlich von Holz mit wenig Lehm aufgeführt, die Zimmer mit Borden vertäfelt. Scheuer und Stallung ist unter der Erde, die ländliche Wohnung darüber von Rauch geschwärzt und glänzend. Reichliche Fensteröffnungen geben einen Ueberfluss von Licht. Früh Morgens stehen die Knechte auf, säubern den Stall, tränken das Vieh und führen es auf die Weide. Wie unterrichtet vom Marsche machen einige glockentragende Kühe in bester Ordnung den Anfang, und Alt und Jung folgt dem ruhigen Gange der Voranschreitenden. Rinder und Ziegen klettern einzeln an der Bergwand und bemächtigen sich der sparsam aus den Felsritzen hervorkeimenden Gräser und der stärkenden Bergkräuter. Ohne Hirten, ohne Aufsicht durchstreift das Vieh die Waldungen und Aecker seiner Besitzer, und erst die Abenddämmerung führt es in die Ställe zurück.

Unerfreulicher als die Viehzucht ist in diesen Gegenden der Ackerbau; Unebenheiten und Abhänge setzen sich fast überall dem Pflug entgegen und an den meisten Orten muss man sich des Karsts und der Hacke bedienen, nachdem der Boden mit der Asche angezündeter Tannen- und Föhrenscheiter gedüngt worden ist. Von Obstbau ist bei den sparsam vorhandenen Fruchtbäumen keine Rede. Dafür pressen die Bewohner ihren Nadelhölzern den Saft ab, und fast immer qualmt hier der Kessel des Harzreissers. Ein anderes Waldgewerbe ist die Kienrusbrennerei, wozu man sich in den Schwarzwaldgegenden eigener Oefen bedient.

Bei allen solchen zum Theil harten Beschäftigungen trifft man in diesen Wäldern stille, friedliche Menschen, blass wie das Dunkel ihrer Tannen, verlassen von der heitern menschlichen Gesellschaft und doch zufrieden, bei einfacher Lebensart und Sitteneinfalt bedürfnisslos und genügsam.

Von Röth an schliessen auf eine halbe Stunde immer höher werdende Berge von beiden Seiten das enger werdende Thal ein. Die Murg eilt ihrem gekrümmten Wege nach und drängt sich beschwerlich zwischen Felsen hindurch. Auf der Höhe zeigen sich amphitheatralisch gelegen die Schönengründer Höfe. Hinter ihnen nimmt die Murg einen Rang, das Thal wird ganz enge und man meint die jenseitigen Berge mit einem Steinwurf erreichen zu können. Bald verstärkt sich die Murg von beiden Seiten durch sprudelnde Felsenbäche, den Dobelbach und Füllebach; eine hölzerne Brücke von mehr als hundert Fuss führt hier auf das linke Ufer, mit welchem sich ein grösseres und etwas flacheres Thal eröffnet, in dessen Tiefe die Strasse neben der Murg hinzieht. Die linke Seite des Thals bildet einen Halbkessel durch ziemlich entfernte Berge, deren Fussgestelle sich in grasbewachsene Hügel verflächen. Auf diesen Erhöhungen ziehen sich fünf und zwanzig Höfe, zum Dorfe Hutzenbach vereinigt, wovon fast jeder von dem andern abgesondert auf einem der sich wellenförmig in einander verschlingenden Hügel gelegen ist. Die Wiedendrehereien*), die sich hier finden, sind dem Waldnachwuchse nicht eben günstig; aber merkwürdig ist es zu schauen, wie junge Fichten von zwei Zoll Dicke und sechzehn Fuss Länge hier gleich einer bieg-

*) Wieden heissen in der Sprache der Landwirthschaft biegsame Ruthen.

samen Schnur zusammengedrillt werden. Die Vorrichtung hierzu, die einer Gesellschaft von Holzhändlern gehört, ist einfach; sie besteht in einem hohen, geräumigen Hause, dessen Wände mit Bretern verwahrt sind.

Bei dem Dorfe **Schwarzenberg**, das im Schutze einer Felsmasse ruht, und in dessen Nähe auf einer Felsenspitze die Ruinen von Königswart, einem alten Jagdschlosse, zu sehen sind, das Graf Rudolph von Tübingen im J. 1209 erbaut hat, nimmt das Murgthal seinen hochromantischen Charakter an, der an die wildesten Schweizergründe erinnert. Das Fortströmen des Flusses wird von jetzt an durch ein Gewirre vorgeschobener Felsmassen immer mühsamer gemacht. Durch die zusammenhängenden, schroffen Wände des Urgebirges zu sehr im Laufe beschränkt, durch die in ihr eigenes Bett geworfenen, emporragenden Trümmer des Gesteins aufgewiegelt, verwechselt die Murg ihren früher so ruhigen und steten Lauf mit dem heftigsten Geräusch, durchwühlt schäumend die engen Klüfte zerstückter Felsen und bahnt sich tobend den mühsamsten Weg zu einem friedlichen Ausflusse.

Zwei Waldbäche vermehren jetzt die Murg; davon ist der stärkste aller ihrer Einflüsse die Schönmünzach, die aus einem mit Felstrümmern übersäeten Thale der linken Murgseite herausfliesst. Bei trockener Witterung kaum sechs Schritte breit, wird sie vom schneeschmelzenden Frühling und seinen Regengüssen zu einem furchtbaren Waldstrome angeschwellt, der das ganze Thal unter Wasser setzt. Bei diesem Zusammenflusse legten die Oesterreicher im Revolutionskriege eine hölzerne Brücke an, die unvollendet geblieben ist. Ueber derselben liegt die sehenswerthe Schwarzenberger Glashütte und unterhalb eine Wasserstube der Calwer Flossholz-Compagnie. Denn da in der immer beschwerlicher sich durchs Gestein fortwälzenden Murg das Verflözen des Holländer Holzes beinahe unmöglich wird, so musste auf künstliche Schwellungsanstalten gedacht werden. In einer solchen Wasserstube sind hunderttausende, in einer Schwellung Millionen Kubikfuss Wasser aufgespart, um zusammengetragene Holzberge unter fürchterlichem Getöse zertrümmert fortzureissen und ihre Scheiter durch die Granitblöcke der Gewässer taumelnd zu Thale zu jagen. —

Gegenüber einer kühlen, klaren Quelle, „der Frohndbrunn“ genannt, bezeichnet jetzt auf der rechten Murgseite das Wasser Rennelbach die Gränze zwischen Württemberg und Baden. Ein immer rauheres Bett durchströmt jetzt die Murg; schäumend tobt sie durch die Tiefen waldüberwachsener Höhen, deren Grundveste sie benetzt; immer düsterer wird das felsbegränzte Thal und ausser dem Wassergeräusch herrscht feierliche Stille. Der Fluss zwängt sich immer mehr westwärts und füllt eine beträchtliche Strecke lang das Thal ganz. Bald nimmt er von der linken Seite aus einem Bergeinschnitte die „Hornbach“ und aus einem Gewirre zertrümmerter Felsen die mit Ungestüm herabtobende „Rauhmünzach“ auf, deren Bette man zu den höchsten Bergen aufwärts verfolgen kann; ihr Wasserstrom selbst geht in der Tiefe zwischen viel tausend Granitblöcken hindurch. Von der zweiten ihrer vier mächtigen Schwellungen, am Fusse des Hohenkopfs, dem einsamsten Plätzchen im ganzen Gebirge, ist es nur noch eine Stunde nach der hinter diesem Berge gelegenen „Herrenwiese“, wo man, bei fast ganz erstorbener Vegetation, in einem andern Klima zu athmen glaubt. Auf dieser rauhen Waldkoppe zeitiget die Kirsche in denselben Tagen, in denen unten am Rheine die Trauben reifen. Nicht mit Unrecht sind ihre Steppen das badische Sibirien genannt worden.

In dieser Gegend befindet sich der Hauptsitz jenes ausgebreiteten Flossholzgeschäftes, das eine Handelscompagnie von Privatleuten betreibt, die das Holz theils durch die Schwellungen der Waldströme, theils mit unsäglicher Anstrengung und gefahrvollen Arbeiten in Riessen (Kanälen), durch Rähnelwerke, auf Schlittwegen und mit Seilen zu Thale fördert und auf dem Rheine nach Holland verführt. —

Unsere Schilderung wendet sich nun wieder der Murg zu. Die Strasse zieht jetzt am linken Ufer derselben, von den steilsten Bergen eingeschlossen, weiter westwärts. Das Thal bleibt einsam und düster; schroffe Felsen begränzen es auf der rechten Seite. Die Landstrasse aber ist vortrefflich und wird nicht leicht in einem Felsgebirge besser getroffen werden.

Hier nähern wir uns dem Dorfe

Forbach,

dem reizendsten Punkte des Murgthals, wo die wilde und die freundlichere Natur sich wieder die Hände reichen, und der daher zur künstlerischen Darstellung von uns ausgewählt worden ist.

Auf dem Wege dahin begegnet man rechts und links von der Strasse häufigen Kohlenstätten. Weil die steilen Berge nicht erlauben, sie auf der blossen Erde anzulegen, so sind sie meist von Holz verfertigt und werden an den Baumhängen von Bäumen unterstützt oder von Felsen getragen. Die Kohlenbrennerei wird im Murgthale und auf dem Schwarzwalde auf eine eigenthümliche durch die Localität bestimmte Weise betrieben, und die Meiler, in Gestalt einer Halbkugel aufsteigend, dick mit sattangedrückter Kohlenerde überdeckt und mit einem dichten Rasendache verwahrt, zieren den Wald, statt ihn zu verunstalten.

Die Ackergrundstücke verlieren sich vor dieser Gegend, zwischen der Rauhmünzach und dem Dorfe Forbach, ganz; nur Nadelholz und weniger Buchenwald bedecken die hohen giebelartigen Berge und reichen herunter bis an Strasse und Fluss. Dieser arbeitet mit heftigem Geräusch durch das enge, felsige, einsame Thal. Die unvermerkt gestiegene Landstrasse, welche den murrenden Fluss tief unter sich im Grunde dahin fliessen liess, senkt sich allmälig wieder und führt endlich eben in die reinlichen Gassen Forbachs hinein. Den Namen führt das Dorf von dem Waldstrome gleichen Namens, der zwei Mahlmühlen treibt.

Das artige Dorf nährt neunhundert Menschen von den beschriebenen Waldgeschäften, die seine Lage ausnehmend begünstigt. Auch die Arbeiten der Forbacher Waffenschmiede sind geschätzt. Die Häuser sind in aufsteigendem Halbzirkel gebaut, und die ringsum sich hinter einander versteckenden Berge, deren Gipfel nur bemerkbar werden und die deswegen hier minder hoch erscheinen, stellen dem Auge eine liebliche Landschaft dar, besonders wenn man, wie auf unserm Standpunkte, sich ostwärts von dem Dorfe befindet und so die Gegend überblickt. Die Kirche, deren hinterer Theil mit dem Chor erst vor wenigen Jahren gebaut worden, heiter und im neuern Geschmack über das Dörfchen sich erhebend, ist kein geringer Schmuck desselben. Aus dem reichen Kirchenfonds sind zwei grosse Altarbilder von neuern ba-

dischen Künstlern angekauft worden, die von Kennern gelobt werden.

Man besieht in Forbach noch ferner die bedeckte Hängebrücke mit weitem Bogen, von Fahsold, einem Karlsruher, verfertigt; sie hat durch den anstossenden jenseitigen Granitfelsen eine sichere Landveste. Ueber diese Brücke zieht die Strasse auf das rechte Murgufer und erhebt sich dann allmälig. Die Aussicht öffnet sich jetzt immer mehr, das Thal erweitert sich und wird heiterer, die Strasse führt thalab, für Wagen ganz bequem und sicher. Es ist daher kein Wunder, dass die Kurgäste Badens das Murgthal gewöhnlich nur die vier bequemeren Stunden bis nach Forbach bereisen und tiefer in die Berge einzudringen sich scheuen. Doch thun sie Unrecht daran, da der Weg durchaus gut und gefahrlos ist und die eigentlichen Gebirgsschönheiten und Eigenthümlichkeiten, wie wir sie bisher beschrieben haben, erst hier ihren Anfang nehmen.

Die hiesigen Forsten hat sich, der ergiebigen Auerhahnjagd wegen, der Grossherzog vorbehalten, den eben diese Jagd jährlich einmal in die Gegend von Forbach führt.

Unterhalb des Dorfes treten die noch immer sehr hohen Berge weiter auseinander. Hier fallen mehrere dicht an die Murg gelagerte Sägemühlen dem Wanderer ins Auge. „Droben im Bergwald tönt die Waldaxt. Hohe Tannen, fünfhundertjährige Eichen fallen auf ihren Hieb. Während hier unten auf dem Flusse die knarrende Mühlsäge mit eisernem Fleisse den dicken Stamm in dünne Breter gleichförmig vereinzelt, und Breterhaufen hoch aufgethürmt werden, fügt man nahebei ganze Reihen von Dickstämmen in Flösse zusammen“, die, von einem unerschrockenen Steuermann sicher geleitet, auf dem Wege selbst, einer zum andern gesellt, anwachsen, bis auf dem Rheine mehr als hunderttausend solcher Breter, zu einem einzigen Flosse vereinigt, als eine Gesammtladung Holland zuschwimmen, wo sie sich zum Schiffsbau fügen und den Handelsmann, den Auswanderer zum fernen Eilande tragen. *)

Auf dem rechten Ufer folgen nun die Dörfer Gausbach, Langenbrand und Weissenbach, wo die hoch über Felslager geführte

*) Vergl. Klübers Baden II, 144.

Strasse sich wieder zur tiefen Murg herabsenkt. Hier fängt die Natur, wenn auch sparsam, wieder an, den Ackerbau zu begünstigen; Abhänge sind künstlich gefestigt und hier und da mit Weinstöcken bepflanzt. Dem Dorfe Weissenbach gegenüber, dicht an dem linken Ufer der Murg, zeichnet sich der kleine Kirchhof des Dorfes Au, vereinzelt auf einem rebenbepflanzten Hügel angelegt, aus, und die Spitze seiner kleinen Kapelle ragt malerisch hinter Bäumen und Gesträuch hervor.

Der Weg rechts führt so dicht an dem Flusse vorbei, dass aufgesetzte Steine den Wanderer sichern müssen, nicht ins Wasser zu stürzen. Nicht ferne liegt hier, hinter Bergen versteckt, das Dorf Reichenthal, wo viel Potasche versotten wird, und die Auslaugung der Asche in mächtigen hölzernen Mulden, die aus den stärksten Schwarzwaldtannen verfertigt sind, vorgenommen wird; zum Versieden werden sodann Kessel von Gusseisen gebraucht, in welchen 30 Jahre lang gesotten werden kann.

Bei dem Dorfe Hilgertsau verlässt die Strasse auf einer hölzernen Brücke das rechte Murgufer, und mit jedem Schritte wird die Aussicht freier und offener. Oberzroth, ein kleiner Weiler, hat eine Tabaks- und Oelmühle unter einem Dache; die letztere empfahl schon lange ihre zweckmässige Einrichtung und Reinlichkeit und eine vortreffliche Oelpresse.

Die beiden Ufer der Murg bleiben immer noch von ziemlich hohen Bergen umschlossen; aber zusehends vertauscht der Strom seinen ungestümen Lauf mit steterem Fortströmen. Die Strasse zieht auf der linken Seite mit Krümmungen weiter westwärts. Auf dem jenseitigen Berge zeigt sich sehr schön gelegen das Dorf Scheuern. Diesseits an der Strasse ragt auf einer schroffen Höhe, zwischen den Wipfeln hochstämmiger Tannen, die zu einem grossherzoglichen Lustschloss mit schonendem Geschmack umgeschaffene Burg Neueberstein hervor, von deren Sälen man theils das wilde Thal hinan sieht, theils eine Durchsicht in den lieblichsten Theil der offeneren Gegend bis zum Rhein hin geniesst.

Am Fusse des Schlossberges stehen mehrere Mühlen. Bald nimmt den Wanderer das auf der rechten und linken Murgseite über Hügel und Ebene sich anmuthig ausbreitende Städtchen Gernsbach auf, das sich durch grosse Gewerbsamkeit, namentlich treffliche Leimsiedereien, auszeichnet. Hier tritt die Murg in ein weit

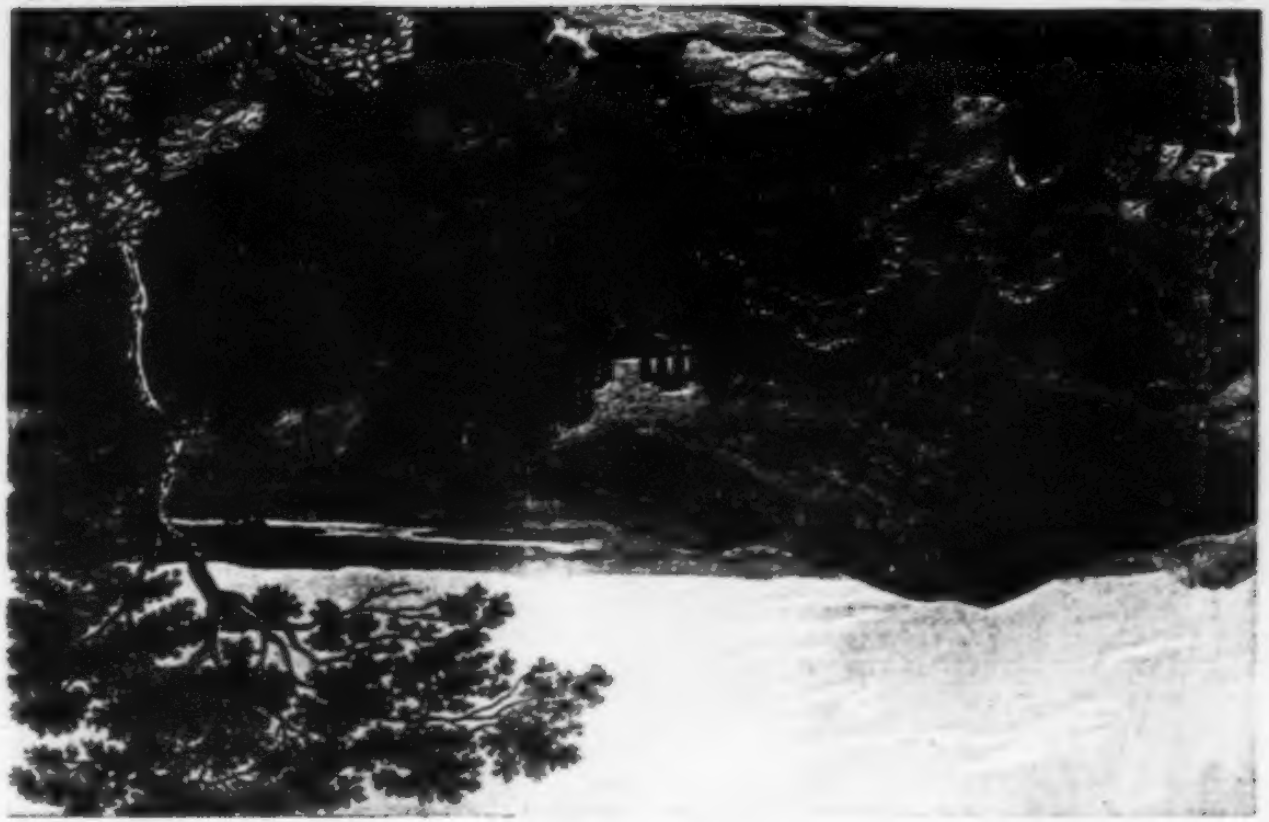
offeneres Thal. Die Hänge und Fussgestelle der beiderseitigen Berge sind von Felsen frei, mit Reben und andern Pflanzungen bekränzt; Berg und Thal schmückt sich mit Obstbäumen. In der Tiefe werden ergiebige Wiesen von Quellen bewässert. Die Murg, die wir jetzt sich selbst überlassen, dient bald nicht mehr dem Schmuck einer seltenen Natur, sondern einzig dem Kunstfleisse der Menschen, bis sie 6 Stunden von Gernsbach, nachdem sie noch viel lachende Dörfer ohne Murren mit glatten Wellen bespült hat, eine Stunde unterhalb dem badischen Städtchen Rastadt, das durch den Gesandtenmord von 1801 eine traurige Berühmtheit in der ganzen Welt besitzt, sich mit dem Rheine vereinigt.

Doch sind noch nicht alle Merkwürdigkeiten des Murgthales berichtet. Während drunten in der Tiefe der Mensch im Schweisse des eigenen Angesichtes den Bäumen ihren Saft abpresst, die Fichten bald zu Ruthen drillt, bald schwimmen lehrt und dem Schiffsbau ans Meergestade zusendet, bald in Kohlen und Asche verwandelt und die Natur in jedem Sinne zwingt, sein eigenes, hinfälliges Leben zu fristen: treibt auf den Höhen dieses Gebirges die Geisterwelt ihr freies Spiel.

Auf der Teufelskanzel oberhalb Gernsbach predigte einst der Fürst der Hölle in Person, was er jetzt durch seine Jünger im flachen Lande thut, vor einem zahlreichen Auditorium sein Höllenthum, bis ein guter Engel vom Himmel gesandt ward, auf dem entgegengesetzten Berge, bei Eberstein, seine Kanzel zu errichten und die Menschenkinder mit himmlischer Beredsamkeit auf den guten Weg zu leiten. Das verdross den Satan, er tobte in sieben Felsenkammern des Hochgebirges, oberhalb Loffenau, wie ein Erdbeben, spielte mit den ungeheuern Blöcken Ball, baute in der Nähe der Wolken die Teufelsmühle, legte sich, ermüdet von der Arbeit, so schwer in ein Felsenbett nieder, dass seine Gestalt noch ausgedrückt in dem Gestein, mit Pferdehuf und Schweife, sichtbar ist; er stampfte, rasselte, tobte in seiner Mühle, so oft der Engel drüben predigte. Von der Herrenwiese sah Gott der Vater dem Unwesen zu und schleuderte den gefallenen Engel in seine eigene Teufelsmühle hinab, so gewaltig, dass auf dem Hochgebirge der Fusstritt des Stürzenden noch sichtbar ist. Hier verstummte er und regt sich nur zu Zeiten murrend im Ungewitter

Auf einem andern Gipfel, beim festen Thurm von Yberg, präsentirte sich der Satan einem ganzen Klubb von Hexen, Hexenmeistern, Zauberern und Unholden. Sie beteten ihren Herrn und Meister an, sie opferten ihm Kinder, sie tanzten, sie schmausten mit ihm, doch ohne Salz und Brod. Das dauerte so lange, bis fromme Franziscaner das Kloster Fremersberg erbauten und den ganzen Spuk in den Klipfengraben bannten.

Ein friedlicheres Geisterleben webt in den beiden Mummelseen bei dem wildschön gelegenen Kloster Allerheiligen auf dem Seekopf, und, eine Meile von der Herrenwiese, auf dem Katzenkopf. Hier haust ein unschuldiges, zwerghaftes Gnomengeschlecht. Einmal kam ein kleiner Bewohner des zweiten Mummelsee's, in Rattenpelz gekleidet, in das jenseitige Gebirgsdorf Kappel und holte eine Hebamme ab, seinem Gnomenweibchen bei der Niederkunft beizustehen. Vor seiner Birkenruthe theilte sich das Wasser, eine alabasterne Wendeltreppe führte die Staunende in ein goldenes Prunkzimmer, vor ein Bett von Karfunkeln. Hier verrichtete die Wehemutter ihr Geschäft, und der Rattenpelz gab sie der Oberwelt zurück. Ein Strohbündel war ihr Lohn, den sie unwillig wegwarf und erst schätzen lernte, als sie einen an ihrem Kleide hängen gebliebenen Strohhalm in lauteres Gold verwandelt sah. — Ein andermal taucht ein wundersames Seefräulein aus dem Bergsee, bezaubert einen schönen Hirtenknaben und schenkt ihm im Thal ihre Liebe, unter der Bedingung, nie nach ihrem Aufenthalt zu spähen. Der sehnsuchttrunkene Knabe hält seinen Eid nicht und schleicht ihr nach an den See. Da dringt das dumpfe Aechzen eines Sterbenden aus der Tiefe zu ihm empor, und mit den breiten Blättern der Nymphea bedeckt färbt sich der See blutroth. Ein Greis mit Schneebart und Karfunkelaugen beherrscht diess Nymphengeschlecht. Nächtlicherweile und am frühen Morgen mischen sie sich hülfreich und theilnehmend unter die Arbeiten und Freuden der Thalbewohner. Verführt sie ein Sterblicher, so verfallen sie schwerer Busse; verlocken sie ein Menschenkind, so versinkt es zu ihnen in den Abgrund; aber der Greis hält gerechtes Gericht, straft die Verführerinnen und entlässt die Versunkenen aus dem See. Wer einen Stein in die stillen Wasser wirft, den drohen sie unter plötzlich entstandenem Ungewitter zu verschlingen. — Diese Geister sind nicht unsterb-



lich. Selbst ihr König, der silberhaarige Greis, ist dem Tode verfallen und ein Anderer wird seine Stelle einnehmen: *)

Vom Berge, was kommt dort um Mitternacht spät
Mit Fackeln so prächtig herunter?
Ob das wohl zum Tanze, zum Feste noch geht?
Mir klingen die Lieder so munter.
Ach nein!
O sage, was mag es wohl sein?

Das, was du da siehest, ist Todtengeleit',
Und was du da hörest, sind Klagen;
Gewiss, einem Könige gilt das Leid,
Doch Geister nur sind's, die ihn tragen.
Ach wohl!
Sie singen so traurig und hohl.

Sie schweben hernieder ins Mummelseethal,
Sie haben den See schon betreten,
Sie rühren und netzen den Fuss nicht einmal,
Sie schweben in leisen Gebeten.
O schau
Am Sarge die glänzende Frau!

Nun öffnet der See das grünspiegelnde Thor,
Gib Acht, nun tauchen sie nieder!
Es schwankt eine lebende Treppe hervor,
Und drunten schon summen die Lieder.
Hörst du?
Sie singen ihn unten zur Ruh', — — —

Das alte Schloss Baden.

Eine Kette wellenförmiger, hoher Waldberge — Köpfe nennt sie das Volk in der Umgegend — trennt Gernsbach von Baden, die Stille des Murgthales von dem betäubenden Geräusch eines europäisch gewordenen Badeortes. Eine Zwischenstation gewährt das alte Schloss Baden; es bietet noch Waldeinsamkeit und Trümmer der Vergangenheit dem sinnenden Wanderer und lässt ihn doch schon einen Blick in das Gewühl der Gegenwart thun, das aus der Tiefe zu ihm emportost.

*) Das folgende Lied aus Ed. Mörike's Maler Nolten. Bd. I. S. 190 f.

Der gebirgige Weg von Gernsbach nach dem alten Schlosse führt, ehe man den Wald betritt, an einem einsamen Wirthshause vorbei, das einen letzten Niederblick ins ausgebreitete Murgthal und nach den Höhen des württembergischen Schwarzwaldes, mit lachenden Dörfern am Fusse, gewährt. Oberhalb demselben trennt sich der Weg in zwei Pfade, wovon der eine rechts nach Alt-Ebersteinsburg, der durch Uhlands „Graf Eberstein" verherrlichten Ruine, abführt, der andere mit einem schmucken Wegweiser „zu den Felspartieen" in den Wald lockt und zugleich nach dem alten Schlosse führt.

Die ganze Waldkuppe, deren Rehrseite man hier betritt und an deren Vorderseite auf halber Höhe das alte Schloss Baden hängt, ist durch die freundliche Sorgfalt der badischen Behörden in die schönste Anlage verwandelt worden; Alles aber ist mit so viel Achtung und Schonung für die wirklichen Naturschönheiten geschehen, dass man der Kunst, die sich hier mit so viel Beruf in die Natur gemischt hat, nicht feind sein kann. So führen denn auch hier, wie überallhin in der ganzen weiten Umgebung des Schlosses, gebahnte Wege durch den dichtesten Wald, bis man an eine Reihe von Osten nach Westen streichender mächtiger Felsblöcke von röthlichem Sandstein gelangt, wie er einem grossen Theile des Schwarzwaldes eigen ist. Diese Massen erheben sich in den herrlichsten, bedeutsamen Formen, umgeben von der üppigsten, durch keine Cultur gestörten Tannenwald-Vegetation, wobei die allenthalben das Gestein durchwuchernde *Digitalis purpurea* hauptsächlich eine reiche Zierde bildet. Die vom Schlosse entfernteren Felsen sind erst vor wenigen Jahren zugänglich gemacht und von dem Gestrüppe befreit worden, das sie Jahrtausende einhüllte, so dicht, dass nicht einmal eine Volkssage sich an diese grotesken Riesenthürme der Natur, von welchen man meinen sollte, dass sie Göthe's herrlicher Schilderung vom Felsenschlosse zum Vorbilde gedient haben, angeheftet hat. Die merkwürdigsten derselben sind ein ungeheures Kastell, aus den riesigsten Blöcken mit Thürmen und Basteien in die Höhe aufgeschichtet; dann die bereits zu einem officiellen Titel gelangte „Felsbrücke", durch welche zwei auseinander klaffende Lagen von Sandsteinblöcken verbunden sind, wovon der auswärts gekehrte Theil zugänglich gemacht ist und einen schönen Durchblick ins

Thal und in die Ferne gestattet. Doch um die Aussicht in Fülle zu geniessen, verfolgt man die steinernen Stufen, die vom Haupte des Felsberges, von Ruheplätzen unterbrochen, bergab führen, bis zur Einsiedelei und endlich auf das vorderste Plateau, wo die letzten Eckfelsen stehen, die schon seit längerer Zeit in die Anlage des Schlosses gezogen sind, und wo eine Hütte zum Ruhen errichtet ist. Hier hat man die Ruine des alten Schlosses gerade unter sich und geniesst die herrliche Aussicht, die der Künstler auf unserm Bilde darstellt. Noch vollständiger erscheinen die Umgebungen von dem höchsten Standpunkte des Schlosses selbst gesehen. Gerade aus über das Thal von Baden weg zeigt sich hier der schön geformte Fremersberg, von einem Franziscanerkloster so genannt, das, von dem Markgrafen Jacob I. im J. 1453 gestiftet, 1828 abgebrochen worden ist. Links zeigt sich der Rosskopf, im Württembergischen der Katzenkopf genannt, als höchster Berg der Gegend. Auf seinem Gipfel bilden mächtige Felsblöcke eine künstliche Höhle, in deren Schutz der Verfasser in zahlreicher Gesellschaft eine Juliusmondnacht des Jahres 1831 durchbivouakirt hat, unter sich den Rhein, auf vierzig Stunden weit wie eine silberne Schlange schimmernd, hinter sich den schwarzblauen regungslosen Mummelsee in der beschatteten Bergaulde von geisterhaftem Nebel überschwebt. Doch zu unserer Aussicht zurück. Ueber das Murgthal weg, auf der Rückseite unsers Standpunktes, erscheint Loffenau mit der schönen Bergperspective die Murg entlang. Nordwestlich ist sodann die Aussicht durch nähere Waldung beschränkt; sie beginnt wieder mit den Linien der Bergstrasse, die durch eine lange, wie ein Binnenmeer sich hinstreckende Horizontalebene von der Hardt, einem Theil der Vogesen, geschieden ist. Diese Ebene durchströmt der Rhein, der weiter aufwärts in mächtiger Breite und durch seine Krümmungen fürs Auge kleine Seen bildend, auf dunstig dunklerem Grunde hellglänzend emporspiegelt. Der ganze Westen ist sodann von der Kette des Hardtgebirges und der Vogesen eingenommen, die sich in blauer Ferne in gar mannichfaltigen Formen in die Luft liniren, und sich nördlich erst bei Oppenheim und Alzey, südlich gegen Mühlhausen und Basel in die Ebene verlieren mögen. Aus ihnen hervor sieht man nordwestlich den breiten Rücken des Donnersberges ragen, und in der fernen Ebene er-

kennt das bewaffnete Auge den Dom von Speier und die Thürme von Mannheim; die niedrigeren Theile der letztern Stadt sind, wie man auf der See von entfernteren Schiffen nur die Segel und Masten sehen kann, schon von der auf solche Entfernung bereits merklichen Ründung der Erde gedeckt. Den Münster von Strassburg, obgleich in den gedruckten Beschreibungen dieser Aussicht angekündigt, sucht man hier vergebens; er verbirgt sich mit seiner ganzen weitern Umgebung hinter den Fremersberg. Dieser, so wie der Schlossberg selbst, bilden gar lockende, einsame Seitenthälchen, in die man von dem hohen Standpunkte aus, nach Art der Vogelperspective, hinunter sieht. Die Stadt Baden mit ihrem untern Schlosse liegt, von der Ruine aus gesehen, wie ein alter Städteplan zu unsern Füssen ausgebreitet. Ganze Gruppen von reben-, wald- und ackerreichen Hügeln erscheinen von dieser Höhe herab fast wie Maulwurfhaufen. Landhäuser und Gärten sind in näherer und weiterer Entfernung im üppigen Thale ringsum verstreut. Ganz links öffnet und schliesst sich das liebliche Lichtenthal.

Ins Schloss selbst begleite uns ein sicherer, kundiger Führer, der genauer, als wir selbst es vermöchten, erzählen mag. *) „Von der Einsiedelei abwärts führt, ausser dem Fussweg, ein kurzer, geebneter Fusssteig zu der Schlossruine. Noch stehen am hohen Vorgebirge, in dem Kreise zwei- bis fünfhundertjähriger Eichen, Tannen, Ahorne und Weissbuchen, auf schroffen Granit- und Porphyrfelsen, diese ehrwürdigen Reste; von Epheu umgürtet, in schwindelnder Höhe, mit Ulmen, Forlen, Linden und Stechpalmen bewachsen, durch abgetragene Felsmassen geschieden von der Kette des übrigen Bergrückens. Von diesem hohen Sitze nennt sich Badens Regentenstamm. Neben dem Schloss auf einem Ruheplatz überrascht eine leichte Waldöffnung mit der Aussicht in das Rheinthal nach den Vogesen.

Durch das obere Thor betritt man die Ruine. Sorglich ist der erhabene, Ehrfurcht gebietende Fels in den Bauplan verwebt. Schauer ergreift das Gemüth bei dem Aufblick an der alten Schlosskapelle, zu den leeren, unbedachten Fensterhallen des majestätischen Thurmes. Schwindelnd sieht man aus den Fensterruinen

*) Klübers Baden II, 24 ff.

des weiten Rittersaales in die Tiefe. Niedergestürzt sind die meisten Scheidewände und die Fussböden der obern Gemächer; nirgends mehr eine Spur der Bedachung. Ein Rasenteppich mit wilderndem Gesträuch deckt den Schutt der Gemächer und Prachtsäle; nur noch von dem hohen Gemäuer ist er umfangen. Zwischen den innern Thoren verkündet, wie eine Geschichte, der dürre, weisse Stamm eines dicken Ahorns einsam das Alter der Verwüstung. Rechts ist der Marstall, links der Eingang in den weiten, noch wohl erhaltenen Keller. Die noch sichtbaren Gewölbe sind von römischer, in dem Mittelbau sind Partieen von maurischer und arabischer, in dem Aufbau Theile von altdeutscher Bauart. Dieses erklärt sich aus dem verschiedenen Zeitalter ihrer Entstehung.

Schutt, Steine und Mauertrümmer umlagern das trauernde Ganze. Auf dem Mauerwerk und in dem Innern thront die Waldflora. Gesträuch, Kräuter und Bäume von mancherlei Art flammen wild empor. Viele sind längst verschwemmt in dem Strom der Zeit; manche strecken Stamm oder Aeste weissgrau zu öden Fensteröffnungen heraus und verwittern in dem Luftmeer; andere grünen in den seltsamsten Gruppen, Verschränkungen und Missgestalten; mitten unter ihnen hat der Eppich, schlanke Aeste breitend, ein dichtes Netz über die Mauer gewoben.“

Von dieser düstern Beschreibung muss Einiges abgezogen werden. Der menschenfreundliche Grossherzog hat seit Jahren aufs Sorgfältigste nicht nur für die Erhaltung, sondern auch für die bequeme Besteigung der Burg gesorgt. Nach allen Seiten, in alle Gemächer bis zum höchsten Thurme führen massive, sichere Treppen, und der Schutt ist, wo es möglich war, aus dem Wege geräumt. So macht das Alterthum einen ernsten und doch zugleich freundlicheren Eindruck. Die Ruine nimmt eigentlich vier Etagen ein: den höchsten Thurm, unter ihm ein erstes, dann, durch Felsen getrennt, ein zweites Stockwerk, endlich Ruinen des Vorhofes, nebst dem schön erhaltenen Eingang an der Vorderseite des Schlosses. Dieser, das Vorthor der Veste, ist gothisch gewölbt, und an der Spitze seines Bogens prangt, wohlerhalten, das badische Wappen in alter Form. An den Seitenwänden rankt Epheu, auf der Ringmauer streben Buchen und Ahorn empor, und wendet man sich beim Hinaustreten um, so sieht man

in schönster Perspective, unter mannichfaltiger Beleuchtung, durch die Oeffnungen aller vier in kurzen Zwischenräumen hintereinander folgenden Schlossthore. In der Nähe dieses Einganges ist eine ländliche Wirthschaft, wo sich der Wanderer erquicken kann. Uebrigens findet man keinen Portier, keinen lästigen Schlossverwalter; Alles steht offen, Alles ist so natürlich zugänglich gemacht, dass man sich von der höchsten Spitze der Ruine von selbst zurück findet.

Die breite Fahrstrasse vom alten Schlosse nach der Stadt Baden führt an mehreren wohl gewählten Ruhebänken vorüber, durch den dichten, kühlen Wald, den hohe, dicke Fichten, Forlen, Ulmen, Tannen, Buchen und ehrwürdige Eichen vom höchsten Alter bilden, und hinter denen die untergehende, hinter den Rhein hinabeilende Sonne das Gesträuch in jene rothen Flammen setzt, die recht bezeichnend „das Waldbrennen" genannt werden. Wenn man den Hain hinter sich hat, gelangt man zu einem Ruhesitze unter vier Eichen. Noch vor ihnen erhebt sich auf künstlichen Felsen, zwischen vier andern hochstämmigen Eichbäumen, unter einem Strohdach ein Belvedere, mit malerisch schöner Aussicht, rechts nach dem Jesuitenschlösschen, vorwärts nach dem Friesenberg und Fremersberg, links nach dem Merkuriusberg. Unten ziehen das neue Schloss, von dieser Seite die Stadt fast ganz bedeckend, und die Lichtenthaler Allee die Aufmerksamkeit auf sich. Gegenüber zieht sich amphitheatralisch die hohe Gebirgskette hin.

Von der Stadt Baden, ihren modernen Herrlichkeiten und dem köstlichen Borne Hygiea's erzählen wir hier Nichts. Das treffliche, erschöpfende Handbuch Schreibers und andere kleinere Beschreibungen sind in jedes Wanderers Händen. Nur an die frühe, römische Ansiedelung in dieser Gegend sei kürzlich erinnert.

Die Steine reden, dass die Römer schon vor siebzehn Jahrhunderten hier nicht nur als Krieger gehaust, sondern in städtischen Mauern sich angesiedelt, in Bädern sich gütlich gethan, durch Handel und Wandel Cultur in der Umgegend verbreitet haben. Wer die in der Antiquitätenhalle neben dem Brunnengewölbe von Karl Friedrich von Baden im J. 1804 versammelten römischen Alterthümer betrachtet, dem fällt auf mehreren Monumenten der heilige Name Marc Aurel in die Augen. Dürfte

er sich dieses paradiesische Thal, das in seiner alten Wildheit vielleicht noch grossartiger schön war, als einen Ruhesitz jenes edelsten Heiden, des Stoikers auf dem Throne, denken, ihn in diesen Bädern sich vor Augen stellen, in seine unsterblichen Selbstbetrachtungen vertieft! Die Inschriften selbst gestatten diese Täuschung nicht; sie beziehen sich sämmtlich auf den ignobeln Dieb jenes grossen Namens, auf den Kaiser Bassianus Caracalla, den Sohn des Septimius Severus, und sind aus den Jahren 198 und 213 n. Chr. Spätere Monumente, meist Brückenzeiger, bewahren die Namen der Kaiser Alexander Severus (um 221) und Elagabalus (um 222), und der erstere den Namen der Stadt: *respublica Aurelia Aquensis*. Ihr Gründer Caracalla hat allerdings durch die Antoninischen Bäder in Rom, die noch jetzt eines der Wunderwerke jener ewigen Stadt sind, seinen Beruf für Bauten dieser Art hinlänglich dargethan.

Die Wasserstadt Aurelia lag auf der aurelischen Heerstrasse, die vom Rhein nach dem Neckar, dem Endpunkte des Römerwalles, führte. Ihre Hauptschutzgottheiten waren die Götter des Wassers und des Handels, Neptun und Merkur. Auf einem viereckigen Altar, der im J. 1748 in einem alten Keller am Fusse des Schlossberges gefunden wurde, sagt die Inschrift, dass Cornelius Aliquandus, im Namen des *contubernium nautarum*, der Schiffergilde, diess Denkmal zu Ehren der *domus divina*, d. h. des kaiserlichen Hauses, dem Gotte Neptunus errichtet habe. Auf dem Stein ist in hocherhabener Arbeit Neptun abgebildet, stehend, in seiner Rechten einen Delphin, in der Linken den Dreizack haltend, zu seinen Füssen ein Wasserungeheuer. Vom Dienste des Mercurius zeugen zwei Denkmale; das eine ist ein Altarstein, welcher Mercur dem Todtengeleiter für eine abgeschiedene Seele gewidmet scheint, er wurde im J. 1804 eine Stunde von Baden ausgegraben; das andere ein Merkursbild in halberhabener Arbeit, das auf dem benachbarten „Merkuriusberg" (grossen Staufenberg) als Altarstein steht, wahrscheinlich ursprünglich der Strasse näher errichtet. Das Bild ist von mehr als mittelmässiger Arbeit, mit Flügeln am Kopfe, den Schlangenstab in der Linken. Zwei andere Denkmale sind Grabsteine römischer Krieger, eines L. Reburrinus Candidus von der 26sten Cohorte, und eines L. Aemilius

Crescens von der 14ten Legion, beide aus der Stadt Ara (vielleicht *Ara Ubiorum*, Bonn) gebürtig.

Noch gibt es andere Reste aus der Römerperiode. An der Hauptquelle selbst ist das weite Brunnengewölbe, ursprünglich mit carrarischem Marmor bekleidet, unstreitig römisch, und war zur Zeit der Römer vielleicht ein Dampfbad. Auch vor der Antiquitätenhalle fand man im J. 1808 Reste eines römischen Schwitzbades, Wasserröhren von eiserner Solidität; hinter der Stiftskirche sind gleichfalls Ueberbleibsel von Badgemächern zu sehen. Das alte Armenbad zur Rechten der Halle hat ein geräumiges römisches Bassin mit Stufen, und linker Hand der Halle ist ein weit gesprengtes Gewölbe, wahrscheinlich ebenfalls römischen Ursprungs. Reich an römischen Substructionen ist endlich der ganze Bezirk der Halle, der Stiftskirche und des Marktplatzes, und in dieser Gegend gewahrt man fast überall in einiger Tiefe römisches Paviment. Es ist sehr wahrscheinlich, dass hier der Mittelpunkt der öffentlichen Gebäude und Anlagen des alten Aurelia war. In edlerem Style römischer Baukunst sind auch noch die Arcaden am untern Schlossgarten in der Orangerie am sogenannten Schneckengarten. Die unterirdischen Gänge bei den „Büttquellen" und in der „Hölle" gehören nicht weniger den Römern an. Ob die höchst merkwürdigen Katakomben unter dem neuen Schlosse von den Römern stammen oder dem Vehmgericht ihren Ursprung zu danken haben, oder nur geheime Zufluchtsörter in den Fehdezeiten waren, bleibt ungewiss.

Die Phantasie neuerer Architekten hat aus allen diesen, im Ganzen nichts weniger als Pracht voraussetzenden Ueberresten ein gar herrliches Aurelia aufgebaut, dessen sich selbst seine Mutter Rom nicht hätte schämen dürfen. Aber es ist keineswegs wahrscheinlich, dass der reiche Römer sich an der beunruhigten Gränze, unter dem rauhen deutschen Himmel häuslich niedergelassen hätte, und Caracalla's Aufenthalt währte nur kurze Zeit. *Aurelia Aquensis* war somit wohl nichts anderes als ein kleiner Badeort römischer Tribunen und Centurionen, den später die Allemannen verwüstet und der verheerende Zug Attila's vollends bis auf die wenigen Reste, an welchen unsere Conjecturen sich jetzt abmühen, vom Boden vertilgt hat.

Vierte Reise.

Der Bodensee und das Hegau.

Lindau mit dem Obersee und Gebirge. — Der Untersee mit Constanz. vom Arenenberg. — Hohentwiel und seine Umgebungen.

Lindau
mit dem
Obersee und Gebirge.

Nach einer langen Wanderung über die Höhen und durch die Tiefen des Schwarzwaldes verpflanzen wir den Freund der Naturschönheiten Schwabens im Fluge von der nördlichen Gränze des Landes an seine südliche, aus dem Gebirgsthale Badens an den offenen, lachenden Bodensee. Obgleich unser Werk nur den Blick auf zwei seiner schönsten Buchten eröffnet, so wird der Beschauer doch schon aus diesen Bildern, wenn er bedenkt, dass der wogende Wasserspiegel, den er hier zwischen der üppigsten Vegetation lachender Ufer durchschimmern sieht, von der Kette der Alpen in der Ferne begränzt, sich in gleicher Weise sechszehn Stunden weit fortsetzt, begreifen, warum wir Einheimischen so stolz auf dieses unser „schwäbische Meer" sind. Der Verfasser dieser Schilderungen hat nur einmal in seinem bisherigen Leben das Meer gesehen: es war im Kanal, an einem wolken- und windlosen Maitage, als er in einem Zweiruderkahne von Dieppe's Gestade sich auf die hohe See führen liess. Die Wasserfläche, die er der Breite nach überschaute, war nicht ausgedehnter als die Wasserlänge, die man von Lindau aus überschaut, die Wellen gingen nicht höher als auf dem Bodensee, die Stadt Dieppe war von blühenden Aepfelbäumen im Kreise umgeben, wie unsere Städte des See's, und je weiter sie sich von dem Auge des sanft auf der ebenen Meerfläche dahin Schwebenden entfernte, je ähnlicher wurde Stadt und Ufer den wohlbekannten, geliebten Umgebungen des vaterländischen Gewässers. Von süssem Heimweh bezwungen, glaubte er am hügeligen Horizont im Süden die Schneegipfel der Schweizerberge mit seiner Sehnsucht heraufzaubern zu können. Ja, er hatte Mühe, auf dem Meere selbst das Meer zu erkennen. Zu seinem Verdrusse musste er sich sagen,

dass er auf dem heimischen See schon ein lebendigeres Bild des bewegten Oceans geschaut, als hier an seinem Einflusse zwischen Frankreich und England. Zweimal schon war er im Sturm und einmal selbst mit Gefahr über den vom Unwetter empörten Bodensee gefahren; dort schlugen die grünen Wellen in das Schiff herein oder mannshoch an demselben empor, und sein kleiner Nachen flog mit ängstlich gesenktem Segel wie ein Sturmvogel über die Wellen: hier tanzte sein nicht grösseres Fahrzeug ohne Segel im Takte friedlichen Ruderschlages über die Fläche des Meeres, die gar keines Zornes fähig zu sein schien. Unbefriedigt, und von der kleinen Meerfahrt nichts zurückbringend, als eine Anwandlung von Seekrankheit, betrat er das Ufer wieder, stand eine Weile an dem sonnigen Gestade mit gekreuzten Armen und liess über die spiegelblaue Fläche im Geist einen schwarzen Bodenseesturm dahinbrausen, um doch das Meer zum Meere zu machen.

Wir verlassen diese Vergleichung, um uns ganz mit dem Bodensee und der reizenden Bucht zu beschäftigen, welche uns der Künstler vor Augen gestellt hat. Um seine jetzige Schönheit besser zu empfinden, versetze uns die Schilderung eines alten Römers, in der sich freilich viel Täuschung und Unkunde unter die Wahrheit mischt, in die Mitte des vierten Jahrhunderts vor Christus, und sage uns, wie damals dieser jetzt so helle See, dieses jetzt so blühende Ufer gestaltet war.

„Zwischen den Klüften der höchsten Berge — schreibt Ammianus Marcellinus, ein römischer Grieche aus Antiochien, den die Feldzüge gegen die Allemannen unter dem Feldherrn Barbatio in diese Gegenden führten — entspringt der Rhein mit gewaltigem Stoss, bahnt sich über abschüssige Klippen ein Bett, ohne Zuwachs fremder Wasser, und strömt hin mit stürzendem Falle, wie der Nil durch seine Katarakten. Und er könnte vom Ursprung an beschifft werden, da er Ueberfluss an eigenem Wasser hat, wenn er nicht einem rennenden ähnlicher dahin liefe, als einem fliessenden. Und schon ins Freie hinausgetreten und die tiefen Spaltungen seiner Ufer bespülend, tritt er in einen runden (!) und ungeheuern See ein — Brigantia (Bregenzersee) nennt ihn der anwohnende Rhätier — der 460 Stadien (11½ Meilen) lang ist und fast in gleiche Breite (!) sich ergiesst, unzugänglich durch das Grauen trauernder Wälder, ausser wo jene alte, nüchterne

Römertugend einen breiten Weg angelegt hat: denn die Natur der Oerter und des Himmels Unfreundlichkeit streitet wider die Barbaren. Durch diesen Sumpf bricht der Strom brausend, mit schäumenden Wirbeln, wandelt rasch durch die träge Ruhe seiner Gewässer und durchschneidet sie wie mit einer scharf begränzten Fläche; und, wie ein durch ewige Zwietracht getrenntes Element, löst er sich wieder ab vom See, mit nicht vermehrtem, nicht vermindertem Strome, mit ganzem Namen und ganzen Kräften, und, auch ferner keine Ansteckung erleidend, taucht er sich in des Oceans innerste Tiefen. Und, was gar wunderbar ist, das ruhende Gewässer des See's wird von dem raschen Durchgange nicht bewegt und der eilende Fluss von dem unter ihm schwimmenden Schlamme nicht aufgehalten; beider Stoff vereinigt und vermischt sich nicht; und lehrte nicht der Anblick, dass es wirklich so geschähe, so würde man glauben, keine Gewalt sollte die beiden von einander ferne halten können."

Seitdem ist der See aus einem Sumpf ein helles, trinkbares Wasser geworden und die gleichartig gewordenen Elemente haben sich längst friedlich vermählt. Auch früher schon erschien der See freundlicheren Augen nicht so fürchterlich, und Julius Solinus, der hundert Jahre vor Ammian geschrieben hat, nennt „das rhätische Gefilde reich an Feldfrüchten, fett, ergiebig, geadelt durch den Brigantinischen See."

Der Schilderung des See's und seiner Ufer, so wie den grossen Begebenheiten, deren Zeuge der Bodensee viele Jahrhunderte hindurch war, hat der Verfasser dieser Zeilen ein eigenes Buch gewidmet, auf welches er den Leser, der Umfassenderes zu erfahren wünscht, zu verweisen sich erlaubt. Hier mag aus jener Beschreibung nur das Gegenbild zu dem Gemälde stehen, das der Römer von dem ungeklärten See und seinen ungelichteten Uferwäldern entworfen hat, ein Bild, das die Dichtung am Schöpfungstage dem weissagenden Boten Gottes in den Mund legt: *)

„Dann werden sich die Haine lichten,
Wie sich der Menschen Herz erhellt,
Dann prangt ein Kranz von goldnen Früchten
Um dich, du segensreiches Feld;

*) Aus dem Gedichte: „Die Schöpfung des Bodensee's." Handbuch S. 187 ff.

Die Rebe streckt ihre Ranken
In deinen hellen See hinein,
Und schwerbelad'ne Schiffe schwanken
In reicher Städte Häfen ein.

Und die das Höchsten Krone tragen,
Statthalter seiner Königsmacht, —
An diesen Ufern aufgeschlagen,
Sonst oft sich ihres Hofes Pracht.
Und Völker kommen aus dem Norden
Und aus dem Süden, See, zu dir!
Du bist das Herz der Welt geworden,
O Land, und aller Länder Zier!

Drum sind dir Sänger auch gegeben,
Zween Chöre, die mit deinem Lob
Die warme Frühlingsluft durchbeben,
Wie keiner je sein Land erhob.
Das eine sind die Nachtigallen,
Auf Wipfeln jubelt ihr Gesang;
Das andre sind in hohen Hallen
Die Ritter mit dem Harfenklang.

Wohl ahnst du deinen Ruhm, du wallest
Mit hochgehob'ner Brust, o See!
Doch das du dir nicht selbst gefallest,
Vernimm auch deine Schmach, dein Weh!
Es spiegeln sich die Scheiterhaufen
Der Märtyrer in deiner Flut,
Und deine grünen Ufer traufen
Von lang' vergoss'nem Bürgerblut.

Sei nur getrost, du blühest wieder,
Du wischest ab die Spur der Schmach,
Und grosse Sagen, süsse Lieder,
Sie tönen am Gestade nach.
Zwar dich verlässt die Weltgeschichte,
Sie hält nicht mehr am Ufersand
Mit Schwert und Wange Weltgerichte,
Doch stilles Gehöfte wohnt am Rand.

Der Hauch des Herrn treibt deine Boote,
Dein Netz soll voll von Fischen sein,
Dein Volk nährt sich vom eignen Brote
Und trinkt den selbstgepflanzten Wein.

Und unter deinen Apfelbäumen
Wird ein vergnügt Geschlecht im Glück
Von seinem alten Ruhme träumen: —
Wohlan, vollende dein Geschick!"

Die seit dem Jahre 1805 mit der bairischen Monarchie vereinigte Stadt **Lindau** mit ihrem Zubehör ist auf drei Inseln des Obersee's, zwei Stunden von dessen östlichstem Ende, höchst eigenthümlich und reizend gelegen; das letztere inzwischen nur für den Anblick, denn der Bewohner, wenn er nicht auf die Brücke oder an den Hafen geht, wird von der herrlichen Umgegend gar nichts gewahr und findet sich von Häusern ohne alle Aussicht eingeschlossen, wovon nur die Rückseiten ganz weniger Wohnungen, darunter das alte Gasthaus zur Krone, eine Ausnahme machen. Die vorderste Insel, auf welcher die eigentliche Stadt gebaut ist, enthält drei Fünftel vom Flächenraume aller drei Inseln; sie ist durch eine sehr schöne holzerne Brücke, welche nach Zerstörung der alten durch die Wasserfluthen des J. 1817 durch den Kronenwirth Zaggelmayer um einen sehr billigen Preis hergestellt worden ist, mit dem festen Lande verbunden. Sie mass früher 300 Schritte, wovon aber jetzt funfzig Fuss ausgefüllt sind; ihre Breite ist sehr ansehnlich, ein schönes Geländer schmückt sie, und durch Seitenpfade ist für die Fussgänger gesorgt. Auf der zweiten Insel wohnen, von der Stadt durch einen Graben abgesondert und durch Zugbrücken wieder verbunden, Schiffer, Fischer und Weingärtner; auch stehen hier Salzmagazine und Weinkeltern. Der übrige Theil dieser vorzugsweise sogenannten „Insel" besteht aus Weingärten und Obstpflanzungen. Die dritte Insel, die „Burg" genannt, und mit der Stadt durch eine steinerne Brücke verbunden, ist von ganz kleinem Umfange und enthält fast kein Gebäude ausser der kleinen, alten Jakobskirche, die seit der Reformation verlassen steht, zeigt indessen Ueberbleibsel uralter, grosser Befestigungen, die noch immer unbeschädigt, der Stadt zur Schutzwehr gegen den See dienen und, nebst dem Namen „Burg", den Aufenthalt der Römer auf dieser Insel sehr wahrscheinlich machen. Vielleicht war es der Kaiser Constantius Chlorus, der Gründer von Constanz am entgegengesetzten Ende des Obersee's, der zu Anfang des 4ten

Jahrhunderts auch hier einen Waffenplatz gegen die Allemannen angelegt hat.

„Die Lage dieser dreifachen Insel — wir reden hier mit Ebels Worten *) — ist ausserordentlich schön. Gerade ihr gegenüber öffnet sich das breite, grosse Thal, durch welches der Rhein aus den rhätischen Alpen dem Bodensee zueilt. Die Felsenkette der Schweiz zieht sich auf der rechten Seite dieses Thals bis an den See herab, dehnt sich dicht an demselben in fruchtbaren Vorbergen aus und bildet dessen südliche Ufer, die erhaben, gross und fruchtbar sind. Die linke Seite des Thals wird von den nackten, rauhen Felsen Vorarlbergs begränzt, die sich nach Osten fortsetzen und den See in steilen, hohen Ufern ummauern. Der ganze Theil des See's, der von Lindau östlich sich ausdehnt, bildet ein grosses, schönes, ovales, zwei Stunden breites und fast eben so langes Becken, an dessen äusserem Ende, hoch über demselben, das Städtchen Bregenz schwebt. Nach Westen und Norden breitet sich der See in eine Wasserfläche aus, die wegen ihrer grossen Ausdehnung in Erstaunen setzt. Von Lindau nach Constanz beträgt seine Länge beinahe eilf, und bis an das Ende seines grossen Busens, bei Bodenau und Sernadingen, sechzehn Stunden. Da die westlichen und nördlichen Ufer, unerachtet ihrer Krümmungen, im Ganzen doch eine gerade Richtung halten, so geniesst das Auge den ausserordentlichen Anblick eines Wasserspiegels, dessen Fläche ungefähr vierzig Quadratstunden ausmachen kann. Wenn die Luft nicht sehr hell ist, so spielen in der weiten Ferne die Wellen in dem Horizont, und alsdann besonders begreift man, warum dieser See einst das schwäbische Meer genannt worden ist.“

Herrliche Fernsichten gewähren die Hügel am nordöstlichen Gestade des See's. Je nachdem die Luft dunstig, oder ganz hell, oder von Wetterwolken durchbrochen ist, erscheinen hier die gegenüber liegenden Hochgebirge dem Auge immer wieder in andern Verhältnissen und andern Gestalten: bald nur in Umrissen, wie ein Traum; bald wie eine blaue, lückenlose Mauer mit scharfen Zinnen; bald ziehen sich, bei starkem Licht und Schatten, früher nie entdeckte Thäler in die Gebirge hinein; bald lassen

*) Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz. Leipz. 1798. 1r Theil S. 2 ff.

Strichregen und vereinzelte Nebelmassen aus der verschleierten Hülle nur isolirte Felsenwände, oft von Eis und Schnee starrend, erblicken, und einsame Felsenhörner strecken ihre Spitzen hoch über die Wolken empor. Ein Sonnenblick kann dann oft Wetter und Wolken zerstreuen und die ganze Landschaft in glänzender Schönheit mit Gebirg und Thal plötzlich aus dem Gewitterdunkel hervortreten lassen.

Von Ortschaften erblickt man hier durch ein Fernrohr sehr deutlich die Thürme der Abtei von Sanct Gallen; die Städtchen Rheinegg, mit dem Rheinausflusse, Rorschach und Arbon glänzen unter den übrigen Orten, die das Schweizerufer beleben, jenseits dem breiten Spiegel des See's. Dieser selbst ist von Kähnen und Segelschiffen belebt, wiewohl die Dampfboote, deren drei den Bodensee nach allen Richtungen durchschneiden, solches Leben nicht eben befördern; vielmehr verdrängen sie die kleineren Schiffe, gerade wie die Raubfische die friedlicheren, kleineren und schöneren Bewohner des See's verschlingen.

Zu den schönsten Punkten dieser Art gehören das Landhaus des Kaufmanns Falk und der Ort, wo noch jüngst die Washingtons-Bank stand, kein Denkmal dem Befreier Amerika's gesetzt, wohl aber ein Plätzchen, das der menschenfreundliche baierische General, Freiherr von Washington, auf der Höhe des Weinbergs seiner Villa, die jetzt mit dem Abzug ihres Besitzers in andern Händen ist, jedem Freunde schöner Fernsicht offen gehalten hatte. Auf einem ähnlichen Punkt, etwas näher gegen der Stadt Lindau, bei einem neuen Weinberghäuschen mit einer Bank, hat sich unser Künstler seinen Standpunkt ausersehen, weil er hier die Landschaft besser zusammengerückt und geschlossener fand.

Unter den Merkwürdigkeiten der Stadt Lindau stehe die sogenannte Heidenmauer obenan, kolossales Bruchstück einer riesenhaften Befestigung oder eines Thurmes, dem von der Hauptbrücke durch das Thor Eintretenden rechts gelegen, jetzt zwischen angränzende Häuser eingezwängt. Sie ist aus ungeheuern unbehauenen Kieselfelsen gebaut, mag 12 Schritte in die Länge halten, und wurde, als man sie ums Jahr 1760 an den höchsten, verfallenden Stellen renovirte, 8½ Schuh dick befunden. Eine auf irrige Voraussetzungen gegründete, wiewohl ziemlich allgemeine Meinung schreibt ihre Erbauung dem Kaiser Tiberius zu.

Hiergegen streitet neben Anderem schon ihre Bauart, die auch kaum gestattet, sie für eine Befestigung der römischen Feldherren des vierten Jahrhunderts gegen die Allemannen zu halten. Höchst wahrscheinlich war es eine Mauer gegen die Heiden, eine Brustwehr gegen die hunnischen Ueberfälle im zehnten Jahrhunderte: denn die Sitte, mit unbehauenen Steinen aller Art zu bauen, war gerade den früheren Zeiten des Mittelalters eigen. Auch so noch ist sie ohne allen Zweifel, nächst den Substructionen der „Burg", das älteste Denkmal der Stadt, deren Name (*Lintaunia*) zuerst in der zweiten Hälfte des 8ten Jahrhunderts urkundlich vorkommt, als ein von den Händen leibeigener Knechte angelegter Hof. Im 9ten Jahrhundert soll sodann ein Graf oder Herzog von Rhätien, Adalbert, das jedenfalls uralte Fräuleinstift von Lindau gegründet haben. Im zehnten Jahrhundert verscheuchte ein grosser Brand einen Theil der Einwohner Lindau's. Unter Kaiser Conrad II. kehrten sie indessen zurück und nun hatte die Stadt unter dem Reich ihr eigenes Regiment, stieg aus verschiedenen Feuersbrünsten immer neu empor und wurde schon von dem Kaiser Rudolph von Habsburg eine uralte Reichsstadt genannt. Von ihren Kirchen soll die Peterskirche auf der Insel schon den Brand von 948 erlebt und überlebt haben und die eingegangene Dreifaltigkeitskirche im J. 1241 gegründet sein. Noch älter war die Kirche des Fräuleinstiftes, ihre alte Gestalt ist jedoch sammt dem Stiftsbau und vielen Häusern im Brande von 1728 verschwunden. Das Stift selbst dauerte bis zur Secularisation, und seine gefürstete Aebtissin übte im J. 1780 zum letzten Male das von den römischen Vestalinnen vererbte Recht, einen Verbrecher, den der Scharfrichter schon am Strick hatte, mit dem Messer, das ihr in silberner Schale nachgetragen wurde, abzuschneiden und so von der Todesstrafe zu erlösen.

Im J. 1496 hielt Kaiser Maximilian I. hier einen merkwürdigen Reichstag und leitete von hier aus den nicht sehr glücklich geführten Schweizerkrieg. Vier und dreissig Jahre nachher (1530) errangen die Lindauer Glaubensfreiheit, erklärten sich nach langem Schwanken zwischen Calvin und Luther für den letztern, und seitdem ist die Bevölkerung protestantisch. Damals bereicherte sie ein ausgebreiteter Handel mit Oesterreich, ganz Deutschland, Frankreich und Italien, der jetzt freilich zu einem nicht sehr

bedeutenden Speditionshandel zusammengeschrumpft ist. „Es ist hier", meldet ein Zeitgenosse der Reformation, „eine solche Niederlag und Zukehr von allerlei Gewerbshändeln aus allen Landen, dass gemeinlich alle Samstage (Sonnabende) auf dem Wochenmarkte mehr denn aus acht und zwanzig Städten und Städtlein von neun und mehr Meilen Weges her ohn' Unterlass Leut herbeifahren, dazu ob vierzehenhundert Kärren und Wägen zu dem Thor aus und ein gehen." Damals hiess Lindau, wohl zugleich in Rücksicht auf seine Lage, „das deutsche Venedig." Auch stand wirklich die Stadt immer in einiger Verbindung mit dem „deutschen Hause" jener italienischen Wasserstadt. Der dreissigjährige Krieg machte Lindau zu einer Festung, deren bedeutende Aussenwerke (Karls- und Sternwall) noch dauern. Sie wurde abwechselnd von den verschiedenen streitenden Parteien besetzt; die Stadt litt fürchterlich und die Pest frass über 2000 Menschen auf einmal. Noch im vorletzten Jahre dieses Krieges belagerte der Schwede Wrangel die zu Lindau eingeschlossenen Kaiserlichen zu Lande und mit Kriegsschiffen, die zu Bregenz ausgerüstet worden, zu Wasser. Inzwischen siegten die Lindauer in einem kleinen Seetreffen; erst nach misslungenem Versuche wurde eine Vorschanze erstürmt, und viele Wochen lang hielt die Stadt und ihr kaiserlicher Commandant, Graf von Wolfegg-Waldsee, das Bombardement aus. Wie durch ein Wunder entstand keine Brunst und verlor kein Bürger das Leben; nur ein fremdes, altes Weib ward von einer Granate zerschmettert. Wrangel zog endlich unverrichteter Dinge ab und erst der westphälische Frieden öffnete am 30. Sept. 1648 die Thore Lindau's den Schweden und ihrem Oberbefehlshaber Robert Douglas.

Das Wirthshaus zur Krone ist ein ehrwürdiger Zeuge dieser Belagerung und bewahrt noch eine Kugel derselben auf. Auch im Innern hat dieser gute Gasthof seine alte Gestalt behalten und spricht in weiten, nicht zu hohen Räumlichkeiten eine reichsstädtische Stattlichkeit aus. Im Hauptsaal ist jeder Fensterpfeiler der dicken Mauer noch mit einer Säule versehen. Auf der Hinterseite können die Gäste hier einen Theil des Hafens und See's und, besonders bei günstiger Morgenbeleuchtung, das ganze Gebirge in seiner Herrlichkeit übersehen.

Andere schöne und alterthümliche Gebäude sind das alte

Waarenhaus, die Brodlaube, der Diebsthurm und die schöne gothische St. Stephanskirche, deren Thurm der Blitz im J. 1668 hinweggebrannt hat. Im Uebrigen hat Lindau in der Bauart viel Schweizerisches; die Häuser sind weniger hochgiebelig als bei uns, dagegen breiter; die obern Stockwerke und das Dach bilden einen starken Vorsprung.

Der Hafen ist immer noch, trotz des geschmälerten Handels, ziemlich belebt, die nächsten Ufer erheitern schöne Landhäuser, und wenn die Stadt durch ihre abgeschnittene Lage etwas Kerkerartiges hat, so müssen ihre Bewohner auch den Zauber der sie umblühenden Natur, zu welcher die Brücke sie hinüberträgt, wann sie wollen, mit verstärkter Lust empfinden.

Der Untersee mit Constanz.

Gern hätten wir die Freunde Schwabens von Lindau aus die vielen reizenden Punkte besuchen lassen, welche rechts und links an den Ufern des Obersee's den Blicken des Reisenden zuwinken, jeder eigenthümliche Naturschönheiten entfaltend und jeder seine eigene, mannichfaltige Geschichte erzählend: am deutschen Ufer das uralte Wasserburg, Langenargen mit dem ausgebrannten Schlosse des stolzen Grafen von Montfort, die alte Reichsstadt Buchhorn (Friedrichshafen) mit einer Schatzkammer von spiessbürgerlichen Spässen; das Schloss von Friedrichshafen, die anspruchslos schöne Sommerwohnung des Königs von Württemberg, das gethürmte Meersburg mit seinen Felsenschrunden, Ueberlingen mit den stattlichen Thürmen, dem schönen Bade, den räthselhaften Heidenlöchern; dann in dem tief landeinwärts eindringenden Seebusen, der nach dieser Stadt den Namen führt, Hohenfels, die Burg des Minnesängers, das vom Handel belebte Sernadingen (Leopoldshafen) und gegenüber das sagenreiche Schloss Bodmann. Wiederum von Lindau aus links gewendet, wo das Schwabenufer nach der Schweiz einbiegt, die schöne bergan steigende Stadt Bregenz mit ihren malerischen italienischen Dächern, der äusserste Vorposten des von hier aus bis an Hadria's jenseitiges Ufer ununterbrochen sich streckenden Oesterreichs; der Gebhardsberg auf seinem schroffen Felsen mit der Uebersicht des See's und dem

tiefen Blick ins Rheinthal und den Complex der Graubündtner Gebirge; dann der Rheinausfluss mit Rheineck, und weiter auf der Schweizerseite das freundliche Rorschach, Romanshorn, Arbon, das *Arbor felix* der Römer, ihre erste Fruchtbaumpflanzung in der Gegend, mit seinen mittelalterlichen Riesenmauern, in deren Ring der unglückliche Conradin die letzte Rast in Deutschland hielt; endlich eine Menge von Burgen auf den benachbarten Schweizerhügeln, deren jede von einem andern Rittergeschlecht oder einem andern Sänger meldet. — Das Alles müssen wir bei Seite lassen und mit unsern Freunden auf einem der bequemen, wenn auch nicht glänzenden Dampfbote uns auf den Fittigen des Rauches den See entlang, an Constanz vorbei, durch den Rhein an den Untersee tragen lassen; eine Fahrt von zwölf Stunden, die in vieren zurückgelegt wird, während die herrlichsten Gegenden wie Träume an uns vorüberfliegen.

Der frohe Stoss, der unsern Nachen treibet,
Er geht durch Berg und Thal,
Sie fliegen hin, die Ruhe thront und bleibet
Nur in des Aethers Saal.

Und heller glänzet im Vorüberschweben
Der Thurm von Dorf und Stadt,
Die Firnen glüh'n, die niedern Hügel beben,
Umwallt von Blüth' und Blatt. *)

Den Untersee selbst, an dessen Ufer wir uns vor diesem Bilde befinden, betrachten wir in seiner ganzen Ausdehnung erst von Hohentwiel herab, und zwar in Vogelperspective; hier kehren wir uns, über seine Wellen hinweg, der Stadt Constanz und im Hintergrunde noch einmal dem Obersee und den Schweizergebirgen zu. Der Standpunkt, den der Künstler sehr glücklich und ergiebig gewählt hat, ist die Anlage, die vom Arenenberg ausgeht, dem bekannten Napoleonidenschlosse auf Thurgauischem Boden, das seit langer Zeit der Ruhesitz der Prinzessin Hortensia ist.

Das stattliche Dorf, das hier im Vordergrunde erscheint, ist der schweizerische Marktflecken Ermatingen, der schon in einer

*) Aus dem „Gesellschaftslied auf dem Schiffe." Handbuch S. 519.

Urkunde des achten Jahrhunderts, wenn dieselbe anders ächt ist, mit seinem ursprünglichen und vollständigen Namen „Erfmüottingen", als Tafelgut der fränkischen Könige, und mit Land und Leuten von Karl Martell dem neuen Kloster Reichenau vergabt erscheint. Eine halbe Stunde weiter oben, links von dem Thurme des Dorfes, kommt, gleichfalls am Schweizerufer des Untersee's oder eigentlich des hier ausfliessenden Rheinstroms gelegen, das altersgraue, starkbefestigte Schloss Gottlieben zum Vorschein, das Bischoff Eberhard von Waldburg im J. 1250, als das deutsche Reich nach Friedrichs II. Tod ohne Haupt war, auf seine Faust erbauen lassen. Er verlegte hierher, aus Missmuth über die Stadt Constanz, seine Residenz und baute da eine bald wieder zerfallende Brücke über den Rhein, um die Stadt an Zoll und Gewerbe zu schädigen. Doch alle Schicksale dieser Burg vergisst man über zweien ihrer Bewohner. Denn während des Costnitzer Concils sassen hier nach einander der Märtyrer Huss und der, dessen Opfer er geworden war, der unwürdige, entsetzte Papst Johann XXIII., gefangen; der erstere, dem Kaiser Sigmund in einem ganz zärtlich lautenden Geleitsbriefe des Reiches Schutz versprochen hatte, wie ein gemeiner Verbrecher in eiserne Fussbänder gelegt und die Nacht über an einem eisernen Armband an die Wand geschmiedet.

Hinter diesem Schmerzenslager Hussens steigt die Stadt Constanz empor, mit den Thürmen der Kirche, in welcher er verdammt, und mit der Brandstätte vor dem Thore, das herwärts nach Gottlieben führt, auf welcher er dem Flammentod überliefert wurde. Bei diesen Erinnerungen zwingt uns die Geschichte zuerst zu verweilen, so oft wir Constanz erblicken. Alles Andere verbleicht vor dem Wiederscheine dieses grässlichen Feuers. Dort, in den Hallen jenes Domes, ward am 6. Juli 1415 das feierliche Verdammungsurtheil über den Ketzer Huss ausgesprochen, dort riss dem Gerechten, als er auf den Knieen für seine Freunde gebetet hatte, von sieben ihn umringenden Bischöffen einer den Kelch aus der Hand und redete ihn als den verfluchten Verräther Judas an, und die sechs andern zogen ihm die Priesterkleider aus, setzten ihm die mit Teufeln bemalte spitzige Papiermütze auf und begrüssten ihn als Erzketzer. Und Kaiser Sigmund erhub sich, rief den Beschirmer des Concils, den Churfürsten und

Pfalzgrafen am Rhein, und sprach: „Weil wir das Schwert nicht umsonst tragen, sondern zur Strafe über die, so Böses thun, so nehmet diesen Mann, Johann Huss, und strafet ihn, wie einem Ketzer gebührt.“

Wenden wir uns zur Richtstätte vor dem Thore. Dort steht der Holzstoss schon aufgerichtet. Betend und singend kommt Huss heran und sieht mit Lächeln, wie man seine Bücher verbrennt. Die Henker fassen ihn und schmieden ihn mit der rostigen Kette an den Pfahl; Stroh und Holzbündel werden ihm um den Leib gelegt. „Heilige Einfalt!“ ruft der Märtyrer, als er ein altes Weib geschäftig Späne hinzutragen sieht. Schon lodert das Feuer hell auf, mit heller Stimme fleht Huss um Erbarmen — zu Jesus Christus. Dreimal sieht man ihn die Lippen hinter den Flammen zum Gebet bewegen; dann erstickt der Rauch seine Stimme und sein Leben. Die Wuth der Henker spaltet sein Haupt und brät sein zerstückeltes Herz. Seine Asche wird zusammengekehrt und in den Rheinstrom geworfen.

Ihm folgte am 30. Mai 1416 sein Schüler Hieronymus von Prag auf dem Scheiterhaufen. Er ward mit nassen Stricken und einer eisernen Kette um den nackten Leib gebunden. Als der Henker das Feuer vom Rücken anzünden wollte, sprach er muthig: „Tritt hervor und zünde das Feuer vor meinen Augen an!“ Dann fing er den Lobgesang an zu singen, bis die Flamme über ihm zusammenschlug. „Nicht Mucius Scävola hat standhafter seine Hand ins Feuer gehalten, nicht Sokrates den Giftbecher so gelassen ausgetrunken,“ fügt ein edler Augenzeuge, der Florentiner Poggio, seiner brieflichen Schilderung bei.

Wer wird nach solchen Scenen noch von der Pracht und Augenlust dieses Concils hören wollen: wie viel hundert Kardinäle und Kirchenprälaten, wie viel tausend Fürsten, Grafen und Edelleute hier versammelt waren; wie viel wandernde Pastetenöfen in der Stadt circulirten; wie viel fahrende Dirnen für die Lüste dieser Ketzerrichter sorgten? Selbst Papst Johanns Flucht und Herzog Friedrichs Acht und die Papstwahl vermögen unser Interesse nicht mehr zu erregen: wir kehren uns mit Abscheu von dieser ganzen Zeit ab, unbefleckteren Jahrhunderten zu.

Constantia ist eine römische Schöpfung. Als Kaiser Constantius Chlorus, ums J. 304 bei Langers von den Allemannen

eingeschlossen, sich durchgeschlagen und dem Rheine genähert hatte, besiegte er denselben Feind bei Vindonissa und ersah sich an diesem Strome, auf helvetischer Seite, der schmalen Erdzunge gegenüber, die zwischen dem Untersee und Obersee hinläuft, davon der Rhein aus dem letzteren tritt, einen Punkt, um auf dieser von Natur schon festen Stelle ein Kastell zu bauen. Kein Schriftsteller, keine Inschrift, keine Münze nennt diese Gründung; sie dauert allein in ihrem Namen fort. Als aber der Schwede Horn im J. 1632 Minen gegen das belagerte Constanz zu graben anfing, da stiess er vor dem Kreuzlinger Thore auf die alten römischen Rippen der Stadt. Ungeheure Substructionen und die kolossalen Bogen einer steinernen Brücke, Zeugen von weit breiterem Wasserstande des Rheins in jener alten Zeit, traten ans Licht; Alles wies auf eine gewaltige, für lange Dauer berechnete Befestigung hin. In diesem römischen, später allemannischen Constantia gewann unter fränkischer Oberherrschaft zuerst der christliche Cultus in der Mitte des 6ten Jahrhunderts eine feste Stätte am Bodensee, als der austrasische König Clothar I. das Bisthum dorthin verlegte, das bis dahin zu Vindonissa (windisch) bestanden hatte. Kaiser Karl der Grosse zeigte, auf dem Wege nach Rom zur Kaiserkrönung, sein gefeiertes Antlitz dem See zu Constanz, das jetzt schon eine Stadt heisst und in der Marienkirche eine Kathedrale besitzt, zu der sich im neunten Jahrhunderte die St. Stephanskirche gesellt. Im Beginne des 12ten Jahrhunderts wird zu Constanz ein Reichstag gehalten; um dieselbe Zeit widersteht es muthig einem grossen Heere von Baiern und Sachsen, die der Reichsverweser Heinrich der Stolze, ein Welfe, herangeführt. In seines Reiches freier Stadt Constanz thronte mit seinen Fürsten Friedrich der Rothbart vom 11ten bis zum 23. März 1153 und hörte die Klagen mailändischer Männer über die Tyrannen ihres Vaterlandes gnädig und zur Hülfe bereit an. Zu Constanz empfing er im J. 1183 die goldenen Schlüssel der italischen Städte. Dreissig Jahre nachher erschien Friedrich II. vor Constanz, das entscheiden sollte, wer die erste Krone der Welt zu tragen hätte. Es öffnete seine Thore dem Hohenstaufen, und der Gegenkönig Otto, von Ueberlingen herbeieilend, fand sie verschlossen.

Die Reformation verunglückte in Constanz, so reissend sie begonnen, so wild Hussens Manen mit Klostersturm und Kirchen-

raub, ja mit Versenkung eines Heiligenleichnams in den See (1529) geopfert worden war. Die Stadt wurde (1548) von den kaiserlichen Spaniern nach verzweifelter Gegenwehr überwältigt und verlor ihre Reichsfreiheit (1549).

Im dreissigjährigen Krieg erschienen Gustav Horn und, von Hohentwiel aus, der Württemberger Wiederhold vor Constanz, Beide vergebens. In der spätern Zeit zog sich, wie vom ganzen Bodensee, so auch von dieser Stadt, die Weltgeschichte zurück, ihre Einwohnerzahl, die zur Zeit des Concils mit den Fremden 80,000 betragen, schmolz auf etwa fünftausend zusammen, und nur die Gebäude der verödeten Stadt mahnen noch an die alte Herrlichkeit. Kaiser Joseph II. suchte ihr durch noch heutzutage blühende Fabriken von Manufacturisten, Uhrmachern und Juwelirern aufzuhelfen (1777); unter badischer Landesherrlichkeit wurde sie der Sitz des Seekreis-Directoriums, und der deutsche Zollvertrag verspricht ihr endlich ein erneuertes Aufblühen. Die Hauptmerkwürdigkeit der Stadt ist die Domstiftskirche, wie die meisten alten griechischen Tempel in Kreuzform gebaut, mit einer uralten, nun in einen Weinkeller verwandelten Krypta unter dem Chore. Das hohe Kirchengewölbe wird von 16 Säulen getragen, deren 18 Fuss hohe Schäfte aus einem Steine sind. Die zwei gegen Abend stehenden hohen, viereckigen Thürme, oben verbunden und mit eisernem Geländer eingefasst, beherrschen die Stadt, die beiden Seen und das Gebirge, und gewähren eine der herrlichsten Rundsichten. Sie sind seit dem Brande 1511, wo zehn Glocken zerschmolzen, neu aufgeführt. Der Haupteingang der Kirche zeigt auf seinen Thorflügeln aus Eichenholz die Lebensgeschichte Christi in bewundernswürdiger Arbeit. Hinter der Domsacristei ist unter einem sehenswürdigen Saal eine Kapelle mit Wandgemälden aus der Zeit und Schule von Martin Schön, in der untern Sacristei ein schätzbares Altargemälde aus Albrecht Dürers Zeit. In der Nebenhalle und im Innern des Domes sieht man Grabmäler berühmter Männer; das hölzerne Bild, das die Kanzel trug, wurde fälschlich für Huss gehalten und so lange beschimpft, bis man es in der neuesten Zeit entfernen zu müssen glaubte.

Sehenswerth sind ferner die Sanct Stephanskirche mit guten Bildhauerarbeiten Hans Morings vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts, das städtische Rathhaus, das Kaufhaus, in welchem auf

dem Concil Papst Martin V. im J. 1417 gewählt worden, wie eine gleichzeitige Inschrift bezeugt; das Haus in der St. Pauls-Strasse, wo Huss ergriffen ward; der Friedhof, in welchem 1183 der Frieden Barbarossa's mit den italischen Städten geschlossen worden; die uralten Gebäude „Malhaus" und „hohes Haus"; das alte Dominikaner-Kloster (jetzt die Macaire'sche Fabrik) mit einer herrlichen alten Kirche und dem Grabmale des auf dem Concil verstorbenen berühmten Philologen Emanuel Chrysoloras von Constantinopel, und dem abscheulichen Gefängniss des Märtyrers Huss; die alte Pfalz mit der herrlichen Aussicht auf den See; die hölzerne Rheinbrücke mit steinernen Pfeilern, seit ihrer Erbauung im zwölften Jahrhundert viermal zerstört oder abgebrochen, im J. 1802 in den jetzigen Stand gesetzt; das alte Benedictiner-Kloster Petershausen auf dem rechten Rheinufer, mit leider verschwindenden Baudenkmalen.

Constanz ist der Wohnort des berühmten, edeln Prälaten, Freiherrn von Wessenberg, und der sehr ausgezeichneten Malerin, Fräulein Marie Ellenrieder. Jener öffnet dem Fremden seine schöne Gemäldegallerie, diese ihr Attelier mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit.

Noch sind Vorstadt und Chorherrnstift Creuzlingen, in herrlicher Lage, und eine andere Vorstadt von Constanz, das Paradies, zu erwähnen, ein kleines, von etwa 60 Familien bewohntes Dörfchen von Gärtnern, Hirten und Fischern, deren Sprache, Kleidung und Sitten von den städtischen ganz verschieden sind, die sich aber von einem überaus fruchtbaren Boden redlich und hinreichend nähren.

Des Wanderers Paradies aber ist die ganze herrliche Gegend, von den üppigen Ufern des Untersee's an bis zu dem majestätischen Hochgebirge Vorarlbergs und Tyrols, das hinter dem durchschimmernden Obersee und dem felsigen Bregenzer Walde dieses schöne Bild begränzt.

Hohentwiel und das Hegäu.

Kein passenderer Punkt liess sich ausfindig machen, um mit und auf ihm von dem schönen Schwabenland in diesem Werke

Abschied zu nehmen, als der seltsame Porphyrfels, der auf seiner äussersten Gränze gegen Süden, in trotziger Gebrechlichkeit hingelagert, mit andern ähnlichen Brüdern, doch schon seit mehr als einem Jahrtausend mit Mauern gekrönt, als Markstein bei seinem Eingang auf der Schweizerseite steht und in spätern Jahrhunderten, bis an den Beginn des jetzigen, das Land auch wirklich gehütet hat.

Nach Süden und Norden, nach Osten und Westen liegt Oberschwaben auf dieser Felskuppe zu unsern Füssen; ja, was wir hier*) von Land überschauen, bis nach den Schneebergen hin, tief in die Schweiz hinein, war einst von dem vereinigten Volke der Schwaben-Allemannen bewohnt und besessen:

Wir stehen auf den Zinnen der Felsenveste Twiel,
Da treibet auf der Ebne der Blick ein weites Spiel,
Durch Triften und durch Wälder, durch Klöster und durch Städte,
Hier ist kein Ziel zu finden, als grauer Alpen Kette.

Das Land der Allemannen, mit seiner Berge Schnee,
Mit seinem blauen Auge, dem klaren Bodensee,
Mit seinen gelben Haaren, dem Aehrenschmuck der Auen —
Recht wie ein deutsches Antlitz ist solches Land zu schauen. "**)

Wirklich ist hier nicht nur die Fernsicht auf das ganze Alpengebirge, von den Walliser- und Berneralpen bis zu den fernsten Tyrolergipfeln, höchst grossartig, sondern auch die entgegengesetzte Aussicht auf die Hohentwiel umringenden, isolirten Bergeskuppen, besonders aber der Niederblick über den See und die Ebene hin, lachender und reizender als irgendwo. Die bedeutende Höhe des Felsenberges erlaubt freilich über die zu seinen Füssen ausgebreitete Landschaft nur eine Art von Landkartenaussicht; doch geben ihr die Menge von Dörfern und Städten den gehörigen Wechsel; man überschaut zu gleicher Zeit nicht etwa blos, wie auf niedrigeren Höhepunkten, einzelne Abschnitte, die nur aus Feldern oder nur aus Wäldern bestehen, sondern Feld wechselt mit Wiesen und Wald, Hügel mit Thälern, Ruinen mit erhaltenen Burgen und Lustschlössern, Städte und stattliche Klöster mit Dörfern und unzähligen malerisch gelegenen Höfen.

*) Nicht auf dem Bilde; s. unten.

**) „Die Kammerboten in Schwaben." G. Schwabs Gedichte II, S. 182.

Den reizendsten Anblick aber gewähren die Ufer des See's, auf deren ununterbrochenes Garten- und Rebengelände kein Hügel (sie liegen alle zu tief, sie sind zur Ebene geworden) den Hinunterblick zu hemmen vermag. Der Obersee verliert sich hier breitverkürzt in blauer Ferne; nur die unterste Erdzunge zwischen Ueberlingen und Sernadingen streckt sich dem Auge entgegen. Desto vollständiger übersieht man hier den Untersee, der vom eigentlichen Bodensee durch den auf eine Stunde Weges wieder zum Strome gewordenen Rhein getrennt, mit seinem eiförmigen Bassin ganz ausgebreitet vor den Augen des Wanderers liegt, und dessen Mitte den schwimmenden Garten der Reichenau trägt, über den die Natur ihr ganzes Füllhorn von Segen ausgeleert zu haben scheint. Auch die Ufer dieses See's sind unendlich reich und mannichfaltig; eine Menge Dörfer, die Städte Radolphszell und Steckhorn, im Hintergrunde das stolzere Constanz, fassen den Rand ein. Aus dem südlichen Ende des See's sieht man den Rhein, halb Strom, halb See, sich bis zur Stadt Stein fortwälzen, dort, von engern Ufern aufgenommen und wieder entschieden zum Fluss geworden, sich nach Diessenhofen hinabschlängeln, der Stadt Schaffhausen und seinem Felsensturze in jugendlichem Uebermuth entgegeneilend. Hinter ihm bewaldete Hügel, Vorläufer des Jura, erhoben über die andern der Baierneberg, an seinem Fusse das hochgelegene Schloss der Zürcherischen Stadt Regensberg noch sichtbar. Hinter dem See, dem Fluss und den Hügeln des Thurgau's, des Zürcherkantons und des Aargau's steigen die Alpen auf; links die Tyroler in blaue Ferne gerückt; auch der Sentis tritt seitwärts; den Mittelgrund beherrschen hier die weissen Häupter des Glarnisch, des Dödi und der andern Gebirge von Uri und Unterwalden, in breiten Massen und geschiedenen Gipfeln; rechts heben sich, schneeweisser und spitzer als alle übrigen, die Berneralpen Schreck- und Wetterhorn, Jungfrau und Mönch hoch ins Blaue empor; hinter dem näheren Pilatus verlieren sich die Walliserberge in Dunst und Wolken.

Diese Aussicht hätte sich indessen nicht in ein Bild, nicht in drei, zusammenfassen lassen, und da der Künstler den Bodensee mit Fernsichten wiederholt für unser Werk dargestellt hat, so zog er hier mit Recht den Anblick dem Hinausblicke vor, und hat uns eine willkommene Ansicht von Hohentwiel und den übri-

gen, so malerisch gestalteten Burgen des Hegäu's gegeben. Er war sehr überrascht, hier die Formen des italienischen Hochgebirges wiederzufinden, Berggestalten und Gruppen, wie sie sonst in ganz Schwaben nicht wiedergefunden werden. Sein Standpunkt, von welchem aus er so viele Burgen in einem Blicke zusammenzufassen wusste, war selbst eine alte Burg (Rosenegg); der ganze Nordwesten des Hegäu's *), mit Hohenstoffeln, Hohenhöwen, Staufen, Hohentwiel (das den Mägdeberg hier bedeckt) und Hohenrähen liegt vor unsern Augen; nördlich streckt sich das tiefere Land hin, und wo auch dieses gegen den Horizont in die Höhe steigt, wird das Städtchen Aach sichtbar.

Von allen diesen Burgen betrachten wir zuerst den Kern unsers Bildes, Hohentwiel. Wer auf diesem steilen Fels zuerst eine Burg erbaut und ihr den Namen Twiel gegeben hat, weiss Niemand. Sollte der Name *Duellium* urkundlich sein, so wiese dieser auf römischen Ursprung hin. Geschichtlich erscheint der Berg zuerst im zehnten Jahrhundert, in der Empörung der Kammerboten Erchanger und Berchtold, wo diese kühnen Vasallen, kurz vor ihrem Sturze, den Berg besetzen und befestigen. Erchangers Gemahlin Bertha behielt den Berg als Leibgeding. Am Schlusse dieses Jahrhunderts hauset darauf die schöne, strenge, gelehrte Herzogin Hadewig von Allemannien, die jungfräuliche Wittwe Burkhards II., und lässt sich von dem blühenden Pförtner des Sanct-Galler Klosters, Eckehard, in den alten Römern und Griechen unterrichten, ohne dass sich die Verläumdung an ihren Ruf wagte. Von dort herab herrschte die Männin, bis Allemannien oder Schwaben wieder ein Herzog gegeben ward. Damals stand auf Twiel ein von unbekanntem Gründer gestiftetes, von ihrem Gemahl erneuertes Kloster, das aber unter Kaiser Heinrich II. (im J. 1003) in das mildere Stein am Rhein hinab verlegt wurde. Twiel blieb inzwischen ein festes Schloss. Schon um diese Zeit schrieben sich Dienstmannen der Burg Herren von Twiel, die auch im zwölften und dreizehnten Jahrhundert erscheinen, während das Schloss selbst noch immer Eigenthum der Herzoge von Schwaben war. Erst nach Conradins unglücklichem

*) Diess ist der Name eines allemannischen Gaues zwischen der Donau und dem Untersee. Er hat sich im gemeinen Sprachgebrauch erhalten.

Ende gab sie der Kaiser Rudolph als ein heimgefallenes Schwabenlehen dem Hause seines Kanzlers Heinrich von Klingenberg. Bei diesem Geschlechte blieb sie, bis im J. 1515 auch ein Heinrich von Klingenberg dem Herzog Ulrich von Württemberg das Oeffnungsrecht und dem Vertriebenen auch den freien Gebrauch der Veste überliess, und Johann Kaspar von Klingenberg sie im Jahre 1538 ganz an diesen Herzog verkaufte. Seitdem ist sie, mitten im fremden Lande, immer in Württembergs Händen geblieben, hat im 30jährigen Kriege durch Wiederholds unsterbliche Vertheidigung und auch im spanischen Erbfolgekriege ihre Ehre bewahrt und erst im französischen Revolutionskriege schimpflich verloren, wo die unbezwingliche Festung von zwei schwachsinnigen Alten mit ihrer Invalidenbesatzung dem vorübereilenden und gar nicht ernstlich verweilenden General Vandamme überliefert und von den Erbfeinden Deutschlands sofort zertrümmert ward (Mai 1800).

Besteige der Leser mit uns die grossartigen Trümmer, an deren Fusse, auf halber Höhe des Berges, ein braves Gasthaus, das mit der Försterwohnung und einigen andern Häusern, den sogenannten „Maierhof" der Veste bildend, an die steile Felsenwand sich lehnt, willkommene Rast gewährt. Bis dahin bekleiden auch Reben den sanfteren Abhang des Berges auf der Sommerseite und gewähren dem Burgbesteiger einen nicht zu verachtenden Labetrank. *)

Von diesem Hofe schreitet man, am Gottesacker vorbei, die Höhe, die von hier an aus lauter schroffen Felsen besteht, hinan, auf einer wohlgepflasterten Heerstrasse. So gelangt der Wanderer in weniger als einer Viertelstunde an den ersten Eingang der Festung, nachdem sich schon rechts und links die schönste Aussicht eröffnet hat. Zwei Gewölbe führen uns hier in den Vorhof; dann geht der Weg durch ein Portal zur ersten Zugbrücke der Veste. Die Ruinen, die hier zur linken Seite stehen, waren einst Kaserne, Wirthshaus, Wohnung des Arztes; zur rechten befanden sich die Wohnungen einiger Officiere. Die Mitte des Thorhofes bildete einen geräumigen Platz, in welchem noch der schön-

*) Bei der Topographie der Trümmer gründet sich unsere Darstellung auf eine erschöpfende briefliche Mittheilung des Herrn Pfarrvicar Schönhut von Hohentwiel.

ste, jetzt theilweise verschüttete Ziehbrunnen der Burg gefunden wird. Der immer steiler werdende Weg führt nun zu einer zweiten Zugbrücke, die ein starker Pfeiler stützt. In der Nähe geniesst man hier an einer Schanze abermals eine umfassendere Aussicht und steht an einer senkrechten Felswand von wohl 400 Schuh, an deren Fuss sich die Strasse den Berg hinanzieht. Hier kommt der schöne Natrolith zu Tage, der eine seltene Zierde dieses Berges bildet. Ein Blick umher zeigt die lieblichste Gruppirung der Burgen Staufen, Stoffeln, Höwen, Mägdeberg. Jetzt erwartet uns die dritte Zugbrücke, in deren Nähe die Handwerksleute der Festung wohnten. Jenseits der Zugbrücke stand rechts das Haus des Commandanten, links erblickt man die Ruinen eines Gebäudes, an dem oben noch das Stück eines schönen Säulenknaufes sichtbar ist, und das sich in einem Halbkreis um die südöstliche Seite der Burg herumzieht. An diese Kaserne heftete sich noch der Name „Klosterbau", der an uralte Zeiten erinnert. Der Name wird gerechtfertigt durch den schöngewölbten Gang, der sich unter dem Gebäude hinzieht, aber grösstentheils verschüttet ist. An verschiedene Gebäude schliesst sich sodann die Kirchenruine, die von verhältnissmässig grossem Umfange ist und in deren offene Fensterwölbungen der Himmel hoch hereinsieht. Am besten erhalten ist der Thurm, einst noch um ein Stockwerk höher, von welchem zehn Glocken ins tiefe Thal hinab erklangen. Diese Kirche war von dem frommen Wiederhold ganz aus feindlicher Beute erbaut und begabt worden. Alle die bisher beschriebenen Gebäude umschliesst ein schöner Hofraum, der zum Paradeplatz der Besatzung diente und in dessen Mitte eine hohe Linde grünte, die leider auch unter den rohen Händen der Burgzerstörer fiel.

Von einer kleinen Bank, welche die lieblichste Aussicht auf den See und die Schweizergebirge gewährt, lässt sich hier die Runde um die übrige Burg vollenden. Ein kleines, gegen Südwesten gekehrtes Portal führt hier zu einer Leiter. Diese hinabgestiegen, steht man auf dem obern Theile des sogenannten Rondels; eine runde Oeffnung führt weiter hinab auf eine halbzerstörte Wendeltreppe, die in das Innere eines Bauwerkes führt, dessen Structur bei weitem interessanter ist, als alle übrigen Theile der Burg. Das backsteinerne Gewölbe hat ganz die Form

einer kleinen Citadelle; ringsum sind Schiessscharten angebracht, in welchen früher Kanonen gestanden zu haben scheinen. Der Bau war von solcher Festigkeit, dass selbst die Zerstörung der Eroberer hier ihre Absicht nur unvollkommen erreichen konnte. Diess Rondel stammt, seiner Bauart nach zu urtheilen, wenigstens aus den Zeiten Herzogs Ulrich von Württemberg. Es bildete den grössten Thurm der Veste, welcher wahrscheinlich an die Stelle eines nicht weit entfernten älteren Thurmes trat, der die Bestimmung hatte, die hier weniger abschüssige Seite der Festung gegen feindliche Angriffe zu decken. Später wurde diess Rondel zu einem Laboratorium verwendet, weil es mit den übrigen Festungswerken weniger in Verbindung stand. Schon um der Aussicht willen, die eine seiner wohlerhaltenen Fensteröffnungen bietet, ist dieses Gewölbe des Besuches werth. Man sieht hier in behaglicher Sicherheit über die westliche Felsenwand hinab, welche die allersteilste des Kegels ist. Uns zu Füssen liegt die untere Veste, deren Trümmer man nirgends in so trauriger Gruppirung vereinigt überschauen kann, wie hier. Von dem Rondel emporgeklommen, wenden wir uns zuerst einem der Fensterbogen zu, wo uns ein eigenthümlicher Ausblick erwartet. Den Vordergrund bildet hier die Ruine Rosenegg. Eine Frau dieses Geschlechtes, verehelichte Freifrau von Thengen, hat im Schwabenkriege bei der Belagerung von Thengen durch die Schweizer auf dieselbe Weise Treue an ihrem Ehegemahl bewiesen, wie die Weiber zu Weinsberg, und die Geschichte berichtet uns ein Mann, welcher der Begebenheit im Jahre 1499 als Augenzeuge zugesehen hat. Zum schönen Hintergrunde dient der Burg Rosenegg die Gebirgskette der Schweiz. Die Wanderung durch die Felsruine führt jetzt um die Kanten eines schon früher erblickten viereckigen Gebäudes herum; hier führt ein Durchbruch zu dem eingegangenen Thurme, dessen oben Erwähnung gethan worden ist. Von dieser Oeffnung geht man gerade dem Gebäude zu, das den Namen der „fürchterlichen Burg“ führt, an bedeutenden Trümmern vorüber, wo die Windmühlen gestanden haben sollen, die Wiederhold errichtete, als die Mahlmühle von den Oesterreichern zerstört worden war. Ein kleiner, auf einem Felsen ruhender Durchgang führt in jene „Burg“, welche die höchste Spitze des Bergkegels bildet. In ihrem Hofe öffnet sich eine köstliche Aussicht

durch das Hauptportal der Burg, das die Jahrszahl ihrer Erbauung, 1554, trägt: wie von einem Rahmen eingeschlossen steigt hier aus der Tiefe der unserer Veste verbrüderte Kegel des Krähenberges empor, der für sich allein gesehen nirgends, selbst auf unserem Bilde nicht, wo er doch so vortheilhaft hinter seinem Bruder in schwarzem Schatten hervorragt, so malerisch gesehen wird; durch das Gemach, das sich dem Portale anschliesst, erblickt man, als ein zweites reizendes Bild, das Städtchen Aach.

Diess ist die Stelle, wo, nach dem Plane des für seinen Wohnsitz begeisterten und unermüdlich thätigen Pfarrverwesers von Hohentwiel, Wiederholds Denkmal aufgerichtet werden soll*), und für uns der beste Ort, von diesem heldenmüthigen Vertheidiger Hohentwiels zu sprechen.

Conrad Wiederhold, 1598 zu Ziegenhain in Hessen geboren, im 17ten Jahre als gemeiner Reiter in hanseatische Kriegsdienste getreten, im Dienste der Republik Venedig mit der Behandlung des groben Geschützes vertraut geworden, seit 1619 württembergischer Rittmeister, wurde, nach ruhmvollen Kriegsthaten in Folge der unglücklichen Nördlinger Schlacht (1632), auf Hohentwiel gesetzt, diess Kleinod seinem Herzog zu erhalten. Bald war Schwaben von den kaiserlichen Heeren überschwemmt, alle Vesten des Landes waren gefallen; nur Twiel stand wie ein einsamer Fels in dem tobenden Meere fest. Vierzehn Jahre vertheidigte er den Platz gegen die verschiedensten Heere; im Flug überfiel er die feindliche Nachbarschaft auf viele Meilen weit, jetzt Heiligenberg beim See, jetzt Wildenstein an der Donau, schlug einen Sturm der Kaiserlichen, die schon in den Vorhof seiner Veste gedrungen waren, glücklich ab, widerstand mit nicht geringerem Muthe dem wiederholten Befehle seines von den Feinden bedrängten und freien Entschlusses beraubten Herzogs, die Festung zu übergeben, trotzte den Spaniern, die auf der Ruine Staufens Posto gefasst hatten, den Kaiserlichen und dem Rathe der Stadt Schaffhausen, die ihn theils mit Waffen, theils mit Worten belagerten, überrumpelte und

*) Es wird aus einer in Eisen gegossenen Büste Wiederholds bestehen, die ein Fussgestell aus Steinen der Burg erhält, zu welchem noch zwei vorhandene Denksteine mit einer Inschrift vom J. 1649 verwendet werden. Die Büste selbst soll zunächst auf einen alten Säulenknauf zu ruhen kommen.

eroberte durch eine glänzende Waffenthat das nahe Ueberlingen und füllte unangefochten „Bauch und Seckel“, wie seine Feinde klagten, vom Raube der Umgegend. Er hatte die Freude, die Veste wohlbehalten und wie im Friedensschmucke glänzend im Jahre 1648 seinem Herrn zurückzugeben. Noch einmal ritt der fröhliche Held von seinem Berge hinunter nach Ueberlingen, seinen guten schwedischen Freunden Valet zu sagen und die Geschütze in Empfang zu nehmen, welche sie seinem Herzog als Geschenk bestimmt hatten. Dann zog er sich in den Friedensdienst zurück, baute sich ein hübsches Schloss zu Neidlingen am Fusse des Reissensteins, den der Leser aus unserm Werke kennt, und liegt zu Kirchheim an der Teck, wo er als Obervogt 1667 starb und nun auch ein Denkmal erhalten hat, begraben.

Nach dieser vom Orte selbst gebotenen Abschweifung schicken wir uns an, die Wanderung durch die Trümmer der Festung zu vollenden. Zunächst am Portale befindet sich der Rittersaal mit der Aussicht auf die Burgen, den See und die Gebirge. Wir übergehen einige Gemächer und Gewölbe, steigen — freilich auf keiner gemächlichen Leiter — an dem zerrissenen Gestein aufwärts und befinden uns jetzt auf dem Thurme, der, ohne eigentlichen Zusammenhang mit dem übrigen Festungsbau, vielleicht zu den Ueberbleibseln der ältesten Befestigung dieses Berges gehört. Derselbe steht so ziemlich in der Mitte des ganzen Burgbaues. Durch mehrere angränzende Gemächer wieder herausgetreten kehren wir uns der andern Vorderseite der Burg zu, wo eine andere Reihe von Zimmern grössere Bedeutsamkeit erhalten hat. In ersten derselben schmachtete ein Held des Friedens — wie Wiederhold ein Held des Krieges war — der edle, gelehrte und freimüthige Johann Jakob Moser, der Consulent der württembergischen Landstände, beinahe fünf Jahre lang in unverschuldeter Gefangenschaft (vom 12. Juli 1759 bis zum 25. Septbr. 1764), unverhört und ungerichtet. Kein Schreibzeug, kein Buch, ausser der Bibel und Gebetbüchern, wurde dem Gelehrten, dessen geistige Speise das Studium der Wissenschaft war, vergönnt; mit seiner erfinderisch geschärften Lichtputze beschrieb er die jetzt zerfallenen Wände mit frommen, geistlichen Trostliedern. In einem andern Gemache sass der preussische Werbeofficier von Knobelsdorf; als Jüngling von 20 Jahren eingesperrt, verliess er die

Kerker mit grauen Haaren. Im dritten Gefängnisse sass der Oberst Rieger, dessen Schicksale Deutschland aus einem Aufsatze Schillers, „Spiel des Schicksals“ überschrieben, kennt. Ignobelere Gefangene, den Gauner Hannikel mit seiner Bande, beherbergte das noch wohlerhaltene Gewölbe unterhalb der Kirche.

Noch sind die Kasematten unter der Burg, das *Duellium subterraneum*, des Besuches werth. Die erste, von dem beschriebenen Thurm unterhalb dem Portal in einer Länge von wenigstens 30 Fuss hinlaufend, war in früherer Zeit ein Weinkeller; seine linke Seite ist in die Felsen des Berges gebauen. Von ihm steigt man in ein bedeutend tieferes Gewölbe, an dessen rechter Flanke ebenfalls noch die Felsen hervorragen; aus ihm wieder aufwärts in ein drittes, mit dem ersten in einer Linie liegendes, an dessen rechter Seite der Fels gleichsam ein steinernes, zu beiden Seiten untermauertes Thor bildet. Diess letztere Gewölbe war, in Gemeinschaft mit dem „Drachen“ und dem „Löwen“, zwei östlichen Pulverthürmen der Festung, zur Aufbewahrung der Munition bestimmt; es hiess deswegen auch das Kugelgewölbe. — Das nöthige Quellwasser lieferte die untere Festung, in der obern befanden sich nur Cisternen. Fünfhundert und sechzig Personen im Ganzen bevölkerten den Berg, darunter die wenig zahlreiche Besatzung, der in der letzten Zeit ein Commandant und ein Vicecommandant vorstand. Jetzt ist Alles Ruine, und der Maierhof allein bewohnt.

Nur ungern trennt man sich von den grossartigen Trümmern, deren vielfältige Lücken und Fensterhöhlen Himmel und Erde gleichsam zu sich hereinziehen und eine bunte Menge der verschiedenartigsten eingerahmten Bilder zeigen.

Betrachten wir Hohentwiel in Verbindung mit seinen Brüderbergen, die sich auf unserm Bilde in so malerischer Gruppirung um dasselbe reihen, so fällt die eigenthümliche Beschaffenheit dieser Berge, sofern sie für den Geognosten interessant sein müssen, schon dem Laien ins Auge. Es sind im Ganzen acht vulkanische Bergkegel, wovon zwei auf der vorliegenden Gruppe durch die übrigen verdeckt, die mitten aus dem Bodensatze alter Fluth aufsteigen, lauter wunderbare, hutförmige Berge, steil aus dem fruchtbaren „Hegäu“ emporstrebend, das vielleicht von ihnen den Namen „Höwgäu, Höhengau“ erhalten hat. Der grösste

darunter ist unser Hohentwiel. Sein Gestein besteht hauptsächlich aus Porphyrschiefer oder Klingstein, eine Steinart, deren Grundmasse Feldstein ist, mit sehr vielen fremdartigen Beimengungen. Man findet in demselben ein geschätztes Fossil, den Natrolith, theils derb als Ausfüllungsmasse der Spalten, theils in kleinen, kugeligen, strahligen Bildungen, von gewöhnlich braungelber Farbe. Aus ähnlichem, dem Basalt oft verwandtem Klingstein bestehen auch die benachbarten Bergkegel, der Staufen, Mägdeberg, Hohenkrähen u. s. w.; der Hohenstoffeln dagegen ganz aus Basalt, dessen einfache, schwere, bläulich schwarze Masse häufig schöne Fossilien einschliesst. Die neuesten Forschungen haben es sehr wahrscheinlich gemacht, dass Klingstein, Basalt und andere verwandte Gebirgsarten nur durch unterirdisches Feuer veränderte und in die Höhe gehobene, primitive Massen sind.

Der ebengenannte Hohenstoffeln ist der erste Berg links auf unserer bildlichen Darstellung. Er trägt auf seinen drei Basalthügeln, gleich einer dreifachen Krone, die Trümmer dreier Burgen, und seine Aussicht ist nicht minder reich und reizend als die, welche von Hohentwiel herab genossen wird; nicht weniger als zwölf alte Burgen sind hier in der nächsten Nachbarschaft erkennbar. Sein Name, wie der Name Staufen, rührt von dem altdeutschen Stouf, Stauf her, welches Berg (Bergstufe) bezeichnet. Stöfelen, Bergeskuppe, ist der älteste Name des Berges und des Geschlechts, das sich davon schreibt. Schon im J. 1034 ward Norbert von Stofelen, ein kriegerischer Mann, später Begleiter Heinrichs III. auf seinem Römerzuge, der Erbauer Appenzells, Abt zu St. Gallen. Zwei und zwanzig Jahre nachher sass auf Befehl Heinrichs III. der Bruder Kaiser Conrads II., der Bischof Gebhard von Regensburg, einer Verschwörung mit Welf III., Herzog von Kärnthen, beschuldigt, kurze Zeit hier, „*in Stofola*“, gefangen. In den folgenden Jahren kommen die Herren von Stoffeln häufig vor, und der Berg kann sich mit grosser Wahrscheinlichkeit auch den Sänger Conrad von Stoffeln vindiciren, der in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts ein noch ungedrucktes Gedicht geschrieben hat: „Gabriel von Montavel, oder der Ritter mit dem Bock“ genannt, dessen Stoff aus dem Fabelkreise der Tafelrunde genommen ist, und den der Dichter, wie er selbst sagt, „zu Hispania“ gewonnen.

Der nächste namhafte Berg auf unserm Bilde — nur ein burgloser Rücken steht vorwärts zwischen ihm und Stoffeln — ist Hohenhöwen, von dem vielleicht das ganze Hegäu seinen Namen hat, wie er selbst den seinen von Höhe. Das Geschlecht, das sich hier, wahrscheinlich schon im zwölften Jahrhundert, festsetzte, kam aus dem fernen Hessenlande und war ein Zweig der Grafen von Ziegenhayn, deren Wappen es führte. Es besass hier bis ins 14te Jahrhundert eine ansehnliche Herrschaft mit dem Städtchen Engen, gab dem Hochstifte Constanz mehrere Bischöffe und starb im 16ten Jahrhundert aus.

Zwischen Hohenhöwen und Hohentwiel sieht auf einem kleineren Hügel die Burg Staufen hervor, die ein komisches Missverständniss eines berühmten topographischen Werkes einst zur Stammburg der Hohenstaufen stempeln wollte. Die Burgtrümmer, die im Hegäu diesen Namen tragen, liegen nur eine Viertelstunde nordwestlich von Hohentwiel und waren einst als Schloss sammt der Herrschaft desselben Namens dem Kloster Petershausen zugehörig. Schwerlich nannten sich Edelleute davon.

Der Mägdeberg, ein fünfter Kegel, wird auf dem vorliegenden Bilde ganz von Hohentwiel zugedeckt. Er trägt die Ruinen einer Burg, die das Kloster Reichenau bauen liess, und die, damals württembergisch, schon im J. 1360 durch den Bund der Seestädte gegen König Wenzel zerstört wurde. Eine Wallfahrt zu den heiligen (eilftausend?) Jungfrauen hatte ihm den Namen *mons puellarum* gegeben.

Auf dem niedrigsten, aber steilsten, zuckerhutähnlichen Vulkanskegel, für unser Auge rechts von Hohentwiel, stehen die Trümmer von Hohenkrähen, im Munde des Volkes Kreihen. Sie ist die sagen- und geschichtenreichste dieser Burgen. Schon das 13te Jahrhundert kennt Edle von Kreigin, die aber im folgenden Jahrhunderte verschwinden. Ums J. 1540 zogen sich die tapfern Vorfechter Zürichs im Kriege gegen die Eidgenossen, die, erst sechzehn, endlich sechzig an der Zahl, „die Zürcherböcke“ hiessen, unausgesöhnt auf dieses Asyl zurück, dessen Schlossrecht sie erkauft hatten, um dem Frieden nicht länger im Wege zu stehen. Die Schweizer selbst, ihre ehemaligen Feinde, sprachen für sie, ja, Landammann Friess von Uri liess sich verlauten: man könnte diesen Böcken, so lange sie verbannt seien,

selbst neue Feindseligkeiten, ja sogar die Gefangennehmung eines grossen Eidgenossen nicht übel nehmen. Das liessen die Böcke sich nicht zweimal sagen, und als derselbe Ammann im Marktschiffe den Zürchersee hinunter fuhr, brachen aus einer Bucht zwei bewaffnete Nachen hervor: es waren die Böcke. „Gebt Euch, Ammann Friess von Uri! fürchtet nichts!“ riefen sie. „Euch ist gut rathen, liebe Gesellen!“ sagte der Gefangene, redlich und darum unerschrocken, im Hinübersteigen; „ich aber meinte nicht, dass der Rath mich treffen soll!“ Die Böcke führten ihn auf Hohenkrähen, bewirtheten ihn gastlich, behielten ihn aber, bis Itel Reding, das Haupt der Eidgenossen, unmuthig dreihundert Gulden für den Gefangenen hinlegte, und ihm die Rückkehr gestattet ward. Den Untergang der Burg führte auch eine romantische Geschichte herbei. Stephan Haussner, ein Edelmann, entführte seine Geliebte, eine schöne Bürgerstochter von Kaufbeuren, auf seine Burg Hohenkrähen, sandte mit seinen Raubgenossen den Kaufbeurern einen Absagebrief und verwüstete die Gegend den ganzen Sommer 1512. Aber die Städter hatten einen Fürsprecher bei Kaiser Maximilian an dessen Bartscheerer und lustigem Rathe, Kunz von der Rose, der ein Bruder Georg Kresslings, eines der gefangenen Kaufbeurer, war. Dieser flehte beim Kaiser um Genugthuung. Der berühmte Bundeshauptmann Georg von Frondsberg erschien im November mit nicht weniger als 8000 Mann und 10 Stücken Geschützes vor der Veste; auch die Augsburger hatten zwei „Nothschlangen“, Pulver und Büchsenmeister geschickt. Und nun setzten „der Sigmund und das Kätterlin“ — diess waren Namen der gröbsten Geschütze — den Jungfernräubern so lange zu, bis sie entflohen oder Gnade erhielten. Nur Stephan Haussner, in der Kirche eines Nachbarstädtchens ergriffen, ward enthauptet. Das mit Felsstücken verrammelte Schloss zerstörten die Bundesvölker.

Drollige Geschichten erzählt sich das Volk von dem „Poppele auf Hohenkrähen“, dem Geiste weiland Herrn Johann Christian Popelius, Schirmvogtes einer verwittweten Freiin von Hohenkrähen, der hier seit Jahrhunderten umgehen, oder, wie der Schwabe sagt, „laufen“ muss. Er ist ein lustiges Gespenst: den Dreschern wirft er die Garbenstöcke auseinander, den Bauern spannt er Ochsen und Pferde verkehrt ein; unerwartet sperrt er auf

ebenem Wege die Räder der Herrenkutschen; wo müde Glas- oder Eierträger um den Weg sind, da verwandelt er sich in einen Baumstrunk, und wenn sie sich niederlassen wollen, verschwindet er, dass sie sich mit ihrer zerbrechlichen Last auf den Boden setzen. Einmal ist er vor die Stadt Rudolphszell am Untersee gekommen und hat dort so hell das Posthorn geblasen, dass der Wächter ans Thor eilte, aber höchlich verwundert war, Niemand zu treffen. Man sieht es, dem ächt allemannischen Geiste fehlt nur ein Hebel, um ihm zu seiner lästigen physischen Unsterblichkeit auch eine poetische zu verschaffen.

Mit diesem heitern Spuke des harmlosen Volksglaubens verlassen wir das Hegäu und unser schönes Schwabenland, so weit es in diesem Werke Raum gefunden hat. Wenn Beschauer und Leser bei den Naturschönheiten dieses vom Himmel gesegneten Landes und den geschichtlichen Erinnerungen, die sich an seine meisten Punkte knüpfen, mit einiger Lust verweilten: so wird es den Künstler nicht gereuen, vor manchem Berg und Thal, Felsen und Wassersprudel, mancher Burg und Stadt in Wind und Wetter, in Regen und Sonnenschein Tage lang gesessen und das, was er hier zu mühelosem Genusse bietet, mit Arbeit und Anstrengung ausgesucht und mit gewissenhafter Sorgfalt auf sein Blatt gebannt zu haben; es wird dem Verfasser des Textes nicht leid sein, diesen ausgewählten Bildern ein eigenes Studium gewidmet, so viele Bücher durchsucht, den Erfund verarbeitet, und überall, wo der fremde Buchstabe nicht ausreichte, zum Wanderstabe gegriffen und Auge, Kopf und Herz an Ort und Stelle mitgenommen zu haben.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.